Auswahl kleiner Romane und Gedichte für Freunde einer aufheiternden Lektüre.

Zweites Bändchen.

Inhalt:

Eginhards Reise ins Chamounythal, von Karl Graß.
Belohnte Theilnahme, von A. v. Kotzebue.
Das Buch Papier, von Ebendemselben.
Kriegerische Abentheuer eines Friedfertigen, von H. Zschokke.
Der Großsprecher, von A. v. Kotzebue.
Was geht es mich an? von Ebendemselben.
Graf Dunkers Abentheuer, von K. Graß.

Aarau 1812
bei H. R. Sauerländer.

Eginhards Reise ins Chamouny-Thal.

Von

Karl Graß.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Eginhard hatte in abgezogener Verborgenheit des Lebens viele Jahre gelebt, als eine Reise, zu der ihn ein ihm selber unbewußtes Verlangen, sich die innere Welt an der äussern aufzuhellen, hinzog. Er kam in das südliche Frankreich, und fand in einer Abendgesellschaft zu Nismes eine Dame, die er deswegen besonders bemerkte, weil sie wenig sprach. Beim weitern Nachfragen erfuhr er, daß es eine Engländerin war, die sich längere Zeit in *** aufgehalten hatte. Eginhard sah sie öfters, aber er blieb fern. Auf seiner Weiterreise machte er die Bekanntschaft eines Genfers, und ließ sich bereden, eine Stelle anzunehmen, wo er für eine mäßige Summe etwas zu schreiben hatte, das ihm vorgelegt wurde. Hier war er ein Jahr gewesen, als Lady S. sich in Genf niederließ, um daselbst in der Stille hinzuleben. Eginhard erneute ihre Bekanntschaft, und fühlte sich von neuem angezogen von der stillen Frau; aber ein zweites Jahr verging, und er blieb ferne wie vorher. Es kamen indessen mehrere englische Familien nach Genf; das Haus

von Mylady wurde glänzend; sie selbst glänzte durch ihren Geist. Eginhard war ein ferner Zuschauer, ob er gleich öfters ins Haus kam, und so verging ein drittes Jahr. Eginhard war ein natürlicher Mensch, es quälte ihn irgend ein Gefühl zu haben, das er sich nicht enträthseln konnte, und faßte den Entschluß, sich Aufklärung zu verschaffen. Er sah Mylady öfters; allein heller wurde ihm nichts. Die seltsame Frau blieb ihm wider seinen Willen interessant, obgleich ihm sein Verstand durch höhere Ideen von dem beherrschenden Einfluß einer Erscheinung losgemacht hatte; aber auch in seiner neuen Welt stand Eginhard isolirt, und er fühlte das Bedürfniß, sich mitzutheilen. Mylady blieb sich immer gleich, doch war eine Veränderung vorgegangen, deren sie sich selber nicht bewußt war, da in allen Ansichten etwas willkührliches und etwas unwillkührliches liegt.

Eines Tages sagte sie zu Eginhard: „Es ist sonderbar, daß wir uns so lange kennen, und beide thun, als ob wir uns fremd wären. Sie haben mich oft an meinen Bruder erinnert, der auch so, wie Sie, still vor sich hinlebte, und den ich wirklich liebte, aber ich dachte ihn immer zu

stören, und so blieb ich meinem eigenen Bruder fremd.“ — Die Art, wie sie dies sagte, war so natürlich, daß Eginhard vor Freude eine ganze Nacht nicht schlief. Als er aber mit wärmerm Herzen wieder zu Mylady eilte, fand er den jungen Lord Wildren, und ohne daß er sich den Grund anzugeben wußte, veränderten sich alle seine Gefühle. Mylady fuhr fort, zu seyn wie vorher, und Eginhard verdroß nichts so sehr, als das, was sie von der Aehnlichkeit mit dem Bruder gesagt hatte, da dieser Bruder selbst nach Genf kam, und Eginhard vorgestellt wurde. Freilich war Sir John ein stiller, doch öfters starrer Mann, und es lag nicht verborgen, daß ein tiefer Stolz seinem abgesonderten Leben zum Grunde lag; daher konnte Eginhard nie sein Freund werden. Der Bruder hielt sich nur drei Monate auf, und kehrte dann nach London zurück.

Mylady war, eine Gesellschafterin abgerechnet, wieder ganz allein. Der Tod ihrer Mutter brachte ihr Kummer, obgleich eine Heirath gegen den Willen ihrer Mutter sie aus ihrer Nähe entfernt hatte. Ihr Herz wurde ungewöhnlich weich. Sie drückte Eginhard die Hand: „Ich fühle, daß ich nicht glücklich bin, aber es tröstet mich, daß

ich einen Freund habe, der meinen Kummer fühlt.“ — Heisses Roth überlief Eginhards Wange. War das nicht Stimme der Natur? sagte er zu sich selbst, und seine weitern Gedanken waren: ich habe der Frau unrecht gethan, sie ist wie tiefe Quellen, sie sprudeln nicht, aber sie sind desto klarer. Er besuchte nun Mylady öfters, und fand immer neues Räthselhafte; aber entweder hatte er sich daran gewöhnt, oder eine allgemeinere Ansicht vom Leben bekommen; genug, er stieß sich nicht mehr an den Widerspruch seines Gefühls, und fing an, die Frau, die ihn einst ihrem Bruder verglichen, als eine Schwester zu lieben. Sein Gefühl war so lauter, daß er selbst es ihr gestand; aber sonderbar wars, kein Gespräch, so offen Mylady auch sprach, brachte ihn zu jenem völlig klaren Gefühl, wie er es doch bei allen andern Menschen hatte. Das Allersonderbarste war, daß, so oft Mylady mit größerer Innigkeit zu ihm sprach, alsdann sein innerer Sinn sich verfinsterte, und er sich, jedoch ohne sich es zu gestehen, die ehemalige Kälte zurückwünschte. Eginhards Geschäfte banden ihn so sehr, daß er nie sich von Genf hatte losmachen können. Endlich nach sechs Jah-

ren gelang es ihm vierzehn freie Tage zu einer Lustreise zu gewinnen.

Er wählte einen nicht gewöhnlichen Weg, und kam in den savoiischen Bergen zu einer Hütte, wo er um eine Nachtherberge ansuchte. Er fand eine Frau, die bitterlich weinte. Ihr war das einzige Kind gestorben. Der Anblick dieser Frau übernahm Eginhard. Er wußte nicht, wie ihm geschah. Er weinte mit ihr, und weinte so sehr, daß er laut schluchzte, wie wenn er ein Kind wäre, das um seine Mutter weinte. Selbst der Leidenden mußte das auffallen. Aber nun hatte auch Eginhard ausgeweint. Er faßte beide Hände des Weibes: „Gott wird dich trösten; denn wunderbar bin ich bei dir getröstet worden. Nun ist mir wohl!“ Nie hatte er eine seligere Nacht verlebt, als in der Hütte. — Am folgenden Morgen ging er fort. Das Weib war nicht zu bewegen, etwas für die Nachtherberge zu nehmen; aber es brachte ihm ein Brodstück mit den Worten: „Als ich das Brod anschnitt, da lebte der Knabe noch.“ Sie fing wieder an zu weinen. Eginhard hob mit Rührung das Brod gen Himmel, und sprach feierlich aus dem Innersten her: „Vergelte dirs Gott!“ Dann

ging er. Er ging wie ein Träumender, bis er endlich in die Gegend eines Gletschers zu einer Stelle kam, wo ein Hirt einige Ziegen weidete; es war tief im August. „Wenns noch recht warm werden könnte“, sagte der Hirt, „so könnte es da wohl noch Grasboden geben.“ — „Wie so?“ fragte Eginhard befremdet, als ergriff ihn eine Ahnung. — „Seht Ihrs nicht“, fuhr der Hirt fort: „an den einzelnen Eisblöcken, daß hier ein Gletscher gelegen hat, der nun nachdem der Sommer vorbei ist, zu schmelzen anfing. — Eginhard schauerte zusammen; ernst sinnend stand er alsdann da, und brach, des Hirten vergessend, in die Worte aus: „Eisberge müssen über das menschliche Herz wegschmelzen, damit eine kleine Stelle grün werde, wann der Sommer vorüber ist.“ Er setzte sich auf einige Steintrümmer zu dem Hirten nieder, zog sein Brodstück aus der Tasche, und indem er mit dem Hirten theilte, brachen ihm die hellen Thränen hervor. „Iß nur getrost mit“, sagte Eginhard: „es sind Freudenthränen.“ Der Hirt nahm das Brod, und sagte nun wie Eginhard, da ers empfangen hatte: „Vergelt es Gott!“

Eginhard setzte, nachdem er auch die zweite

Nacht in einer Wohnung armer Dörfler zugebracht hatte, mit immer mehr Geistesruhe seine Wanderung fort, und gelangte am Abend des dritten Tages zu dem Ziele seiner Bestimmung. Auf dem ganzen letzten Theil des Weges hatte er eigentlich nichts gedacht, sondern nur gelebt, ein neues Leben in der ihm neuen Umgebung. Quellen und Bäume, Trümmer und Pflanzen, alles Todte und alles Lebendige, zog ihn mit magischem Reiz zu ihrer Erscheinungsweise hin. Er kam sich vor wie ein anderer Mensch, und scheute eben daher den Rückblick auf sein voriges Leben, um nicht den glücklichen Traum, der ihn jetzt gleichsam der Wirklichkeit und sich selber entführte, zu zerstören. — Wir lassen ihn für jetzt in der Nähe des gewaltigen Chamouny-Thals, das mehr oder weniger in jedem, der es betritt, jene Eindrücke zurückläßt, in denen der Geist eine wohlthuende Fremdheit mit sich selber empfindet.

············

Es wäre zu viel gefordert, wenn man sogleich auf der Stelle eine völlig genugthuende Auflösung dessen verlangen wollte, was in den Ge-

müthszuständen Eginhards vorgegangen war. Alle Wirkung der Natur hat etwas Geheimnißvolles, und selbst der scharfsinnigste Menschenbeobachter wird nicht selten auf Phänomene stoßen, die in seine Erklärungen der verborgenen Welt der Seele eine Lücke bringen. Minder schwierig dünkt uns in der bisherigen Geschichte Eginhards die letztere Hälfte; dunkler, unerklärlicher die erstere. Wir wollen uns einstweilen an jener halten. Vielleicht wird uns am Ende auch diese dann deutlicher. Nichts ist für Menschen, in denen ein wahres und tiefes Naturgefühl liegt, gefährlicher, als wenn die starke, lebendige Empfindung, die in ihnen lebt, entweder keinen Gegenstand findet, die ihr angemessene Nahrung gäbe, oder wenn diese Empfindung selbst den Gegenstand schafft, der ihr von Aussen gegeben werden soll. Dann tritt für solche Menschen ein Zustand der Bestrickung, des Geblendetseins ein. Sie werden wie in einem Zauberkreis herumgeführt, in welchem sie sich bisweilen, und oft lange Zeit hindurch, wohl zu fühlen glauben. Indessen kehrt von Zeit zu Zeit ein Ringen der innersten Natur zurück, wie ein durchgreifender Fieberschauer, den irgend eine

verborgene Störung des Gesundheitszustandes hervorbringt, aber erst wann etwas Glückliche oder Ungewöhnliche den Zauberkreis der Ideen durchbrochen hat, fällt wie ein Nachtgespinnst der umhüllende Flor von den Augen. Dann ist der Mensch, wie wir ihn angenommen haben, wieder Kind. Es strömt nie gekannte Seligkeit in sein Herz, und was in ihm vorgeht, sind in der Erscheinung gleichsam Wunderdinge.

Eginhard hatte seit Jahren in einem Verhältniß gelebt, wo nichts seinen Geist besonders gefesselt hatte. Ein tief liegendes Bedürfniß ließ sich bei seiner noch zu geringen Menschenkenntniß durch den Schein von einem Gegenstande blenden, den seine Phantasie erhellt hatte. Immer aber haben auch die Umstände und die oft höchst sonderbaren Verkettungen derselben ihren Antheil daran, daß gewisse Zustände hervorgebracht werden, die hernach selbst dem, der sie erlebte, ein Räthsel sind. Genug, kein Zustand des Unnatürlichen kann von anhaltender Dauer sein, und das Eintreten in das Gefühl des Naturwahren ist wie das Erscheinen des ersten Sonnenstrahls am Morgen. Mit ihm ists auch Tag, und alle Träume der Nacht sind vergessen.

Wem nach diesem Winke Eginhards Zustand, als er zufällig zu dem rührenden Bilde ungekünstelter Natur in jene Hütte der armen weinenden Frau hinzutrat; seine Thränen, als er dunkel fühlte oder ahnete, daß jede wahre Natur in ihrem himmlischen Erscheinen und Wirken von erkünstelter Naturnachäffung himmelweit verschieden ist; seine Beruhigung, als er aus dem Munde eines in seiner Einfalt hinlebenden Hirten in der Wildniß etwas vernahm, das ihm zu einem Worte hoher Weisheit wurde — wem dies alles nicht von selbst klarer geworden ist, dem würde auch die längste psychologische Analyse es nicht hell machen. — Wir kehren zu Eginhard dem Wanderer zurück.

„Wohin bin ich versetzt?" sagte Eginhard zu sich, als er beim ersten Erblicken des Chamouny-Thals jene Welt, die er bisher gesehen, gleichsam verschwunden sah. Ihm schlug das Herz mit stärkerm Schlage. Die ganze Seele flog in dem scheuen Blick dahin. Das Wort, das diese Gegend nannte, tönte wie Posaunenton in sein Ohr. Er fühlte sich von dem Ueberwältigenden des Anblicks solcher Höhe und Tiefe von allem dem, was dem Chamouny-Thal

einen ganz eigenen, ausgezeichneten einzigen Karakter gibt, wie zu Boden geworfen, und erschrak, wie noch nirgends, vor der Kleinheit des Menscheninsekts hier, wo die Natur in ihrer herrschenden Größe erscheint. Immer tiefer und tiefer stieg er von der Seite des Col de Balme hinab, und immer tiefer schien das Thal zu sinken, aber die dunkeln Tannenwälder dehnten sich immer mehr aus, die Thalwasser rauschten stärker, Dämmerung engte das Getrennte, dunkelklar glänzte der Himmel; die Sonne war nicht mehr zu sehen, aber die Aiguillen oder starren Felsengipfel, welche an der südöstlichen Seite des Chamouny-Thals wie romantische Riesenschlösser in die Luft ragen, brannten in blendend leuchtendem Goldglanz.

Eginhard blieb sieben Tage lang in Chamouny, wo er in dem besten Wirthshause des Oertchens sich einquartiert hatte. Diese ganze Zeit seines Aufenthaltes war ihm, und wurde es immer mehr, eine heilige Zeit seines Lebens. Unschätzbar war ihm das, auch wenn er es erst später einsah, daß er allein war. So drangen die großen, tiefen Eindrücke der Natur ungetheilt und ungeschwächt in seine Seele. Kein Ausdruck

bezeichnet die Sache wahrer, als der schon früher gebrauchte; er wurde hier zum Kinde, d. h. er empfing alles, was auf ihn wirkte, als hätte er noch nicht in der Welt gelebt, ohne Raisonnement, ohne Vergleichung — und in der That, es wäre allen, die solche Gegenden bereisen, recht viel von diesem kindlichen Sinn zu wünschen; denn jene Reisenden, welche alle Reisebeschreibungen auswendig wissen, oder jene Engländer, welche das Chamouny = Thal wie einen unbändigen Reitgaul ansehen, kurz allen, die zu einer solchen Natur nichts anders brachten oder bringen, als ihr methodisch oder modisch zugestutztes Ich, thäten besser daran, nie davon zu sprechen, daß sie in Chamouny waren.

Er stand ohne Worte in dem Mittelpunkt der ihm neuen Wunderwelt. In ganzen Stunden, in denen sein Auge auf den mannigfaltigen großen Einzeltheilen dieses großen Ganzen ruhte, und sein Geist auf die mannigfachste Weise bewegt wurde, war alle Sprache der Bücher in ihm verklungen, aber in Bildern, von denen er noch keine Ahnung gehabt hatte, gab sich ihm ein Anschauen, das ihn beseligte, wenn es auch gleich mit einer gewissen Verachtung seines ganzen vo-

rigen Wesens verbunden war. Er lebte ohne Erinnerungen aus der Menschenwelt, und ohne Sehnen nach ihr. Der Himmel war hier sein einziger alter Bekannte, zu dem ihn ein innigeres Verlangen hintrieb, und je näher er ihm auf seinen Morgenwanderungen kam, desto wohler wars seiner Brust. Ihm nahe wurde er selbst mit der schreckenden, erdrückenden Natur des gigantischen Thales vertraut, weil sich auf den hohen Standpunkten alles Einzelne in richtigerm Verhältniß zum Ganzen und in erfaßlichem Bilde gibt. So lebte Eginhard in Chamouny ein von seiner vorigen Lebensweise himmelweit verschiedenes Leben, wer möchte aber durchaus die Möglichkeit läugnen, daß bei diesem neuen Zustande doch dunkel alles vorige mitwirkte?

Fünf Tage waren ihm in dieser eigenen Naturbegeisterung vergangen, als er am sechsten sehr frühe den Montansier, eine bekannte Höhe, von der man auf das mer-de-glace herabsieht, erstiegen hatte. Der Anblick dieser glänzenden Todeswiese hat etwas schauerlich Entzückendes. Egiuhards Gefühle wurden hier auf eine etwas befremdende Weise verändert. Das hohe Schweigen seiner Seele war dahin. Die Worte des

Hirten an jenem Gletscher erneuten sich seinem Gedächtniß, doch wußte seine Phantasie ihm diesmal glücklich durchzuhelfen, ohne ihn wie dort an Genf zu erinnern. Er blieb mit seinen Gedanken bei allgemeinen Betrachtungen stehen. Das Herzlose bei allem blos Glänzenden malte sich ihm in vielfachen aus dem Leben genommenen Bildern aus, und er glaubte einzusehen, daß eben deswegen so wenige Stellen seiner bisherigen Lebensbahn sich mit erfreulichem, daurendem Grün bekleideten, weil er dem Idealen oder dem mit erborgtem Schein des Idealen Glänzenden entweder zu sehr oder zu leicht gehuldigt hatte. Dieser Ernst seiner Gedanken war ohne Zweifel zum Theil durch seine bevorstehende nahe Rückkehr vorbereitet; das bewieß auch sein Entschluß, daß die Exkursion dieses Morgens seine letzte auf den Höhen sein sollte. Er wollte mit Eindrücken aus dem Hüttenleben der Menschen Chamouny verlassen, und diese Eindrücke sollten für immer sein Herz bewahren vor allem, was aus der Welt einen Roman macht.

Mit diesen guten Vorsätzen verließ er sehr heiter die Höhe des Montansier. Er war mit seiner ganzen Reise, er war mit sich selber

zufrieden. Ein solcher Zustand pflegt fast immer da einzutreten, wo dem Menschen einzelne hellere Ideen und Gefühlspunkte wie Leitsterne aufgegangen sind.

Es war schon Dämmerung, als Eginhard nach dem Wirthshause kam. Er fühlte sich etwas müde, und wollte zu Nacht auf seinem Zimmer speisen. Als er den Schlüssel forderte, war der Bediente nicht sogleich da, und man bat ihn, sich einen Augenblick zu verziehen. Eginhard ging indessen, ohne etwas weiters dabei zu denken, dem Saale des Hauses zu, wo er öfters in den Abendstunden am Kaminfeuer zugebracht hatte. Wie ist ihm, als er die Thüre öffnete, und an dem Kamine eine bekannte Gestalt erblickt, die im Augenblick die Arme ausbreitet, und mit dem unverkennbaren Ausruf freudiger Ueberraschung ihm entgegen geht? — Ein Todesschrecken bemeisterte sich Eginhards, als er in der Gestalt Mylady — sie selbst — erkennt! Es war ihm nicht anders, als wäre er in diesem Augenblicke von der Höhe des Dom de Gontée oder von der Aiguille de Drouet herabgestürzt. Demungeachtet drückte er in demselben Augenblicke mit Leidenschaft Myladys Rechte an seine Lippen,

und sagte wie sie: is it possible! So dezidirt weiß das menschliche Herz seine Schwachheiten durchzusetzen, wann irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß einen Strich durch die Rechnung des Verstandes zieht.

....

Zu Eginhards Rechtfertigung — wenigstens damit ein Vorfall, in dem alle mögliche Konsequenz liegt, nicht als eine Inkonsequenz zum Nachtheil des jungen Philosophen erscheine — erlaube man uns eine allgemeine Bemerkung, welche schwerlich von irgend einem als unstattbar bestritten werden wird. Es gibt unläugbar Augenblicke im Leben, da gleichsam ein tückischer Dämon sichs so recht eigentlich aufgespart zu haben scheint, das menschliche Herz mit sich selber in Widerspruch zu bringen, und das meistens in Momenten, da man es am beßten mit sich selbst, und am ernstesten mit der Wahrheit meinte, um sich dann über das vergebliche Streben der Erdenkinder, ihrer Weisheit froh zu werden, sich lustig zu machen, und ihnen die beglückende Thorheit unter dem Bilde der Weisheit täuschend vor die Seele zu führen. Eginhard

hatte treulich das Seine gethan; unfehlbar wäre er mit jedem Tage in seinen neuen Vorsätzen unerschütterlich geworden, wenn nicht ein solcher Zufall sich ereignet hätte, der ihn zwang, der Wirklichkeit, und zwar wo er einer offenbaren schwachen Seite sich bewußt war, die Stirne zu bieten. Die zwei verschiedenen Empfindungsreihen, welche sich in seiner Seele bekämpften, waren von so heterogener Natur, daß beide nur dann sich ins Feld gegen einander stellten, wann eine des Sieges über die andere gewiß war. Auf den Höhen von Chamouny wich Genf mit allem, was ihn dort beunruhigte, als ein verloschener Punkt aus Eginhards Gedächtniß in die Ferne zurück, als der tückische Zufall bei seiner Rückkehr vom Montansier Myladys Rechte in seine Hände gab, sank das Chamouny-Thal wenigstens um dreitausend Toisen in seiner ganzen Höhe und Größe, und gestattete jeder gewöhnlichen Empfindung wieder freien Zugang.

Mit dem Ausruf: „ists möglich!“ näherten sich Mylady und Eginhard dem Kamin, und es ist zu bemerken, daß Eginhard noch mehrere Male den Ausdruck: is it possible! wiederholte. Wer erwartet aber nicht von ihm zugleich

eine Menge von Fragen der Neugier, da bei seiner Abreise von Genf auch kein Gedanke daran vorhanden war, daß Mylady eine Reise machen würde, die sie oft gemacht hatte, und auch gar nichts anders die Art ihres Kommens verrieth. Dies war aber nicht der Fall. Eines Theils nämlich war es eine Art Delikatesse von Eginhards Seite, daß er keine solche Frage that, da er bei seinem Weggehen auch nicht gesagt hatte, wohin Er ginge; auf der andern Seite aber wollte der Ueberraschte das seltsame Fremde dieses Erscheinens nicht eher in der Reihe der natürlich zugehenden Dinge sehen, als bis es von selbst sich auflösen würde. Was Mylady ihrerseits dachte, läßt sich nicht genau angeben, eben so wenig ob die Vermuthung, Eginhard in Chamouny anzutreffen, in der Reihe ihrer anderweitigen Gründe mit ein Gewicht gehabt? Genug, ihre Freude ihn anzutreffen, war unverstellt, denn das glauben wir bemerken zu dürfen: sie wollte Eginhard wirklich wohl, eben weil er ein sehr bescheidener Mensch, und in vielen Stücken ein eigener Mensch war. Es ist dies ein Ruhm, der vorzugsweise der englischen Nation gebührt, daß sie das Karakter-

eigenthümliche nicht nur zu ertragen, sondern auch natürlich zu schätzen weiß, selbst wo es an das Bizarre gränzt, während die mehresten andern Nationen alle Abweichung von der einmal auf dem Gesellschaftsmahl gestempelten Form als Sünde oder Narrheit anzufeinden pflegen. Alles das Vorstehende mußte man wissen, um das kurze Gespräch zwischen Mylady und Eginhard vor dem Kamine besser zu verstehen, nachdem beide sich niedergesetzt, und Mylady um den Thee geklingelt hatte.

Mylady war in einer Art von Reisekleidung, die ihr etwas ganz Fremdes gab, und zu dem immer Fremderscheinenden ihrer ganzen Art und Weise vortrefflich paßte. Um so zauberischer klang aus ihrem Munde die trauliche Aeusserung: „Ich habe oft an Sie gedacht, lieber Eginhard, selbst mit Unruhe." — Dieses liebevolle Eröffnen der Unterhaltung trieb plötzliche Glut in Eginhards Wangen, und legte ihm allerwenigstens eine Antwort nahe, die jeder Mensch von gutem Ton einer Dame in einem solchen Fall gegeben haben würde. Wirklich standen auch schon auf seinen Lippen Worte einer ähnlichen Gegenversicherung, auf die sich ein bedeutender Accent lege

ließ, als es ihm einfiel, daß dies ja nicht wahr sei. Um daher weder eine Unwahrheit noch Unhöflichkeit zu sagen, schwieg Eginhard lange, indem er mit immer mehr steigender Verwirrung zur Erde blickte, und die Ecke seines Schnupftuches zwischen den Fingern drehte. Endlich bemächtigte sich ein offenbarer Finstermuth seiner Stirne — man erinnere sich ähnlicher Geistesveränderungen, als er noch in Genf war — aber er faßte sich mit möglichster Ruhe, und sprach diese Worte: „Die Wahrheit zu sagen, Mylady, habe ich einerseits an nichts Einzelnes gedacht, wohl aber haben mich wichtige allgemeine Ideen beschäftigt. Unter andern wurde mir durch Zufall der Gedanke in die Seele gelegt, der immer mit furchtbarer Wahrheit mit dem Zeichen des Bildes, bei dem er sich mir eindrückte, vor mir steht; er hieß: Eisberge müssen über das menschliche Herz wegschmelzen, damit eine kleine Stelle grün werde, wann der Sommer vorüber ist.“

Mylady hörte mit ihrer gewöhnlichen Ruhe diese Worte, die ihr in aller Hinsicht, und zumal als Antwort auf das, was sie so eben gesagt hatte, höchst seltsam klingen mußten, und

ein so begonnenes Gespräch spannt mit Recht unsere Aufmerksamkeit. Allein glücklich für Mylady, die so aller weitern Erklärung entging, und nicht unangenehm für Eginhard, dessen Aeusserung so als ein isolirter Gedanke, gleich einer bedeutenden Inschrift, stehen blieb, öffnete sich in dem gleichen Augenblick, als Eginhard die obigen Worte gesagt hatte, die Thüre, und mit einem Lichte in der Hand trat in den Saal Mademoiselle D.., eine junge liebenswürdige Genferin, die als Gesellschafterin Mylady begleitet hatte. Die Unterhaltung nahm eine allgemeine Richtung. Madem. D. sprach mit Feinheit von dem Vergnügen, das ihr die Reise gewährt hatte. Mylady fügte interessante Bemerkungen hinzu, die ihre Bekanntschaft mit allen Eigenthümlichkeiten dieser Gegend ausser Zweifel setzten; auch Eginhard wurde wieder froh. Unterbrechend das Gespräch fragte endlich Mylady: „Liebe D., haben Sie meinen kleinen Auftrag erfüllt?“ — „Ich werde sogleich fertig sein“, sagte Madem. D., nahm das Licht, mit dem sie gekommen war, und ging wieder. — Eginhard gerieth hiebei in die größte Verlegenheit. Je weniger Mylady es zu fürchten schien, mit ihm allein zu sein, desto

größere Aengstlichkeit empfand er. Sie stand immer vor ihm da, als ein unerklärbares Wesen, und eben weil er sie nicht zu durchschauen vermochte, war sein Inneres ohne festen Punkt der Haltung. Unter diesen Umständen war ihm etwas erwünscht, was zu jeder andern Zeit ihm widrig gewesen wäre. Man hörte nämlich auf der Gasse einen Lärm. Reuter schienen angekommen zu sein, und Mylady sagte sogleich: es wird Lord Wildren sein, der noch zum Fall der Arve geritten ist, obwohl es schon spät war. In fünf Minuten sprengte der englische Wildfang mit seinen zwei Jagdhunden in den Saal, wo von nun an blos er Stimme hatte. Auf Eginhard, obwohl der Lord ihn schon in Genf gesehen, schien er gar nicht zu achten, als wäre er gar nicht da, doch geschah dies keineswegs aus Geringschätzung, sondern weil er keines Interessens für Menschen, die nicht seines Schlages waren, fähig war. Seine zärtlichsten Worte waren an die beiden Hunde gerichtet, bis er endlich mit dem einem ächten Britten unentbehrlichen *God dam*! in die Versicherung ausbrach: „er habe Hunger wie ein gejagter Winterwolf.“ Sogleich wurde ein solcher Lärm gemacht, heftig geklingelt, ge-

stampft, gerufen, daß alle Bedienten des Hauses herbeiflogen, das Nachtessen auf der Stelle zu serviren. Mylady hatte, bis man sich zu Tische setzte, bei ihrer kleinen Handarbeit sich nicht stören lassen; Eginhard indessen in Saussüres Reise, die auf dem Theetisch lag, hineingeblickt. Madem. D. war gleich nach dem Lord wiedergekommen. Bei Tische ging die Unterhaltung gar nicht aus, denn das Essen war nach Mylords Sinn, und zwei Bouteillen des beßten Burgunders trugen auch das ihrige bei, ihn gesprächig zu machen.

Ehe man den Tisch verließ, wurden noch ein paar Verfügungen für die Guiden getroffen, und Mylady ersuchte Eginhard, wenn es ihn nicht sonst in seinem Reiseplan störe, die Ausflucht auf den Montansier mitzumachen. In keinem Fall konnte Eginhard dies ausschlagen, und mit Anwünschung der guten Nacht ging die kleine Gesellschaft aus einander.

Als Eginhard endlich wieder auf seinem Zimmer und allein war, wollte er's versuchen, einen Schnellblick auf die Geschichte dieses Tages zu werfen, und einiges in seinen Gedanken aufzuklären, allein sein Geist war so in sich selbst

verwirrt, als wäre in seiner innern Welt alles chaotisch durch einander geworfen worden. Deswegen kam er auf den gescheuten Gedanken, durchaus nichts denken zu wollen. Er hüllte sich daher in seine Bettdecke und schlief, wozu die Müdigkeit, die ihm von seinen anhaltenden Exkursionen geblieben war, das ihrige beitrug, wie wenn gar nichts vorgefallen wäre.

....

Ehe wir die kleine Gesellschaft nach dem Montansier aufbrechen lassen, sei uns eine Bemerkung erlaubt, welche das ganze Verhältniß derselben besser aus einander setzen mag.

Man irrt gewöhnlich nirgends mehr, als in der Beurtheilung dessen, was Andern Vergnügen gibt; daher kann es leicht geschehen, daß in einer Gesellschaft, wo alles aufs Vergnügen berechnet war, doch niemand sich froh fühlt; umgekehrt aber, daß bei einer, dem Anschein nach, nicht zusammen passenden Gesellschaft, je nachdem die Beziehungen sind, jeder seine Rechnung findet. Das letztere glauben wir in Ansehung jener Personen behaupten zu dürfen, die sich in Chamouny zu dem ermeldeten Abendessen zusammen gefun-

den hatten. Lord Wildren war, wie er in der Welt leibte und lebte, in Chamouny, das war hinreichend, ihm überströmende Behaglichkeit zu geben. Sein Genuß war der solideste. Mylady mußte mit den Eigenthümlichkeiten ihrer Nation bekannt sein, und hatte den Lord, der überdies ihr Verwandter war, gerne; von der weiblichen Eitelkeit aber läßt sichs erwarten, daß ihr der Triumph über Eginhards Philosophie nicht entgangen war; daher konnte für eine feine Frau ein solches so beschränktes Verhältniß, wo Geheimes und Offenbares wie ein künstliches Lombrespiel nur ihr zur Uebersicht gegeben war, nicht anders als erwünscht sein. Eginhard hatte zwar nur eine negative Rolle, aber sie sicherte ihn vor jedem möglichen Mißgriff, und doch war der Punkt in Anregung gebracht worden — wie es nicht glücklicher hätte geschehen können — an dem sein ganzes Empfinden wie erkrankt war. Das war für einen Philosophen genug. Madem. D. war dem Einerlei der Abendkonversation in ihrem gewöhnlichen Leben zum ersten Male entflohen; angenehm mußte ihr schon das sein, was verschieden von ihrer Alltagssphäre erschien. — Diese scheinbare Unterbrechung der Erzählung

wird niemand ungern haben, der als Menschenbeobachter ihrem Gange folgen will.

Ein heiterer Morgen hatte die frühe Ankunft der bestellten Guiden und Rosse beschleunigt. Mylady hatte sich kaum Zeit gelassen, ein leichtes Frühstück zu nehmen, und ohne den Lord abzuwarten, der sich nicht genirte, aber auch nicht leicht den Mangel an Rücksicht auf ihn übel nahm, trat man die Wallfahrt zum Montansier an. Ernst aber bequem ist der Weg. An eine zusammenhängende Unterhaltung der kleinen Gesellschaft war nicht zu denken. Die Guiden, welche die einzelnen Personen begleiteten, beeiferten sich um so mehr, das Gespräch mit den einzelnen Personen nie ausgehen zu lassen. Eginhard beschloß den Zug, und da auch er — er wußte selbst nicht wie, noch warum? — sich zu Pferde befand, so war es natürlich, daß er da und dort die Arme über einander schlug, und sich fragte: „Ists ein Traum, oder ists Wirklichkeit, daß ich wieder auf den Montansier kehre, und zwar mit derjenigen Person, von der ich — denn nun konnte er sichs nicht mehr läugnen, daß er doch vor allen Dingen an sie gedacht, als er sein neues System der Ruhe sich entwarf — für im-

mer Abschied genommen zu haben glaubte?“ Die Ideen des vorigen Tages kehrten ihm wieder, er blickte auf die Abendszene in Chamouny wie auf eine Posse des alles durch einander werfenden Zufalls hin. Mit einem Wort, sein Geist erhob sich wieder in die Region der Höhen.

Ehe man die letzte Strecke des Weges, der über ein tiefes Holzries (ein abschüssiges Hohlbett an einer Bergseite zum hinunterschleussen der auf den Höhen gefällten Stämme) führt, kam der Lord angesprengt, den die vergessene Morgensuppe für seine Hunde zurück gehalten hatte; die Guiden fingen ein Gejohle an, und so kam man mit verdoppelter Eile zu der Absteigestelle. Der Anblick war wunderschön! Mylady war von ihm entzückt. Der Lord ausser sich. Eginhard still; Madem. D. halb erfroren. Das mitgenommene Frühstück begeisterte.

Der Lord hatte keine Ruhe. Mit zwei der gewandtesten Guiden verließ er die Gesellschaft, um auf das mer-de-glace hinab zu steigen. Die Luft war indessen so rauh, daß Mylady, nachdem sie schweigend lange in die seltsame Gegend hinaus geblickt hatte, zur Rückkehr Lust zeigte. Eginhard machte die Engländerin auf die

wenigen grünen Stellen aufmerksam, die an der Senkung des Eislagers an den Felsen der Gegenüberseite wie ein schwacher Schimmer zu sehen waren. Sehen Sie, Mylady, dort ein Bild zu jenen Worten, die ich Ihnen gestern Abend sagte. Mylady antwortete: „Ich habe sie nicht vergessen, aber weder der Sinn noch die Anwendung des Bildes scheinen mir richtig genommen zu sein. Die Natur will überall als Natur genommen sein, dann ist sie in jeder ihrer Wirkungen groß; es dünkt mich eine kränkelnde Ansicht, von irgend einer Natur zu verlangen, daß sie anders sei, als sie ist.“

Auf eine so philosophische oder stolze Antwort war Eginhard nicht gefaßt, und gerade als ob sie so abgebrochen da stehen sollte, wie am Abend vorher Eginhards Worte, gab in demselben Augenblicke Mylady das Zeichen zum Aufbruch, und zwar um noch den Fall der Arve zu erreichen. Eginhard dachte nicht sowohl über den Sinn von Myladys Worten, als darüber nach, was sie auf eine solche Antwort gebracht haben könnte? doch kam er nicht ins Reine. Der Weg wurde indessen ohne weiteres Hinderniß

zurück gelegt; man begnügte sich aber, den Wasserfall aus der Ferne zu sehen, und kehrte zum Ausruhen in die hölzerne Wohnung eines der Guiden ein.

Dürftig war die Wohnung, und der Anblick mehrerer Kinder, die alle elend gekleidet waren, hatte nichts idyllisches. Mylady fragte den Guiden, dem das Haus gehörte, ob er zufrieden lebe? Seine Antwort war: „Im Sommer geht es so hin; aber wann wir sechs bis sieben Monate im Schnee wie begraben stecken, und uns wie die Maulwürfe hervor graben müssen, oder die herabstürzenden Lawinen uns von allen Seiten schrekken und drohen, dann wünschten auch wir nur eine Sommerreise nach Chamouny machen zu dürfen. Meine glücklichsten Tage — fuhr der Mann fort — waren, als ich Soldat in Frankreich war, und Urlaub erhielt, für drei oder vier Wochen nach Haus zu gehen.“ — „Aber gilt Euch das nicht als größerer Gewinn“, fiel Eginhard ein, „daß Ihr nun immer daheim seid, Euer Werk treibt, Euer Weib und Eure Kinder um Euch seht?“ — Der Guide erwiederte: „Wenn ich aus Lyon oder Dijon den Montblanc sah, schlug mir das Herz; denn ich sah seine Höhe,

und dachte: dort ist meine Heimath! Seit ich an seinem Fuße angesiedelt bin, sehe ich nur seine Schneelager und — friere."

Diese unerwartete Antwort hatte auf Eginhard wie auf Mylady Eindruck gemacht. Das erste Wort der letztern, als man in Erwartung des Lords sich im Wirthshause an den Tisch gesetzt hatte, war: „Was dünkt Sie, lieber Eginhard, von der letzten Aeußerung unsers Guiden?"

Eginh. Es liegt, ich weiß nicht was, das treffend ist, in jeder Antwort; doch habe ich sie nicht gern gehört. Der einfache Mensch sollte über sein Vergnügen nicht vergleichend urtheilen; er sollte es instinktmäßig genießen.

Mylady. Scheint es doch gewissermaßen zu den allgemeinen Krankheiten der Männer zu gehören, daß sie den Ansichten aus der Ferne am zugeneigtesten sind!

E. Auch dürften sie wohl im Ganzen die richtigsten sein.

Hier widersprach offenbar Eginhard sich selbst, aber er hatte sich von neuem in die Ideen, die hauptsächlich auf der Reise nach Chamouny

sich seiner bemächtigt hatten, verwickelt. So konnte er nicht streng logisch konsequent antworten.

Mylady erwiederte: „Und dennoch haben Sie selbst eben erst eine solche Ansicht gehabt.“

E. Ich unterscheide. Die Beurtheilung dessen, was uns in der Nähe nicht deutlich werden kann, will aus der Entfernung gefaßt sein. Was diese Deutlichkeit nicht erfordert, und das ist doch beim Genuß simpler Lebensverhältnisse der Fall, da sei man des Nahen froh, ohne grübeln.

Mylady lächelte, als Eginhard diese Worte sagte. Behalten Sie doch ja, was Sie eben gesprochen haben, und worin ich den grundbeßten Menschen in Ihnen erkenne; aber gestehen Sie es nur, Sie selbst nehmen, besonders wann Sie zu einem hohen Gletscher kommen, ein wenig Theil an dem, was Sie selbst als eine Krankheit eingeräumt haben.

Eginhard wurde roth. Er sagte mit einiger Heftigkeit: „Alles was ich in Liebe nicht fassen kann, und was in starrender Unbegreiflichkeit vor mir stehen bleibt, ist für mich ein Gletscher.

M. Es gibt auch Gletscher, die friedlich zwi-

schen grünen Wiesen liegen, als wären sie nur da, den Reiz dieser zu erhöhen. Warum wollen wir aber nur in Bildern sprechen? Wie mich dünkt liegt etwas auf Ihrem Herzen, das Ihnen eine zu ernste Ansicht des Lebens gibt. Ich möchte dieses Eis, das Sie sich selbst auflegen, weggeräumt sehen.

Mylady sprach das Letzte mit so vieler Gutmüthigkeit, daß Eginhard seine Rolle des Philosophen vergaß. Er faßte Myladys Hand (sie hatte noch ihre braunen englischen Handschuhe an, und Madem. D. schrieb an ihrem Reisetagebuche): „Sollte ich Ihnen wirklich Unrecht gethan haben?“ fragte er, indem er sie scharf ansah.

Mylady zog die Hand zurück: „Ich will doch nicht hoffen, daß Sie mich mit einem Gletscher verglichen haben?“

Eginhard war in der größten Verlegenheit. Er erwiederte: „Sie haben dem männlichen Geschlecht einen Vorwurf im Allgemeinen gemacht; ich möchte daher auch die weibliche Natur einer, wie es scheint ziemlich allgemeinen Eigenschaft zeihen, die wenigstens nicht zu den Tugenden gehört, sie hat das Anziehende, Glän-

zende und das Zurückstoßende der Eisthäler.“

„Das ists nicht, was Sie sagen wollten“, entgegnete Mylady, „aber in jedem Fall sollen Sie das Unrecht, das sie dem weiblichen Geschlecht anthun, schwer büssen. Kommen Sie nur erst nach Genf! abwärts von den Gletschern.“

Was Mylady mit diesen Worten sagen wollte, das konnte Eginhard durchaus nicht begreifen, und die Rückkunft des Lords, der diesmal wirklich die gegründetesten Ansprüche auf das Mittagessen hatte — es war aber schon sechs Uhr Abends — unterbrach alle weitere innigere oder geistigere Unterhaltung.

****

Am folgenden Tag wollte man zum Bosson-Gletscher sich führen lassen, und damit wollten die Frauenzimmer für diesmal sich begnügen. Lord Wildren hatte im Sinn den Col de Balme zu ersteigen, oder sonst eine Höhe, denn er hatte des Eises satt bekommen, indem er bei einem Haare in eine Spalte hinabgestürzt wäre. Beide Vorsätze scheiterten, indem ein ungünstiger Tag einfiel, und man beschloß, was im Grunde

auch für Eginhard das willkommenste war, nach Sallenche aufzubrechen. Dies geschah auch wirklich auf einer char à banc mit großer Schnelligkeit. Man war mit Wachstaffetmänteln versehen. Der Lord blieb zu Pferde. Diese Reise war nicht die angenehmste. Ein feiner Staubregen zwang die Frauenzimmer sich zu verhüllen, und Eginhard genoß kaum einen Schatten dieses bei schönem Wetter so herrlichen Weges. Ihn machte die Witterung oder seine innere Stimmung finster. Der alte Kampf seiner Seele zwischen Glauben und Nichtglauben war in ihm wieder reger geworden, und wann er sich genau fragte, so war in seiner Seele doch nichts klarer. Die erste Hälfte seiner Reise stand vor ihm in goldenem Sonnenschein; die letztere war wie von einem Dämon herbeigeführt, ihm alles zu verwirren, und er fühlte, daß er ohne Dazwischentreten von etwas Ausserordentlichem nicht wieder Herr seiner selbst und einer klaren Ansicht werden könne, da Mylady ein Uebergewicht über ihn behauptete, das seine innere Freiheit beschränkte, seine Ruhe störte, ohne ihn für solche Aufopferungen zu entschädigen. Sein innerstes Gefühl hieß ihn diese Frau meiden, ohne daß er sich deshalb einen Grund

angeben konnte; aber zugleich hatten die Heiterkeit, welche ihre Stirne umschwebte, die Feinheit ihres Geistes, und das Durchblitzen eines wenigstens nicht fühllosen Herzens in ihrer Nähe so viele Zaubergewalt über ihn, daß er ihr Unrecht zu thun fürchtete. Seit Chamouny war inzwischen seine Eitelkeit ein wenig gereizt worden, indem es in der That schien, als spiele Mylady mitunter ein künstliches Spiel gegen ihn.

Unter den angegebenen Umständen konnte es nicht fehlen, daß die kleine Gesellschaft im Ganzen etwas verstimmt nach Sallenche kam. Selbst Lord Wildren war zum ersten Male stille. Mylady begab sich auf das ihr eingeräumte Zimmer; Eginhard durchstrich, ehe es noch völlig Nacht wurde, die umliegende Gegend. Zu dem Nachtessen, das sehr zeitig bestellt war, fand sich die Gesellschaft wieder beisammen, und Mylady, um die Grillen ein wenig zu vertreiben, ordnete einen Punsch zum Nachtisch an, den man vor dem Schlafengehen am Kaminfeuer trinken wollte. In einem Zwischenaugenblicke nach dem Nachtessen, da sich Lord Wildren und Eginhard allein im Zimmer befanden, sagte Ersterer zu Eginhard — durch ein Spiel Karten, das auf

einem Nebentische lag, dazu veranlaßt: — „Spielen wir eine Parthie Pharo.“ — Eginhard hatte eigentlich keine Lust dazu, willigte ein, da es die erste Aufforderung des Lords an ihn war, und sie setzten sich. Der Lord hielt die Bank, und war zugleich Spieler. Sein erstes Wort, freilich für ihn sehr unbedeutend, war: „Einen Dukaten die Pointe. Eginhard dachte, zehn Dukaten wende ich daran, und setzte, jedoch immer nur einen Dukaten auf die Karte. Er verlohr alle, und es blieben ihm nur noch zwei in der Tasche übrig. Einen wollte er noch daran wagen. Mit dem andern hofte er in jedem Fall nach Genf zu kommen. Zum erstenmale gewann seine Fünf, und gewann, ohne daß er ein Paroli gebogen hatte, zehnmal hinter einander. Ein solcher Fall brachte den Lord ausser sich. Er rief: „Quitte à double!“ — Eginhard sagte: „Meinetwegen! doch nur dafern die Dukaten als Rechenpfenninge gelten.“ — Die Karte fuhr fort zu gewinnen. Wildren wiederholte den vorigen Ruf dreimal hinter einander, und zum vierten oder fünften Male mit solcher Leidenschaft daß Eginhard darüber erschrak, und erklärte, er spiele nicht weiter! Bei diesen Worten trat My-

lady ins Zimmer. Der Lord erneute seine Forderung. Eginhard beharrte: „Ich spiele nicht weiter; es ist kein angenehmes Spiel für mich, und ich habe nicht im Sinn, selbst im Scherz, eine Sache aufs Aeusserste zu treiben, welche die Leidenschaften aufregt.“ Bei diesen Worten stand er auf, und steckte mit aller Ruhe seine Dukaten ein, denn er hatte nichts verloren. Lord Wildren nahm sein Licht und ging rasch aus dem Zimmer. Mylady sagte: „Das hätte ich Ihnen voraus sagen wollen. Wildren ist ein guter Mensch, aber beim Spiel unerträglich. Ich bin froh, daß sie aufgehört haben.“ — Im gleichen Augenblick kam der Lord wieder, und legte die verlorne Summe auf den Tisch. Eginhard wurde glühend. „Es thut mir sehr leid, Lord, daß Sie mich so gering achten, mir das Gold anzubieten. Ich habe gespielt, um Ihnen Vergnügen zu verschaffen; ich habe aufgehört, weil Sie heftig wurden.“ Der Lord schwur, dies Gold müsse nie wieder in seine Tasche, und sei für ihn minder als ein Sixpence. Eginhards innerer Groll gegen die übermüthigen geldstolzen Insulaner war eben im Begriff auszubrechen, als Mylady sich ins Mittel legte. „Dem Streit ist leicht zu

helfen", sagte sie: „Lord Wildren will kein verspieltes Geld wieder annehmen; Sie, Herr Eginhard, wollen kein gewonnenes, und auf diese Weise können auch Personen gewinnen, die nie spielen, und folglich bemächtige ich mich de jure facto der Summe" — wirklich legte sie dieselbe ruhig in ihren Strickbeutel. Hiezu konnte Eginhard nichts sagen; Lord Wildren erklärte, daß ihm das gleichgültig wäre, und man trank den Punsch, bei welchem Mylady sich ungewöhnlich guten Humors zeigte, und über die Kunst, von den Eigenheiten oder Leidenschaften Anderer Vortheil zu ziehen, spielend viel treffendes sagte. Der Vorfall blieb aber nicht ohne Folgen, ja er wurde durch einen hinzukommenden Zufall der entscheidendste in dem Laufe dieser kleinen Geschichte.

* * * * * * * * * * * *

Myladys bequemer Wagen war in Sallenche zurückgeblieben. Mit diesem brach man am folgenden Morgen von Sallenche auf, und auch der Lord war wieder in den Wagen gestiegen. Das Wetter war unerträglich, und der Vorfall des gestrigen Abends war gänzlich vergessen; die Man=

nigfaltigkeiten des Weges boten Stoff zur Unterhaltung dar, und am lieblichen Lac de Chade nahm man vom Chamouny = Thal heitern Abschied. Des Lords Seele war nun schon wieder in Genf, und Madem. D. wurde der Gegenstand seiner Neckereien. Sie arteten in übermüthige Freiheiten aus, denen Mylady zwar wehrte, aber die sie doch nicht zu hindern vermochte. Madem. D. sah Eginhard an, als forderte sie ihn auf, seinen Nachbar im Zaum zu halten. Eginhard hatte nicht Lust, sich von neuem mit dem Lord zu überwerfen, und glaubte sein Mißfallen auf keine sanftere Art ausdrücken zu können, als wenn er aus dem Wagen stiege. Er that dies mit großer Behendigkeit, und sagte: „Wenn ich schneller gehen sollte, als der Wagen, so finden wir uns in Bonneville, einem vier oder fünf Stunden von Genf gelegenen Orte, wieder." Er ging mit so raschem Schritt, als wollte er sich den Verdruß — dem Volkesausdruck nach — ausgehen. Der Wagen zögerte, aus ihm unbewußten Ursachen, rasch zu folgen, und so geschah es, daß er fast eine halbe Stunde früher, als der Wagen, nach Bonneville kam. Er hatte keine Ruhe, es war als trieb ihn ein eigenes Verhäng-

niß. Daher ließ er in dem Wirthshause, wo man, um die Pferde ausruhen zu lassen, hatte einkehren wollen, die Nachricht zurück, das Gehen mache ihm so viel Vergnügen, daß er noch eine Strecke weiter gehen wolle. Was zu diesem unartig scheinenden Entschluß das mehrste beigetragen zu haben schien, war, daß es ihm beim Aussteigen aus dem Wagen vorkam, als hätte der Lord für sich gemurmelt: à german fool! Ob er sich das blos einbildete, oder es wirklich gehört hatte, lassen wir unentschieden. Genug, Eginhard ging, und zwar in so tiefen Gedanken, daß er vor dem Thor in Bonneville, wo sich zwei Straßen theilen, die gleich breit beginnende, die nach Savoien hineinführt, wählte. In seinem Irrthum war er durch eine von Weibern, die an dem Brunnen wuschen, entweder absichtlich unrichtig gegebene, oder von ihm falsch verstandene Bejahung seiner Frage: ob jener Weg, den er für den richtigen hielt, nach Genf führe? bestätigt worden. Freilich gelangt man auch auf jenem, den Eginhard einschlug, dahin, aber aber auf einem Umweg von wenigstens sechs Stunden.

Man denke sich Myladys Verwunderung, als

sie bei ihrer Ankunft in Bonneville Eginhard nicht fand, dessen gespannter Seelenzustand ihr nicht entgangen war. Zum ersten Male wurde sie in sich selbst ein wenig irre, weil sie das in keinem Fall erwartet hatte, daß er nicht in Bonneville auf sie warten würde, und als sie zufällig, ohne jedoch den wahren Zusammenhang zu wissen, erfuhr, daß Eginhard die Straße nach dem Orte Ch.. in Savoien gewählt habe, trat ihr eine Thräne ins Gesicht, die sich jeder so gut er kann enträthseln mag. Lord Wildren aber versicherte, das sei ein Karakterstreich, der einem Engländer Ehre gemacht haben würde, und er schwor, Eginhard solle der erste Deutsche sein, auf dessen Gesundheit er anstoßen wolle. Madem. D. aber konnte Eginhards Benehmen gegen die Forderungen der Konvenienz durchaus nicht in Schutz nehmen.

Was war zu thun? Die kleiner gewordene Gesellschaft mußte den Weg fortsetzen, und Myladys Beruhigung war diese, daß Eginhard sich auch in der Wahl der beiden Wege geirrt haben könne. Aus Furcht ihn zu beleidigen, da er eben sowohl sagen konnte, daß er allein nach Genf zurückkehren wollte, wagte sie es

nicht, ihm jemand nachzuschicken, und so, in der Erwartung, daß sich bis zum folgenden Morgen alles aufklären würde, verließ sie Bonneville, und kam bei guter Zeit glücklich in Genf an. — Wir sollten nun wie billig uns sogleich nach Eginhard umsehen, aber da wir solches besser für ein eigenes Kapitel aufsparen, so erlaube man uns nur noch, bei einigen allgemeinen Bemerkungen zu verweilen.

Da Lord Wildren, obwohl nur zufällig, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf den Gang der bisherigen Erzählung bekommen hat, so wird man uns der Geneigtheit zu gute halten, ihm einigermaßen das Wort zu reden, wenn es manchem Leser oder mancher Leserin scheinen sollte, als habe seine Gegenwart die ganze Reise nach Chamouny, die eine recht sentimentale Wendung hätte bekommen können, verdorben.

Wäre etwas gewonnen gewesen, wenn an seiner Stelle einer der sogenannten feinen Herren aufgetreten wäre, die Hohes und Gemeines, rohe Leidenschaft und sanfte Schwärmerei, Theatermanövres und Nachäffen der Natur, Ton der feinen Welt und den Schein tiefer Gemüth-

lichkeit so zu Gebote haben, daß sie aus einer Rolle in die andere, wie Tonkünstler aus einem Ton in den andern fallen, und bei dem allem sich für eine höhere Art von Natur halten, weil sie alles in sich darzustellen und zu vereinigen wissen. Nur an solche Herren, welche die Geissel aller Natur sind, dürfen wir die Leser erinnern, um ihnen mit einem Male das fühlbar zu machen, daß in Lord Wildren sehr viel Gutes lag. Alles war in ihm mit Rohheit gemischt, aber es war sein. Er lebte in etwas Bestimmtem, und war im Grunde mit Wenigem zufrieden, daher fiel es ihm nicht ein, was neben ihm stand, genoß, blühte mit seinem Ich zu belästigen, um in allem neue Reverberationen seines Ichs zu haben. Es war das sein größtes Verdienst, daß er gleichsam instinktmäßig handelte, und weder seine Beweggründe noch seinen Genuß methodisch auszukalkuliren verstand. Das gab ihm eine Art Kindlichkeit, neben allem Ungestüm, um derentwillen man ihm alles verzeihen mußte. Aus allen diesen Gründen ist es klar, daß Mylady keineswegs sich ihrer Vorliebe für Lord Wildren schämen durfte, ja es wirft ein gün-

stiges Licht auf ihren Geschmack, daß sie diesen Sinn für das Naturwahre hatte. Auf gleiche Weise wollte sie Eginhard wohl, weil er, wiewohl eine ganz andere Natur, dennoch immer etwas aus sich darstellte, worin er lebte, ohne es selbst zu wissen, daß er so sei. Dies mag zugleich als Erklärung der obigen Worte dienen, welche Mylady auf dem Montansier zu Eginhard sagte, und die dort eben so sehr etwas befremdender klingen mußten, wie jene, die Eginhard Abends vorher am Kamin gesprochen.

••••••••••••

Nachdem wir Myladys Wagen glücklich aus dem Laufe dieser kleinen Erzählung wieder haben fortrollen gesehen — denn wir sind immer der geheimen Meinung, daß die Reise nach Chamouny ganz anders ausgefallen sein würde, wenn jener Wagen nicht aus Genf abgegangen wäre — folgen wir doppelt willig dem einsamen Wanderer nach, der in der Meinung nach Genf zu gehen, raschen Schrittes nach einer andern Seite von Savoien sich wendet.

Eigen war es, daß Eginhard, obgleich ihm sein Irrthum durchaus unbekannt war, von

einem lange nicht empfundenen Wohlgefühl wie beseligt wurde, als er auf die einsame Straße hinauspilgerte. Das Aussteigen aus dem Wagen hatte den Grund dazu gelegt; denn es übernahm ihn, sobald er von dem Wagen sich entfernt hatte, jene immer steigende Zufriedenheit mit sich selbst, die einzutreten pflegt, wo man in irgend einem Fall, gleichsam von einem innern Genius geleitet, das Richtige getroffen hat, und die klare Idee wie eine Morgenröthe aus dem dunkeln Gefühl hervortritt. Mit jenem Aussteigen entging er einer Menge ihm durch den Zufall gleichsam aufgedrungener Kollisionen; er wurde wieder, wenigstens für Augenblicke, Herr seiner selbst, und in allen Lagen, die einem natürlichen Menschen nicht natürlich sind, bedarf es oft nur eines unbedeutenden Umbiegens um eine Ecke, und man sieht sich in eine andere Welt versetzt — ein Thema, worüber sich eine wichtig psychologische Abhandlung schreiben liesse, für alle, die vor Spinngeweben, wie wenns Eisenstangengitter wären, ehrerbietig den Hut abziehen, und fein ordentlich von neuem wieder ihre Promenade durch den Ideengarten machen, in welchen sie irgend etwas hermetisch eingekerkert hat. So

muß man sichs erklären, wie Eginhard fast eine Stunde vor der Ankunft des Wagens in Bonneville anlangte, und daß er wie von einer geheimen Macht getrieben wurde, seine Wanderung fortzusetzen. Je weiter er ging, desto behaglicher wurde ihm, und er verlor sich so gemüthlich in die stille Welt seiner Ideen, daß er an Bonneville und an den Wagen beinahe gar nicht mehr dachte, als er fast schon zwei Stunden zurückgelegt hatte.

Endlich wandte er sich um, nicht sowohl um nach dem Wagen zu sehen, als sich an dem von der Nachmittagssonne herrlich beleuchteten Gebirge zu ergötzen, indem er sich in einer fast ebenen von niedrigem Gesträuch bewachsenen Gegend befand. So hatte er eine Weile auf einem Hügel gestanden, als er in der Ferne eine laufende Heerde erblickte. Sogleich dachte er, daß dort der Wagen in der Nähe sein könnte, und er verdoppelte nun seine Schritte, wie wenn er einem bösen Verhängniß zu entgehen hätte. Dunkel lag in seiner Seele der Gedanke, wo möglich mit dem Wagen beim Thore von Genf zusammen zu treffen. Er mußte freilich erwarten, daß man es ihm als einen Mangel an Höflichkeit auslegen

würde, aber es gibt Fälle, wo einem auch daran etwas liegen kann. In solchem Fall war Eginhard. An des Lords Meinung lag ihm so wenig, als jenem an der Meinung Anderer, und daß Mylady, die nicht aus der Fassung bringende (imperturbable) Frau, ein wenig empfindlich würde, dabei fand auf der einen Seite seine Eitelkeit ihre Rechnung; auf der andern Seite mußte, wenn sie ihm sein Benehmen auf irgend eine Art entgelten liesse, seine Freiheit und die Kraft seines Geistes dabei gewinnen. Das alles dachte er sich, und von neuem verdoppelten sich seine Schritte, bis ihm, nachdem er zwei andere Stunden vor sich hin gelaufen war, fast aller Athem fehlte und glühender Schweiß von der Stirne rann. Die Nothwendigkeit, gemächlich zu gehen, stellte sich von selbst ein, und als er nach der Uhr sah, fiel es ihm doch wirklich auf, daß er noch nicht die vier Stunden abgelaufen hätte, und daß man noch gar nichts von Genf sehen sollte. Die Neugier spornte ihn noch eine Strecke weiter. Endlich stand er still, lauschte nach dem Wagen, aber kein Blättchen regte sich, nur die Grillen schmetterten auf den Bäumen und im Grase. Zum ersten Male überlief ihn eine

Ahnung, daß er am Ende wohl des Wegs gefehlt haben könne, da in der That die letzte Hälfte desselben durchaus keiner Straße glich. Zwar begegnete er einzelnen Personen, aber was konnte ihm in diesem Augenblick eine Entscheidung seiner innern Ungewißheit helfen? Er wollte also vielmehr die Sache ihren natürlichen Lauf gehen lassen, und das Ende abwarten, denn irgend wohin mußte doch die Straße führen, und daß er nach Genf heraus kommen müsse, dies hatte sich durch alle Ideenreihen, die er verfolgt hatte, in seiner Seele festgesetzt, ja seine Hauptidee war gewesen, Mylady an diesem Abend wider ihren Willen so zu sehen, als hätte ihm in Chamouny nur von ihr geträumt, als wäre seine einsam begonnene Reise bis zu ihrem Ende ein Ganzes gewesen. Eine solche Ideenverbindung war in dem Kopf eines Menschen, dem an Vollendung jedes Kreislaufes seiner Ideen lag, etwas sehr natürliches.

Nach einer andern Stunde, es war nach sechs Uhr Nachmittags, erblickte er endlich einen Ort, der sich an eine kleine Erhöhung hinanzog, der aber freilich mit Genf nichts zu thun hatte. Jetzt überfiel ihn eine innere Angst, die mehr von der

herannahenden Nacht, als von etwas anderm herkam. Er wollte gar nicht wissen wie der Ort heiße, er wollte nur erfahren, ob noch eine Möglichkeit vorhanden sei, nach Genf zu kommen? Auf seine Nachfrage erfuhr er, es seyen noch drei Stunden nach Genf. Nun war er gewiß, daß er ganz des Weges verfehlt, und daß der Zufall ihm, indem er ihn begünstigte, doch zugleich einen tückischen Streich spielte.

In seinem Mißmuth ging er an einigen etwas höher gelegenen Häusern hin, fast ohne sich umzusehen. Kinder spielten vor den Häusern; Weiber, etwas eleganter als Landbäurinnen gekleidet, saßen mit allerlei kleinen Arbeiten vor den Thüren, die hin und wieder von vorstehenden Bäumen beschattet wurden. Hie und da ruhte zur Seite ein Greis auf einer alten Bank. Da und dort standen offene Läden, die jedoch einen armen Ort ankündigten. Alles dieses, was zu einer andern Zeit Eginhards Aufmerksamkeit gereizt haben würde, ließ ihn diesmal gleichgültig; er dachte nur an Genf und an die nahende Nacht. Der Gedanke, bei einem trefflich combinirten Ideenplan so von einem nichtswürdigen Zufall berückt zu werden, war ihm ein unausstehlicher

Gedanke, dem er schon öfters nachgedacht hatte. Aller Stolz regte sich in ihm auf. Es war ihm als müsse er, es koste was es wolle, doch noch an diesem Tage nach Genf kommen, und einzig von diesem Gedanken beherrscht, der allein das gestörte Gleichgewicht seiner Seele herstellen konnte, ließ er sich nicht einmal die Zeit ein Brod zu kaufen, da ihm gerade keines in die Augen gefallen war, und so, des dringendsten Bedürfnisses vergessend, ging er wie ein Geächteter fort und fort, bis er sich ausser dem Ort sah. Er ging nicht, er flog dahin, aber nur ein unbedeutender, begraseter Weg führte ihn, und vor ihm lag weite niedrige Ebene, an deren äusserstem Rand die Sonne mit sinkender Scheibe die letzten Schimmer in die dunkelnde Luft warf. Die Farbe der Bäume wurde immer schwärzer, die Ebene immer mehr zur Wüste. Der Laut des Lebens war verhallt; so die Tritte der Menschen, Anfangs begegnete er einigen Landleuten, die vom Ackern zurückkamen. Der letztere, der ihm begegnete, hatte ihm auf seine Frage: wie weit Genf sey? zwei Stunden geantwortet. Nun kam aber niemand weiter, und nun wards plötzlich dunkel vor seinen Augen und finstere Nacht um

ihn her. Seine Brust war von Kräften erschöpft; die Gegend hauchte ungesunde Luft; der Ort, wo er hätte übernachten können, lag jetzt wenigstens eine starke Stunde hinter ihm, dennoch ging er fort, wie ein Verzweifelter. Endlich begegnete er da noch einem erwachsenen Buben, der auf einem Roß daher getrabt kam. Er fragte diesen: ob kein Wirthshaus in der Nähe sei? Der Knabe antwortete: „In einer Viertelstunde findet Ihr eines, es hängt ein Zeichen vorn heraus.“ Diese Antwort trieb ihn wieder vorwärts, aber das Wirthshaus erschien immer nicht. Eine halbe Stunde war vergangen, er konnte vor Müdigkeit keinen Schritt weiter, da erblickt er endlich das Wirthshaus, eine elende Hütte, an der er nach langem Hin- und Herschauen in die dunkle Luft nur mit Mühe eine viereckigte Tafel als Aushängezeichen erkannte. Dies Zeichen war ihm wie eine Himmelserscheinung.

Er fand ein altes offenes Thor, trat in den Hof und vor die Thüre des Hauses. Eine Alte, von der er nur die böse Stimme hörte, stand so breit in der Thür, als stünde sie da, um sie zu verrammeln. Eginhard bat um ein Nachtlager. Die Frau wieß ihn zurück, weil kein Wirths-

haus da sei. Er berief sich auf das Zeichen. Sie sagte: „Es gilt nichts.“ Er wiederholte seine Bitte. Sie drohte die Hunde zu rufen. Mit einem Male stand es in Eginhards Seele klar geschrieben: „Hier stehe ich auf einer Stelle des Verhängnisses.“ Das unüberwindliche Bedürfniß vertheidigte in ihm die Rechte des Lebens; er war entschlossen, nicht von dem Hause zu weichen, geschehe auch was da wolle; denn der Gegend war er völlig unkundig, und in der letzten halben Stunde hatte er mit Grausen in sie hineingeblickt. — „Wenn ich fortgehe“, sagte er zu dem Weibe, „so liege ich Morgen todt am Wege; macht mit mir was Ihr wollt, ich gehe nicht von der Stelle, denn ich komme nicht weiter vor Hunger, Müdigkeit und Nacht.“ Mit diesen Worten drang er mit Gewalt in die Hütte; das Weib aber lief schreiend und tobend davon.

············

Wer nie in Lagen der Noth gewesen ist, kann sich schwerlich eine Vorstellung davon machen, wie es einen höchsten Punkt gibt, wo alle Vorstellungen, alle Gefühle umschlagen. Da kennt jeder seine wesentlichsten Rechte, und aus der Ohnmacht geht eine Kraft hervor, die oft selbst

die Stärke nicht kennt — sie heißt Nichtsachtung des Todes. Eginhard, den sonst das leiseste unfreundliche Wort weit zurücktrieb, drang hier wie ein Räuber in die Hütte, und obgleich er in der seltsamen Lage, in der er sich befand, auf die fürchterlichste Mißhandlung hätte gefaßt sein sollen, so wußte dennoch seine Seele von dem allem nichts. Er stieß in dem dunkeln leeren Zimmer auf einige aufgehäufte Bünde ungebrochenen Hanfs; auf diese warf er sich, und im gleichen Augenblick war er in einen Schlaf gesunken, der einem Todesschlafe glich. Was von dem Augenblick an bis zur Mitternachtsstunde um ihn her vorgegangen, blieb ihm durchaus unbekannt; genug, um Mitternacht erwachte er und blickte um sich — das Zimmer war dunkel — aber er hörte Stimmen, und endlich erkannte er in einer Ecke, dem Eingang gegenüber, das Weib, das ihn nicht hatte hineinlassen wollen, und ihr zur Seite am Boden hingehockt vier schwarze Kerls. Die sämmtliche Gruppe war um ein verloschenes Kohlenfeuer zusammen gedrängt. Von ihrem Gespräch verstand Eginhard kein Wort. Der Anblick dieser ihm unbekannten Gesellschaft verursachte ihm ein augenblickliches Grausen, in-

dem er sich seine ganz dem Zufall überlassene Lage dachte. Einen Augenblick zögerte er noch; dann aber trieb ihn der quälendste Hunger und ein Vertrauen zu seiner eigenen Menschlichkeit den Leuten zu, die in der Ecke saßen und die Köpfe zusammengesteckt hatten. Er bot ihnen treuherzig guten Abend! und hörte, daß wenigstens einer dankte. Das gab ihm Muth; er wandte sich nun an das Weib, das er für die Wirthin hielt, und bat um etwas Speise und Trank. Sie antwortete kein Wort, ging aber in eine Nebenkammer. Die schwarzen Männer thaten keine Frage an ihn, ihre Sprache war ihm auch in der Nähe durchaus unverständlich. Eginhard zog sich daher wieder zu seiner Ruhestelle zurück und wartete; aber die Frau kam nicht, und die Ungewißheit wie das immer steigende Bedürfniß fingen ihn an zu foltern. Da erschien sie endlich und brachte ihm eine Bouteille eines Weins, der längst zu Essig geworden war, und ein Stück Fleisch, über welches grüner Schimmel eine Kruste gezogen hatte; Brod war nicht da. Die Noth überwand den Widerwillen. Auf die Frage: wo er zu Nacht ruhen könne? wies ihm die Frau sein gehabtes Lager. Der Müde legte sich, nach-

dem er etwas genossen, von neuem auf den Haufen; die Furcht war aus seinem Herzen gewichen und der Glaube an sein gutes Schicksal wiedergekehrt. Alles Glückliche hat eine eigene wunderbare Gewalt über das Herz, und es liegt in dem menschlichen Geist ein Streben an das Glückliche das Schwere zu knüpfen; ähnliches mit diesem Gefühl hat die Empfindung, mit der man sich aus den Fesseln der Nacht losreißt, und einen goldenen Tag erwachen sieht. Möchte man nicht auf den Flügeln der Morgenröthe in die Himmel hinein fliegen?

So war Eginhard zu Muthe, als der neue Tag durch das vom Staub bedeckte und von Spinngeweben überzogene alte Fenster des Zimmers brach, wo er gelegen hatte. Er raffte sich auf. Er ahnete gleichsam eine neue Katastrophe seines Lebens, nachdem ihm ein so selsames qui pro quo begegnet, eine solche Erfahrung gemacht, ein solches Abentheuer überstanden war. Niemand regte sich im Hause. Endlich pochte er an die Kammerthür. Das Weib des vorigen Abends machte die obere Hälfte der Thür auf. Sie forderte fünfzehn Sols; hinter einem Bretterschlag tönte aber eine Stimme: dix sols, und

Eginhard hatte wenigstens eine Ahnung, wer sein guter Schutzgeist gewesen sein möchte. Er dankte dem Mann und auch der Frau von ganzem Herzen, und zahlte zehn Sols, ließ aber fünf als ein Trinkgeld zurück; so war beiden Forderungen Genüge geschehen. Man wünschte ihm glückliche Reise, und als ein Glücklicher stand er wieder auf dem Wege, wo er am Abend vorher so viele Angst ausgestanden hatte. Die Dankbarkeit hatte ihn der Gegend zugewandt, wo er die Sonne aufgehen sah. Ein unwillkührliches Verlangen in beseligendem Gefühl den Schreckensstunden des letzten Abends zurückzuleben, und zugleich das unüberwindliche Bedürfniß nach Nahrung zogen ihn auf die Spur zurück, über welche er wie ein Geist hingeflogen war. Genf war in seiner Seele wie verloschen. Sein ganzes künftiges Leben lag vor ihm im Morgendämmerungsglanz, und Genien führten ihn wie aus einem Grabe der neuen Welt seines Geistes entgegen. Jetzt war ihm wieder wie dort auf den Höhen von Chamouny.

„Wer enträthselt“, sagte er zu sich selbst, „in welchem Zusammenhang die Ereignisse des Lebens zu einander stehen? Warum ein Nichts so oder

anders den Ausgang der menschlichen Erwartungen entscheidet? Wäre Mylady nicht nach Chamouny gekommen, sicher stünde ich jetzt auf dieser Stelle. Warum soll ich denken: das that ein bloßer Zufall? Nein, ich glaube an euch, Genien meines Lebens! Was mir der Zufall als einen Kloß in den Weg warf, werde zu einer Denksäule meines Lebens." Seine Seele rang nach einem großen Entschluß, aber gefaßt hatte er noch nicht, was dunkel in ihm brütete.

Unter diesen Gedanken erreichte er den Ort, den er am Abend vorher kaum angesehen hatte. Es war ihm, als käme er in eine Gegend, von der etwa in früher Kindheit ein flüchtiges Bild sich ihm eingeprägt hätte, und alle Menschen, die ihm begegneten, redete er so liebreich an, daß es den Leuten auch so war, als käme ein längst Weggewesener wieder. Zufällig erkannte ihn eine Frau, die ihn am Abend vorher hatte vorübergehen gesehen, und auf seine Frage nach einem Wirthshause, lud sie ihn in ihre Wohnung, weil das Wirthshaus sehr schlecht sei. Sie wunderte sich seiner Rückkehr, und noch mehr, als sie erfuhr, wie es ihm gegangen war. „Es ist viel", sagte die Frau, „daß Ihr ein Nachtlager

gefunden habt. Räuber oder schlechtes Volk sind in dieser Gegend nicht, aber wohl eher sieht man einen Fremden, der bei Nacht kommt, für einen gefährlichen Menschen an. Ein Euch besonders gewogener Heiliger muß Euch beschützen, das ist klar, und ich sehe es als ein gutes Loos an, daß ich Euch heute bei mir aufnehme; wer weiß was für eine Gunst des Schicksals mir zugewandt wird?" Sie wollte für das Frühstück, das sie bereitet hatte, nichts annehmen, und als sie es dennoch that, sagte sie: „Ich fürchte, ich verkaufe ein größeres Glück." — Dieser kleine, an sich unbedeutende Vorfall hatte für Eginhard ein vielseitiges Interesse. Er sagte zu sich, indem er, als schon die Sonne hoch stand, weiter pilgerte: „Es liegt also doch auch in der Brust der ungebildetesten Menschen ein Verlangen, das Erfreuliche und was in die Gefühle des Herzens eingreift, sich zu etwas bleibendem Glücklichen zu machen. Sollte dieser Tag nicht zu dem glücklichsten meines Lebens gehören? Der Zufall hat ihn herbeigeführt; mein Wille und irgend was Entscheidendes, das sich heute in meinem Geiste losreißt, muß das angefangene Werk des Zufalls als Werk der besonnenen Kraft vollenden.

Der Kontrast mit seinem eigenen Ich, indem Eginhard nun dieselbe Straße zurückpilgerte, auf der er am Abend vorher gekommen war, belebte seine innere Unterhaltung auf eine seltsame Weise. Er stand gleichsam zwischen zwei verschiedenen Erscheinungen desselben Wesens, und schien doch zu beiden nicht zu gehören. Die Farben des Gemüthes sind ein Wiederschein der Umgebungen, und wechseln wie das Glas sich dreht, worin die Lichtstrahlen sich brechen; wann der Geist sich an ihnen ergötzt, dabei aber gleichsam in klarem Licht stehend, ihnen als ein Fremdling zuschaut, dann hebt ihn etwas Göttliches über die Erde. So war Eginhards Geist auf dem Wege, den er jetzt — was nur dem befremdend vorkommen wird, der die innere Welt nicht kennt — nach Bonneville zurück machte. Auf dem halben Wege begegnete er einem Heuwagen, der von Bonneville herkam. Der Mann, der den Wagen führte, fragte Eginhard: ob er keinen Engländer gesehen, der sich des Weges verloren habe? Eginhard errieth bei weiterm Nachfragen, daß von ihm selbst die Rede sei, und sagte: „Wahrscheinlich bin ich selber derjenige, von dem Ihr redet." Der Mann schüttelte den Kopf, und meinte, da

müſſe was anders dahinter ſtecken. — „Freilich wohl“, erwiederte Eginhard, „ſteckt was anders dahinter, aber was? das wird ſich zeigen. Guter Mann! das Glückliche nimmt nicht immer den nächſten Weg. Habt ihr das nie erfahren?“ — Der Mann antwortete: „Es iſt mir leid, daß ich Euch nicht geſtern begegnet bin, da fuhr ich dieſen Weg, wie heute, dann hättet Ihr bei mir aufſitzen können; Ihr ſcheint mir faſt wie ein Glückskind, denn ein ſo zufrieden ausſehender Menſch wie Ihr, iſt mir lange nicht vorgekommen.“

Es iſt unglaublich, welche Gewalt oft die unbedeutendſten Worte haben, wenn ſie zufällig in die verborgene Empfindungswelt eines Menſchen eingreifen. Eginhard fing an in allem Ernſt zu glauben, daß ihm ein Glück bevorſtünde; aber was konnte es ſeyn? Wäre er ein Liebender geweſen, ſo hätte er ſich geſagt: die Geliebte wird mein! — Hätte er ſeine Glückſeligkeit in Geld geſetzt, ſo hätte er irgend eine Erbſchaft oder eine große Gewinnſtnummer in der Lotterie gehoſt. An ſolches und ähnliches dachte ſeine Seele nicht; aber wohl dachte er etwas, das ihm als ein großes Glück galt. Dieſer Gedanke war: ich werde mit

einem Gefühl vor Mylady treten, mit welchem ich nie vor ihr stand. Dafern etwas edles Große in ihr liegt, es wird dem freien Glücklichen hervortreten müssen, oder es wird, wann es nur der Schein von Größe war, worin sie glänzte, in leeres Nichts zusammenfallen. Ohne alles Vorhergegangene hätte er diese Kraft des Selbstgefühls schwerlich in einem Augenblicke bekommen können. — Es war Nachmittags, als er in Bonneville anlangte. Die Sonne glühte. Eginhard bedurfte Ruhe; er kehrte in das Wirthshaus ein, wo Myladys Wagen gehalten hatte. Hier erfuhr er umständlicher, mit welcher Unruhe jene Fremde ihm nachgefragt, und wie sie bei der Nachricht, daß er den Weg nach Savoien hinein gegangen sei, sich die Augen getrocknet habe. Dies rührte Eginhards weiches Gemüth. Er wollte sich selber wohl, daß er bei allen seinen Gedanken es gleichsam vermieden hatte, an Mylady zu denken, oder eine entscheidende Anwendung auf sie zu machen. „Sie hat um mich geweint“, sagte er zu sich zu wiederholten malen. „Sonderbar! Warum auch? Viel eher hätte sie empfindlich sein sollen; oder sollte es gar beleidigter Stolz gewesen sein? Dahinter

steckt etwas, das ich nicht enträthsele. Mit diesen Gedanken ging er zeitig zu Bette, nachdem er beschlossen hatte am folgenden Morgen bei guter Zeit nach Genf aufzubrechen.

....

Eginhard fühlte sich nun wieder völlig erquickt und gestärkt, als er seinen letzten Reisetag antrat. Die Stimmung des vorigen Tage' erhielt sich zwar immer noch, aber nicht mehr auf derselben Höhe. Er befand sich wieder auf der breiten Heerstraße, begegnete vielen Leuten, und selbst auch Fremden, die nach Chamouny flogen. Das Durcheinandertreiben der Dinge in der Welt hat eine ergötzende, aber auch eine den Genuß, besonders den Nachgenuß störende Seite. Mit jedem Schritte, der ihn Genf näher brachte, fühlte sich seine Brust mehr beengt. Die alltäglichen und gemeinen Lebensverhältnisse, die immer auf die gleiche Weise abgehaspelt werden müssen, entwickelten sich ihm immer deutlicher. Er fing an sich selbst zu fürchten, und die oft erfahrne Abhängigkeit von kleinen Zufällen, und immer und immer kam es ihm doch so vor, als werde am Ende der Gedanke, auf den ihn der Hirt bei dem

Gletscher brachte, durch alle andere Ideenreihen hindurch herrschen. Nach allen Hoffnungen, nach allem Streben, nach allen Vorspiegelungen des Glücks, was bleibt übrig, wenn man nach Jahren zurückschaut? Wahrlich aufs höchste ein kleiner grüner Fleck, und sehr oft ein kahler dürrer Steinboden, selbst da, wo Wiesenland war und Blumen sproßten, die ihre Blüthen spielend sich rauben liessen.

Mit diesen Träumereien des Ernstes trat Eginhard wieder in das gebundene Leben ein, und Genf war ihm in diesem Augenblick unausstehlich; lieber wäre ihm das kleinste Dorf gewesen. Das erste Neue was er erfuhr, war in dem Hause, wo er bisher eine Stelle bekleidet hatte. Die ökonomische Lage dieses Hauses hatte durch das Etablissement eines Pariser Hauses einen beträchtlichen Stoß erlitten. M..., das Haupt der Familie, ein Mann der sich sehr für Wissenschaften interessirte — und wirklich hatte Eginhard hauptsächlich in seiner Bibliothek gearbeitet — war zu einer Reise nach Paris genöthigt worden, und hatte schriftlich das Verhältniß mit Eginhard aufs freundschaftlichste aufgehoben. Diese Sache konnte für Eginhard weiter nichts Befremden-

des haben; ja sie griff in seine anderweitige Plane ein, gleichwohl störte sie für den Augenblick die Ruhe seines Gemüths, wenigstens in sofern, daß er sich nun von Gedanken, die sich unerwartet ihm aufgedrungen, wie gebunden fühlte. Er machte von neuem die alte Erfahrung: „Es kommt in der Welt alles anders, als mans denkt.“ Indessen griff er sogleich an seine Geschäfte, fing an das noch zu Ordnende zu ordnen, und für dte neuen Ideenreihen, die er zu verfolgen haben möchte, die Haltungspunkte aufzusuchen. Darüber wurde es Abend, und die Dämmerung umhüllte schon mit ihrem Flor die allzugrelle Aussenseite des Stadtlebens, als Eginhard in ungeänderter Kleidung zu Mylady flog. Er fand eine sonst immer offene Thür verschlossen. Er fragte nach, und erfuhr, Mylady habe an diesem Morgen Genf für immer verlassen.

Diese Nachricht traf ihn wie ein Gewitterschlag. „Das war also das Glück, das sich mir verkündigte, um dessentwillen die Leute mich für ein Glückskind hielten!“ Eginhard wußte es selbst nicht, daß ihm in der nächsten Minute, als er unter dem verlassenen Hause dahinging, die Thränen übers Gesicht liefen. Er ging wie ein Träu-

mender der Rhone zu, wo er oft an Myladys Seite gegangen war. Dann aber hielt er sich selbst zurück: „Nein, ich will ihren Schatten meiden; denn habe ich sie je gekannt? ist sie mir nicht immer ein Räthsel geblieben? und durch wessen Schuld? Selbst der Trost ist mir nicht geblieben, ihr natürlich nachsehnen und nachweinen zu dürfen. Wahrlich, die sonderbare Trennung von ihr ist am Ende doch noch das Glücklichste gewesen, was mir begegnen konnte. So hat mich wenigstens das Schicksal gerächt; auch ich bin ihr ein Räthsel geblieben, und ohne ein solches Zusammentreffen von Umständen wäre vielleicht nie eine Thräne, die mir galt, in ihr Auge gekommen.“

„Doch, sollte sie fortgegangen sein, ohne ein Wort, ohne einen Gruß an mich zurückzulassen?“ Das Verlangen, um alles zu wissen, trieb ihn zu Mad. C., Myladys vertrautester Freundin, wenn man das anders von irgend einer Genferin sagen konnte. Seine Ahnung betrog ihn nicht. Mad. C. schlug wehmuthsvoll die Hände zusammen, als sie Eginhard erblickte: „Warum sind Sie auch nicht zehn Stunden früher gekommen? Mylady wäre zufriedener von Genf gereiset, denn

um Ihretwillen hat sie viel Unruhe ausgestanden. Sie erwartete Sie gestern gewiß. Sie fing an zu fürchten, es möchte Ihnen ein Unglück begegnet sein.“ Mad. C. ging hierauf zu ihrem Schreibtisch, und übergab Eginhard einen Brief, ein Buch, und eine Schachtel, welches alles Mylady für ihn zurückgelassen hatte.

Das Buch waren Youngs Briefe an Elisa. Es war darin die einzige Stelle unterstrichen: Das Lob eines verständigen Mannes ist gefährlich. Kaum hatte Eginhard sein Zimmer erreicht, da riß er den Brief auf. Hier ist er wörtlich; (im Original war er in englischer Sprache geschrieben):

„Mein theurer Freund! So muß ich denn wirklich Genf verlassen, ohne Sie noch einmal gesehen zu haben! Ich bin für eine kleine Unart, die ich mir habe zu Schulden kommen lassen, hart bestraft worden. Zu den schönern Freuden meines Lebens gehörte sicher das, daß Sie mir wohlwollten. Daß ich das Wohlwollen nicht erwiederte, wie es mir wohl natürlich gewesen wäre, daran hinderte mich eines Theils meine Lage — indem nun einmal jedes Frauenzimmer von Erziehung mehr oder weniger an ihre Lage gebunden

ist — auf der andern Seite, wenn Sie wollen, eine gewisse weibliche Eitelkeit. Ich wollte wissen, ob jemand — und namentlich wünschte ich das von Ihnen — mein Freund sein wollen könnte, auch ohne daß etwas, was gewöhnlich Freundschaften bindet, eine gewisse Bestechung, jener allen eigenen Selbstliebe mit ins Spiel käme. Daher bisweilen meine scheinbare Kälte und Gleichgültigkeit gegen Sie, welche ich mir um so mehr zur Pflicht machte, je mehr ich eine allzureizbare Phantasie in Ihnen wahrnahm."

„Die kleine Reise nach Chamouny — sehen Sie wie aufrichtig ich bin — brachte ich in Vorschlag, weil ich Sie dort anzutreffen hoffte, nachdem meine nothwendig gewordene Rückkehr nach England schon entschieden war. Ich fand Sie in einer sonderbaren Stimmung, aber ich freute mich im Voraus meines Sieges über Ihre Ihnen nicht natürliche Gletscher-Philosophie, und alles ging vortrefflich, bis auf das verwünschte Aussteigen aus dem Wagen vor Bonneville. Mein Gott! wie der Zufall mit uns spielt! Wenn Ihnen nur kein Unfall begegnet ist! Ich habe Ihre Rückkehr sehnlichst, aber umsonst erwartet."

„Meine Beruhigung ist, daß ich Sie mir als

einen immer glücklichern Menschen denken werde; dafür bürgt mir der herrliche Fond, der in Ihrem Herzen liegt. Bleiben Sie wie Sie sind, der Natur getreu, und die herzlose Gesellschaftswelt wird Ihnen nie gefährlich werden. Mein Benehmen, ich bin dessen gewiß, wird Ihr eigenes Herz bei Ihnen rechtfertigen, und vergessen Sie nicht, daß ich in England nur gebohren bin. Meine Mutter war eine Amerikanerin, und vielleicht ursprünglich eine Deutsche."

„Ich bitte Sie, zwei Andenken von mir anzunehmen; die beiliegenden Briefe, die mir immer ein Spiegel weiblicher Zartheit waren, und das Tuch, worin mein Name gestickt ist. Ich weiß nicht, wo ich einmal las: Man sollte Freunden beim Abschied immer auch etwas Thränentrocknendes zum Andenken geben. Möchte Ihnen in irgend einer dunkeln Stunde das Tuch schneller, als irgend ein anderes die Thränen trocknen." — Hier unterbrach Eginhard seine Lesung, und verhüllte sein Gesicht in das feine seidene ostindische Tuch mit unbeschreiblicher Empfindung. — Dann las er weiter: „In der Schachtel finden Sie das Gold, das ich in Sallenche in meinen Strickbeutel that. Ich dachte damals nichts

deutliches dabei, aber recht erwogen gehört es ja doch Ihnen. Lord Wildren, der Sie sehr hoch schätzt, weiß nichts mehr von dem Geld, und es wäre eine unverdiente Kränkung für ihn gewesen, wenn ichs ihm hätte zurückgeben wollen. Nehmen Sie es also ohne Bedenken; Ihr Herz wird Sie die Anwendung lehren, und vielleicht erinnert Sie bisweilen selbst das an sich unnütze Metall an Ihre Freundin, die es immer von Herzen war, und immer von Herzen sein wird. Leben Sie wohl."

Mylady S.

Man denke sich Eginhards Gemüthszustand nach Lesung dieses Briefes. Es war ihm wie vor zwei Abenden in Savoien, als die Sonne unterging, und er doch immer noch dachte, er müsse nach Genf, es koste was es wolle. Nach und nach faßte er sich in Gelassenheit. Wie anders als vorhin lag jetzt seine ganze Reise nach Chamouny ihm vor Augen. Nun verstand er Myladys Worte, nun ward ihm alles klar, ungeachtet er in allem nur Beschränkung des Einen durch das Andere sah, so haderte er doch nicht mehr mit seinem Loos, ja er wollte nicht, daß das Geringste anders gewesen wäre. Glücklich, sagte er

zu sich selbst, jede Zeit im Leben, da irgend was noch so auf uns wirkt, daß das Gefühl nach den verschiedensten Seiten hin auf seine Grenzpunkte getrieben wird. Das Leben liegt in Allem, und des Lebens Weisheit und Ruhe kann nur da wie ein stiller tiefer Strom hervorgehen, wo die verschiedenartigen Kräfte und Richtungen der Seele sich nach allen Seiten versucht haben, um dann desto zufriedener, desto sicherer den Lauf durch die friedliche Ebene zu finden.

Eginhards Reise nach Chamouny war geendigt, und mit ihr schloß sich sein Leben in Genf. Jeder Leser und jede Leserin, für welche Eginhards Inneres eine Anschauung in sich hatte, werden selber errathen, mit welcher Gesinnung er Zeitlebens an Mylady S. dachte.

Das Ganze dieser kleinen Erzählung sollte ein Gemälde davon sein, wie wenig im Ganzen die Menschen sich selbst und andere verstehen, und daß im Grunde doch wenig daran liegt. Der Zufall spielt auf desto mannigfaltigere Weise mit allem, und am Ende

betrügt das Herz doch keinen, dem seine innere Natur Anspruch auf das gab, was er in der Welt suchte.

Rom, 1811.

Karl Graß.

Programm über mein Präsidium bei einer Disputation de lana caprina, oder Streit über Bockswolle.

Es soll einmal ein ernstlicher Streit unter zwei Gelehrten über die Frage gewesen sein: ob die Böcke Wolle oder Haare trügen? Wahrscheinlich waren die Herren weder Naturhistoriker noch Technologen, und wie man sagt, über jenes, was man eigentlich nicht weiß, disputirt man am liebsten und heftigsten. Aber genug, Sprüchwörter gründen sich immer auf ein merkwürdiges, zuweilen auf ein komisches Ereigniß. Sie bieten als moralische Formeln einen konzentrirten Grundsatz dar, der aus der Erfahrung, oder aus der so reichhaltigen Lebensphilosophie abgezogen ist.

In der Welt gebrach es nie an Stoff zum streiten. Der tapfere Held Argante sagte schon im zweiten Gesang von Tasso's befreitem Jerusalem: *)

Che penuria gia mai non fu di risse.

*) Stanz 88.

So war es denn auch möglich, daß ein Zwist über die Frage, die ich oben anführte, sich entspann. Durch dieses muß die Disputatio de lana caprina zur Würde eines Sprüchwortes erhoben worden sein. Mit dem auffallenden Namen dieser Disputation bezeichnen wir im gemeinen Leben einen jeden Handel oder Hader, bei welchem am Ende nichts heraus kommt, wenn er auch ganz durchgeführt, und noch so gelehrt durchgezankt worden.

Der erhabene Geschichtschreiber der Schweiz, Joh. v. Müller, dem es eben so wenig an tiefer Gelehrsamkeit, als an philosophischer Weltkenntniß fehlte, nennt in einem seiner Briefe, der im helvetischen Kalender von diesem Jahr S. 103 abgedruckt ist, gewisse theologische Zwistigkeiten den Streit um Bokswolle, und rechnet darunter alle Religionsdispüten über symbolische Bücher, formula concordiae, consensus orthodoxorum etc.! Wie viele Streitigkeiten in der gelehrten oder politischen Welt könnte man nach Klassen und Ordnungen unter diese Rubrik bringen, von dem berüchtigten Hader an, über die Form jeder Kaputze des heil. Franziskus, bis auf jenen von der beßten Welt.

Vor einiger Zeit fiel mir das sonderbare Loos, einem Streit über Bockswolle im eigentlichen Verstande nicht nur beizuwohnen, sondern auch als Schiedsrichter zur Aburtheilung aufgefordert zu werden. Die streitenden Partheien waren zwei sehr liebenswürdige Frauenzimmer. In der That, ich befand mich fast in der Lage des trojanischen Königs-Sohns Paris auf dem Berge Ida, doch mit dem Unterschied, daß die beiden holden Zänkerinnen mich mit keinem Geschenke zu bestechen suchten, obwohl ich am Ende nicht ganz leer ausging.

Jede von ihnen trug einen sehr schönen und theuren Shawl von höchster Feinheit. Ueber den Punkt war man sogleich einig, daß diese Shawls von Wolle wären, nur behauptete die eine, die Wolle käme von jungen persischen Lämmern, die andern hingegen, sie seie von angorischen Ziegenböcken, die bekanntlich so feine Seidenhaare tragen, aus denen Kamelote verfertigt werden.

Gegen diese Behauptung ward von der Ersten die vielbedeutende Einwendung gemacht, daß die Ziegenböcke keine Wolle trügen. Hiemit war also der Streitpunkt auf die Frage konzentrirt, ob die

Böcke Wolle oder Haare trügen? — Beide führten ihre Gründe dafür und dawider mit ausgezeichneter Beredsamkeit aus.

Anfangs verhielt ich mich ganz stille, weil es nicht klug ist, sich in die Händel von Frauenzimmern zu mischen. Am Ende aber ward ich nicht nur aufgefordert, Antheil zu nehmen, sondern auch durch einhellige Wahl als Richter erkiesen. Nun suchte ich einen ehrenvollen Vergleich in der Eigenschaft als Friedensrichter nach dem Geiste der neuen Napoleonischen Gesetzgebung zu Stande zu bringen. Allein meine gütliche Verwendung wollte nichts fruchten, und ich ward genöthigt einen förmlichen Ausspruch zu thun.

„Meine schöne Damen!“ sagte ich: „ob die Böcke Wolle, ob sie Haare tragen, ist heut zu Tage entschieden. Es ist mir leid, sagen zu müssen, daß die Eine von Ihnen, die da behauptet, der Stoff von Ihren feinen Shawls käme von persischen Lämmern, unrecht habe. Die Andere hingegen, die den Böcken von Angora diesen edlen Stoff zuschreibt, hat wenigstens objektiv unrecht.“ — „Objektiv?“ sagte sie, „das verstehe ich nicht!“ — „Es ist ein Wort aus der neuen Philosophie, mein Fräulein“, erwiederte ich:

„aber ich kann mich nicht dabei aufhalten, und muß bitten, daß Sie sich den Gehalt des Ausdrucks von Ihrem Vertrautesten erklären lassen. Nun ist das auch richtig, Ihre feinen Shawls kommen aus Persien, allein die Wolle, aus der sie bereitet sind, kommt aus der nördlichen Provinz von Indostan, aus Cachemir, und gehört einem Bocke zu, der nur auf den höchsten Gebirgen Cachemirs, und auf den fast unersteiglichen ewig beschneeten Alpen von Thibet hauset, wo der unsterbliche Dalai-Lama, der Pabst oder Vice-Gott der Mungalen, Kalmuken, Mantschu-Tartarn und andern asiatischen Völkerstämme thront. Das Thier, welches diese Wolle liefert, heißt man Bergbock, und sein Weibchen Bergziege. Es sieht unsern Böcken gar ähnlich, hat aber gerade emporstehende Hörner, und ist von verschiedenen Farben. Schade ist es, daß wir noch keine vollständige Beschreibung eines Naturhistorikers von ihm haben."

„Da es aber nur auf den höchsten und kältesten Bergrücken heerdenweise geweidet wird, und in den Thälern, wo es wärmer ist, gar nicht fortkommt, so hat es die Natur gegen Schnee, Wind und Stürme mit einer doppelten

Decke versehen. Denn einmal ist es mit langen herabhängenden Zottelhaaren wie andere Böcke bewachsen, unter dieser äussern Bedeckung aber keimt eine höchst feine Wolle vor, die ihm jährlich ausgerupft oder abgeschoren wird. Dieser weiche Stoff wird von Cachemir aus nach Persien sehr theuer verkauft, dort künstlich gesponnen, und zu jenen feinen Shawls verarbeitet, mit denen sie heute geschmückt erscheinen."

„In Persien selbst wird die Elle von den feinsten dieser Shawls schon mit hundert Thaler bezahlt, sie werden von Ispahan oder Teheran durch armenische Kaufleute nach Konstantinopel und das ganze türkische Reich, dann auch über Kasan und Astrakan nach Petersburg und sonst nach Europa verführt. Es ist daher kein Wunder, wenn mancher große Shawl auf tausend Thaler, ja noch höher zu stehen kommt, und sie sehen wohl ein, daß ein halbes Dutzend solcher Shawle den Werth des Heirathguts eines honnetten Mädchens ausmachen können."

„Wollen Sie nun mehr von diesen Böcken wissen, so lesen Sie des englischen Kapitäns Turner Reisen nach Tibeth, oder des Herrn

Forstraths Zschokke Miszellen für die neueste Weltkunde, Jahrgang 1809, Nro. 48, S. 191. Sie werden dort nähern Bescheid finden."

So hatte ich also das Vergnügen den Streit über die Bockswolle durch ein Endurtheil glücklich zu schlichten, und da keine der schönen Disputantinnen dagegen die Appellation an einen höhern Richter einwendete, so blieb es bei dem gefällten Ausspruch. Ich selbst blieb nicht ohne Belohnung, denn diejenige, die doch eigentlich den Prozeß gewonnen hatte, schickte mir vierzehn Tage nach dem Urtheil einen schönen vielfarbigen Tabacksbeutel, zwar nicht von Bockswolle, aber doch von sehr feiner Schaafwolle, gar herrlich zu schauen! denn auf demselben waren einige Böcke und waidende Ziegen sehr künstlich eingestrickt.

Anfänglich trug ich Bedenken, ob ich das Geschenk wohl annehmen dürfte. Dann in Wahrheit, kein Richter sollte, wenn auch nach geschlichtetem Handel, irgend eine Belohnung annehmen, weil er sich dem Verdacht unterlaufener Partheilichkeit aussetzt, oder sich dem Scheine Preis gibt, für künftige Fälle durch aufgeladene Verbindlichkeit bestrickt zu sein.

Da aber die Sache von keiner Wichtigkeit war, ich nach Ueberzeugung und Recht, nicht einmal ex officio, sondern auf Einladung und ex compromisso gesprochen hatte, so besiegte ich meine Bedenklichkeit, und nahm den Beutel an. So oft ich nun meine Pfeife daraus stopfe, und den leichten Rauch zum Fenster hinaus ziehen sehe, so denke ich: „Ach! es ist alles Rauch und eitel in der Welt, und möchten doch alle Händel so leicht entschieden werden, als der Prozeß über die Bockswolle, in dem ich zu Gerichte saß!

— r.

Ueber die Physiognomie einiger Bäume.

Ja, auch die Pflanzen haben ihre Physiognomie! Ihre Gestalt und Haltung, ihr Laubschlag, ihre Verzweigung, ihr Wohnort — alles drückt eine gewisse vorherrschende Eigenheit ihres Wesens aus, wodurch sie sich bestimmt von ihren Nachbaren unterscheiden; und diese Eigenheiten sind für den Menschen oft noch merkwürdiger, weil er in ihnen Symbole von Gemüthseigenheiten belebter Wesen wiederfindet. — Die todte und lebende Natur ist ein Spiegel des Menschen; er sieht sich überall selbst. Wie der Löwe Kraft und Majestät darstellt, und wirklich hat, so stellt dar und hat die Taube ihre liebliche Sanftheit, das Lamm Gutmüthigkeit, die Katze unzuverläßiges Schmeichelwesen u. s. w. — Bei den Pflanzen ists fast nicht anders; man muß nur die Physiognomik der Pflanzen studieren, um sich davon zu überzeugen.

Hätte nicht das Aeussere der Pflanzen viel Aehnlichkeit mit dem Ausdruck unserer Empfindungen, wie wären die Jünglinge und Schönen

des Orients je auf die Blumensprache verfallen? Woher wäre das im Verborgenen duftende Veilchen das Sinnbild bescheidener Tugend — die schneeweiße, leicht zerknickte Lilie das Bild der Unschuld und Keuschheit — die geruchlose, prahlende Tulpe das Bild einer geistlosen Schönen geworden? — Sieht man nicht fast allen unsern Giftpflanzen ihre tückische Eigenschaft schon an dem schmutzigen, unreinen Grün ihrer Blätter und ihrem heimlichen Wohnorte an, wo sie sich blähen, wie die Kröte am Sumpf?

Hat nicht unser deutscher Eichbaum, der alte Zeuge bei den Opfern unserer Voraltern, bei ihren Eidschwüren zur Vertheidigung des Vaterlandes und der Nationalfreiheit eine eigene Physiognomie von Ernst und Trotz, mit welchen er den Sturmwinden und den Donnerkeilen Widerstand leistet?

Die lombardische Pappel, die wir an allen Landstraßen gepflanzt sehen, gleicht, besonders wenn sie halb gewachsen ist, einem muntern, schlanken, biegsamen Mädchen, einer Puella juncea, wie es Martial in seinen Epigrammen nennt.

Ich vermuthe, daß die alten cyklischen und

metamorphosen Dichter diesen Karakter vor Augen hatten; hätten sie sich sonst einfallen lassen, daß die Schwestern des Phaeton an den Ufern des Po, wo diese Pappel heut zu Tage noch einheimisch ist, von den Göttern in diesen Baum verwandelt worden seien.

Nur verdrießt es mich, daß die lombardische Pappel getrennte Geschlechter hat, die auf verschiedenen Bäumen wohnen, und daß in Deutschland wenigstens nicht eine einzige weibliche Pappel dieser Art gefunden wird, wie ich mich durch Untersuchungen an vielen tausend Bäumen verschiedener Provinzen überzeugt habe. Sie pflanzt sich also bei uns nie durch ihre wollige unfruchtbare Samen fort, und um ihre Nachkommenschaft zu vermehren, müssen wir sie durch Stecklinge oder Ableger, oder Wurzelausläufer in Baumschulen erziehen.

Ich habe daher auch die physikalisch-ökonomische Gesellschaft in Zürich in einer eigenen Vorlesung eingeladen, durch weibliche Setzlinge, welche sie leicht aus dem Mailändischen erhalten kann, diesen sonderbaren Baumzölibat, ohne geistliche Dispension, aufzuheben, und ihm einmal für allemal ein Ende zu machen.

••••••••••••

Wollt ihr eine schöne Muse in Trauer eine lebendige Elegie sehen, mit fliegenden Haaren, mit gesenktem Haupte, mit nachläßig herabhängenden Armen: seht die **babilonische Weide!**

Sie ist ein Fremdling aus Asien. Der Naturhistoriker **Tournefort** war der erste, der auf seiner levantischen Reise an den Ufern des Euphrats Bekanntschaft mit ihr machte. Er nahm sie nach Frankreich mit, und seitdem hat man ihren Nachkömmlingen wegen ihrer gefälligen Gestalt fast in allen Ländern Europens das Bürgerrecht ertheilt.

Nur dort haben sie es verschmäht, wo das Klima ein wenig zu kalt ist; denn diese Sprödigkeit haben sie von ihrer Großmutter, einer Eingebohrnen des heissen Mesopotaniens, angeerbt.

Als die Israeliten nach Babilon gefangen geschleppt wurden, war sie die erste, welche die unglücklichen Fremdlinge in ihren Schatten aufnahm. Sie hingen ihre Harfen an ihren Stamm. In unsern Landen weisen wir derselben einen Standpunkt an den Grabmälern unserer Freunde, und noch öfter an leeren Kenotaphien, an Quellen oder an Seen an; denn eitel wie sie ist,

pflegt sie gern ihre schöne Trauergestalt, gleich einer schönen Wittwe, auf der stillen Oberfläche des Wassers zu spiegeln.

Auf diesen Standörtern empfängt sie mitleidig unter ihrem grünen Gewölbe die Schwermüthigen, verbirgt sie vor den Augen der Welt, und erleichtert ihr Herz durch wohlthätige Stille und durch den Gesang der Nachtigallen, die ein heiliges Asyl auf ihren belaubten Zweigen finden.

••••••••••••

Die Königin der Blumen, die Rose, hat ein stolzes jugendliches Ansehen. Ihre Schönheit wird durch das helle liebliche Grün ihrer Blätter verherrlicht. Sie vertheidigt sich mit Stacheln gegen jeden muthwilligen Angriff. Aber eben deswegen ärgert es mich, daß die Disteln auf dem Felde so viele Stacheln haben. Denn, um der Flora willen, was haben diese wohl zu vertheidigen? Jung und Alt geht an ihnen vorbei, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Höchstens macht ihnen das graue geduldige, langöhrige Thierchen des Silenus einen vorübergehenden Besuch. Sind sie nicht wie jene reizlose Spröden, die mitten im Frieden ihre Wildheit und

Waffen immer auswärts kehren, ohne daß es nur jemand einfällt, einen Angriff zu wagen?

Und dies macht mich so übler Laune, daß ich meine Meditation nicht weiter fortsetzen mag.

Vergänglichkeit.

(Im Hauptgedanken nach dem Französischen.)

Der Zeitstrom rollt und braus't; — auf seinen Wogen
Flieht alles Irdische dahin,
Und in das Grab des Nichts hinabgezogen
Muß auch das Herrlichste verblüh'n!

Beglückte Länder hat das Meer verschlungen;
Gepriesner Völker Name schwand;
Nicht Herkulanum, nicht Pompeji nur bezwungen
Hat tobender Vulkane Brand.

Gesunken sind der Vorwelt stolze Reiche,
Persepolis und Salems Pracht;
Zerschmettert, wie vom Blitz die Königreiche,
Ward Tyrus, ward Carthagos Macht.

Es rauscht ein Hain und goldne Saaten wallen
Wo Troja prangte groß und hehr;

Du mein Athen, du Sparta bist gefallen!
  Palmyra deckt ein sandig Meer.

Roms Kapitol, wo Götter herrlich thronten,
  Gefeirte Tempel ohne Zahl,
Paläste, Hallen wo Trajane wohnten
  Sind Asche jetzt und Schutt im Thal.

Und so sind auch die Helden all erblichen,
  Die staunend einst die Vorwelt pries;
Der Macht des Todes ist die Kraft gewichen,
  Die sich so göttergleich erwies.

Hinabgewandert auf dem düstern Pfade,
  Wie Sokrates und Phidias,
Sind die Solone, sind die Miltiade,
  Mit Platon und Leonidas.

Die Zierden Roms, die großen Scipione,
  Die Gracchen, Cäsar, Regulus,
Die stolzen, vielgepriesenen Catone,
  Auch sie umschlingt der Lethe Fluß.

Und so ist alles, was da blüht hienieden,
  Dem Unerbittlichen geweiht,
Der ewig ohne Rast und ohne Frieden
  Verschlingt, was sich des Daseins freut.

Was soll denn ich nun jammervoll beklagen,
Daß gleiche Noth auch mich bedrängt,
Und daß zerlumpt, verblichen, abgetragen
Mein alter Wams in Fetzen hängt!

J. R. Wyß.

Deukalions Menschen.

Deukalion und Pyrrha hatten,
Nach Themis Leitung und Befehl,
Die Menschen zwar ersetzt; doch nur mit Menschen-Schatten,
Nur gut zum Schmausen und Begatten,
Wie viele noch in Israel.
Da sagte Chronos:

— „Dieses Leben t,
„Gefällt mir nicht. Sie sollen Menschen sei
„Wir wollen ihnen Seelen geben;
„Und durch Vernunft sie zum Olymp erheben.“ —

Die Uraniden stimmten ein;
Und eilten, mit der Kraft zu denken,
Zugleich die neue Psychen-Schaar,
Mit mancher Neigung zu beschenken,
Die eignen Herzens Liebling war.
So zollte Vater Zevs: der Großmuth schöne Güte,
Und jedes-Hochgefühl; doch mit dem kühnen Drang,

Nach Ehrgeiz auch die Sucht nach Ruhm und
Rang.
Apoll: Talente, Witzesblüthe,
Und zum Empfindeln ziemlich Hang.
Cythere: jedes Glück der Liebe,
Mit Wollust und Kokketterie.
Gott Amor gab sein Kunstgenie.
Frau Juno: Stolz und Glanz; vereint mit
Prüderie.
Beredsamkeit und List: der feine Gott der Diebe.
Kurz jeder gab. Nun war der Erdensohn
Halb Staub, halb Gott. Es konnte allen
ähnten Schöpfern dies Amphibion,
e es sich selber nie gefallen.

Denn Schade, daß im Drang der Zeit,
(Man sagt auch mit Geflissenheit)
Die Götter unter ihren Gaben
Die wichtigste vergessen haben:
Die Gabe der Zufriedenheit.

Vom Einsiedler auf den Alpen.

Das Land beim Südpol.

Beim Südpol liegt ein Land, nach unsrer Schiffer Sagen,
Wie man noch keines sonst gesehn.
Bewohnt von Glücklichen, die nie einander plagen.
An deren offnen Stirn die Wünsche die sie wagen,
Stets deutlich angeschrieben stehn.
Ein solches Wunderland behagt den Nationen,
Wo man oft anders denkt als spricht,
Das heißt, den Europäern nicht.
Wer trüg im Grunde gern, auch unter den Teutonen,
Den Herzverräther im Gesicht?
Es möchte schicklicher für unpolirte Wilde
Und rohe Troglodyten seyn;
Denn diese unerfahrne Gilde,
Weiß nichts von feinen Heuchelein.
Ihr Herz ist nicht der Einfalt abgestorben;
Genügsam, offen, unverdorben
Sind ihre Wünsche gut und klein.

In diesem Zauber-Staat erschienen einst die Britten.
Sie kannten zwar schon vieler Völker Sitten,
Doch nichts von dieser Art. Wie man sich denken kann,
Sie staunten lang die seltnen Menschen an.
Die Sache schien sie sehr zu necken.
Allein, mit allem Kraftgenie,
Gelang es ihnen nicht, das Wie
Von diesem Wunder zu entdecken.

Und als sie nun, nach Europäer Brauch,
Des Landes Eigenthum sich kühnlich anzumaßen,
Den Schild erhöht, erfuhren sie dann auch,
Des Landes Zaubermacht, gleich seinen alten Sassen.
Und jedes brittische Gesicht
Ward seines eignen Herzens heller Spiegel,
Von jeglichem Geheimniß fiel das Siegel;
Und selbst die lügnerische Zunge nicht
Verrammelte, wie sonst, ein treuer Riegel,
Den tief verborgnen Plan.
Mit Schaudern sahn sich alle an;
Der Streich war gar zu toll. So sah sich jeder Thor

Vor aller Welt entdeckt; und alle seine Thaten,
Bevor sie noch geschehn, verrathen;
Wodurch die Traulichkeit sich überall verlor.
Nun war kein Segen mehr bei allen ihren Kniffen.
Man scheute sich gesehn zu werden und zu sehn.
In dieser Noth befahl der kluge Kapitän,
Sich eiligst einzuschiffen.
Er floh das böse Land; auch hat seit dieser Flucht,
Von allen unsern Nationen,
Dort keine mehr ihr Heil versucht.
Wer aber möchte gern in diesem Lande wohnen?

Von Ebendemselben.

Lebenslehren.

Gelaßnen Geistes um sich schaun
Heißt ohne Brille sehen;
Nicht flugs der Dinge Farben trau'n
Lehrt fein behutsam gehen.
Wer nicht sucht Schlösser in der Luft,
Den herbergt selbst die öde Kluft.

Wohl ist die Welt ein Wiederspiel
Des, was das Herz empfunden;
Doch traust dem Herzen du zu viel,
Ist bald dein Glück verschwunden.
Greif thatvoll in das Leben ein,
Dann lernst du Herr des Lebens sein.

Stets ungetrennt gehn Lust und Leid
Dir immerdar zur Seite;
Erringen mußt du von der Zeit
Der Freuden sichre Beute.
Das Glück ist Weib, schätzt nur den Mann,
Der was er will, vollbringen kann.

Karl Graß.

Belohnte Theilnahme.

Von

August von Kotzebue.

Ist denn Gold, und immer Gold, dem Armen eine Wohlthat? Auch mit leeren Händen kann Mitleid hülfreich sein. Gehe nicht vorüber und denke, was kümmerts mich? wenn ein leidendes Geschöpf an deinem Wege liegt! es sei noch so gering, es kann dir einst vergelten; und wenn auch nicht, so lohnt ein freudiges Bewußtsein.

In der Residenzstadt eines Fürsten des ehemaligen deutschen Reichs lebte ein wackerer Mann, der ein einträgliches Amt verwaltete. Durch vieljährigen Fleiß hatte er so viel gesammelt, daß er ein artiges Haus in der beßten Gegend der Stadt am Paradeplatz kaufen konnte. Hier erzog er seinen einzigen Sohn Leopold, einen muntern, gutmüthigen Knaben, der ihm Ehre und Freude machte, und dem besonders ein Abscheu vor Unrecht und Härte, wenn sie auch dem Geringsten wiederfuhren, angeboren schien. Er konnte sich ärgern, wenn der reiche Müssiggänger in glänzender Equipage vorüberfuhr, und den armen Lastträger mit Koth be-

spritzte. Er konnte knirschen, wenn ein Pflastertreter den einfältigen Bauer foppte, der seine Eier zu Markte brachte, oder ein übermüthiger Polizeidiener einen bettelnden Greis mißhandelte. Er mischte sich auch dann wohl darein, wenigstens mit trocknen Worten, und erhielt gewöhlich Spott, und bisweilen sogar Schläge zur Vergeltung. Dann pflegte seine Tante wohl zu sagen: „Was deines Amtes nicht ist, laß deinen Fürwitz. Das gemeine Volk ist nun einmal zur Dienstbarkeit auf der Welt. Der liebe Gott hat alles wohl gemacht.“

Aber je älter Leopold wurde, je weniger konnte er sich überreden, daß der liebe Gott das so gewollt hätte, und so oft er zufällig Zeuge war, daß der Schwächere vom Starken, der Geringere vom Mächtigen ein Unrecht erlitt, empörte sich sein Herz mit jugendlicher Wärme, und wo er nicht helfen konnte, da weinte er aus Mitleid und Verdruß. Vor allen war ein Schauspiel, welches täglich unter seinem Fenster aufgeführt wurde, ihm eine tägliche Marter. Da exerzirte nämlich ein hochadlicher Fähndrich oder Lieutenant seine Rekruten, und prügelte sie unbarmherzig. Jedes Wort, das er ausstieß, war ein niedriger

Fluch oder ein beschimpfender Beiname. In seinem Munde waren die armen Teufel nichts, als Hunde und Bestien, und die Fuchtel, die unaufhörlich von einer Schulter auf die andere tanzte, bewieß, daß er sie auch in seinem Herzen für nichts anders hielt.

Besonders bemerkte Leopold einen Jüngling von schönem Wuchs und sanften Zügen, der dem Herrn Fähndrich nichts recht machen konnte. Er mochte wohl von Natur weniger Geschmeidigkeit zu der edlen Handhabung einer Muskete besitzen. Man sah es ihm an, daß er sich alle Mühe gab; die hellen Thränen rollten ihm oft dabei über die Backen; aber es ging eben nicht, und jeder neue Morgen brachte ihm neue Mißhandlungen. Leopold hatte das oft mit verbissenem Grimm und herzlichem Mitleid angesehen. Eines Tages, nach geendigtem Exerziren, lehnte sich der junge Mann, dem abermals unbarmherzig mitgespielt worden, erschöpft an die Mauer des Hauses und seufzte. Da winkte ihm Leopold herein. Er hatte seiner Tante eine Flasche Wein abgebettelt und seine eigene Semmel nicht verzehrt, um den armen Menschen damit zu erquicken. Mit Rührung und Dankbarkeit empfing dieser die Gabe.

Er zog seinen Rock aus, streifte das Hemd vom Rücken, und zeigte die blutrünstigen Schwielen. Fort sprang Leopold, um für sein Taschengeld Brandtwein zu holen, mit dem er den Rücken des Rekruten wusch.

„Gott vergelt es, junger Herr!“ sagte der Leidende: „Sie retten mich vor Verzweifelung. Ich bin, weit von hier, einer armen Mutter entrissen. Niemand erbarmte sich meiner. Ich konnte es länger nicht ertragen, und wollte mich diesen Abend ins Wasser stürzen.“

Leopold schauderte. Er bat den Verlassenen, an jedem Morgen nach dem Exerziren in das Haus zu kommen, wo er jedesmal eine Erquickung finden sollte. Das geschah, so lange die Exerzirzeit währte, und als endlich die wohl dressirten Kriegsmänner zu verschiedenen Regimentern abgefertigt wurden, stopfte Leopold seinem Schützling alles was er nur entbehren, oder der Tante abbetteln konnte, in den Tornister, und mit dankbaren Thränen schied der Soldat von seinem jungen Wohlthäter.

Hätte Leopold den Glauben seiner Tante gehegt: daß man das Gute nur darum thun müsse, weil Gott es vergelten werde, so hätte

er leicht an dieser Verheissung irre werden können, denn eine Unglückswolke nach der andern überschattete sein Haus. Der Vater verlor die Hälfte seines Vermögens durch den Druck der schweren Zeit, die andere Hälfte durch gutmüthige, aber unbesonnene Bürgschaft für eiuen falschen Freund. Jenes ertrug er standhaft, dieses schlug ihn zu Boden. Des Schicksals Tücke dringt nur bis in die seufzende Brust, eines Freundes Tücke tief in das blutende Herz. Er starb, von dem Vorwurfe genagt, daß sein einziger Sohn gegen den Mangel werde kämpfen müssen. Der hinterlassenen Schulden waren so viele, daß gleich nach seinem Tode zum Verkauf des Hauses geschritten wurde.

Mit heissen Thränen verließ Leopold, der jetzt achtzehn Jahre zählte, das freundliche Haus, in dem er gebohren war, in dem er seine frohe Jugend verlebt hatte. Ein Verwandter seiner Mutter blieb ihm noch übrig, ein braver Mann, nicht reich, doch angesehen und wohl gelitten in der ganzen Stadt. Der verhieß ihm eine Versorgung, sobald er die nöthigen Kenntnisse zu irgend einem Amte sich werde erworben haben, und empfahl ihn einem alten Freunde, der Pro-

fessor auf einer berühmten Universität war. Wenn Leopold fleißig und ordentlich sei, antwortete dieser, so wolle er sich seiner treulich annehmen, auf daß er mit den Trümmern von seines Vaters Vermögen drei Jahre lang ausreichen, und dann mit gesammelten Geistesschätzen in seine Heimath zurückkehren möge.

Nun bestieg Leopold mit gepreßtem Herzen und einem magern Beutel den Postwagen, der, im gewöhnlichen deutschen Schneckengange, ihn nach jener dreißig Meilen entfernten Universität schleppen sollte. Am ersten, regnerischen Tage, saß er still in eine Ecke gekauert, und bekämpfte sein Heimweh. Am zweiten, als ein heiterer Morgen ihn anlächelte, stieg er aus, um sich in der Morgenluft zu erfrischen, befand sich wohl dabei, und merkte bald, daß sein munterer Schritt den Postpferden weit voraus eile. „Was schadets?“ dachte er bei sich selbst: „ich werde bis zur nächsten Station zu Fuße gehen, das Frühstück wird mir dann um so besser schmecken.“

Nach einigen Stunden erreichte er das Dorf, wo die Pferde umgespannt werden sollten. Am Eingang dieses Dorfes fand er zwei junge Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren. Die eine,

mit brennenden schwarzen Augen, und düstern Blicken, war gekleidet wie eine Städterin, obschon alles nachlässig an ihr hing, und ein halb zerrissenes Halstuch ihr um die Schulter flatterte. Die andere, ein blondhaariges Kind mit sanften Zügen, trug das grobe Gewand einer Bäurin, noch überdies an vielen Stellen mit Lappen geflickt, aber knapp und reinlich. Die Mädchen waren beschäftigt, eine Menge kalekutischer Hühner aus einem Erbsenfelde zu jagen. Die Blonde bediente sich dabei einer Weidenruthe, die Braune hatte einen derben Knüttel in der Hand. Jene trieb die ungeladenen Gäste langsam vor sich hin, und würde auf diese Weise ihren Zweck vollkommen erreicht haben; dieser hingegen währte das viel zu lange, sie fuhr hastig hin und her, und schüchterte dadurch die Hühner, trieb sie aus einander, wurde ungedultig, warf den Knüttel mitten unter sie, und als sie keines derselben traf, suchte sie Steine zusammen. Da warnte ihre Gefährtin: „Mamsellchen, thun Sie das nicht, das könnte übel auslaufen. Die Hühner gehören dem Herrn Pastor, und Sie wissen, daß Ihr Papa, der Herr Amtmann, nicht zum Beßten mit ihm steht. Geschähe nun ein Unglück, so

gäbe es einen gewaltigen Lärm, und Sie müßten es ausbaden.“

„Halt du dein Maul, Bauerdirne!“ fuhr die Braune sie an: „ich werde doch von dir nicht lernen sollen, was ich zu thun habe?“ Und nun flogen die Steine — Puff! da lag ein Huhn; Paff! dort wieder ein anderes. Die übrigen flatterten davon. Eines blieb todt auf dem Platze, das zweite war gelähmt.

„Da haben wirs!“ sagte die Blonde: „wenn das nun die Frau Pastorin sieht —“

„Ich frage den Henker nach der Frau Pastorin!“ keifte die Braune: „die Bestien haben unsere Erbsen gefressen, ihnen ist ganz recht geschehen.“

Leopold ging vorüber, und dachte bei sich selber: das Mädchen im geflickten Kittel ist mehr werth, als die Mamsell mit dem seidenen Halstuche. Er suchte und fand das Posthaus, trank ein Glas Milch, und konnte nicht begreifen, wo der Postwagen so lange blieb. Aus Langeweile machte er sich wieder auf, um sich draussen vor dem Dorfe nach der Schneckenpost umzusehen. Da vernahm er ein großes Getümmel im Vorhause der Amtsstube; kreischende Weiberstimmen

gellten ihm in die Ohren. Das getödtete Huhn lag vor der Hausthür, das lahme stand trübselig daneben. Es wurde ein strenges Gericht gehalten, dem Leopold lauschend zuhorchte. Die Frau Pastorin, als Klägerin, drang auf Ersatz; die Frau Amtmännin verhörte die Angeklagten.

Mit unwilligem Erstaunen vernahm Leopold, daß die Braune alles auf die Blonde schob. „Ich habe es dir hundertmal gesagt", rief sie weinerlich, „laß die Steine liegen! wirf nicht nach dem armen Vieh! es sind ja unvernünftige Bestien. Mache es wie ich. Mit einer kleinen Ruthe und etwas Geduld kannst du sie bald verjagen. Aber du wolltest nicht hören, nun mußt du fühlen."

„Mein Gott, Mamsellchen!" wimmerte die Blonde: „es ist ja gerade umgekehrt, ich habe Sie gewarnt."

„Ei, du unverschämtes Lügenmaul! Mama, das leiden Sie nicht! das ist zu arg!"

„Wie!" donnerte die Amtmännin dazwischen: „du unterstehst dich, meine Tochter einer falschen Anklage zu bezüchtigen?"

„Weiß Gott, es ist so wie ich sage."

„Noch immer? welche Bosheit! Frau Pastorin, nehmen Sie es nicht übel. Sie sehen, meine

Tochter ist unschuldig, folglich können die Hühner Ihnen nicht bezahlt werden, denn die Betteldirne hat nichts, und frißt hier das Gnadenbrod. Aber ihr Rücken soll es büssen. He da! wo ist der Knecht? er soll die Peitsche holen."

„Ach! schluchzte die Blonde, „wenn doch nur der Herr da wäre, der eben vorbei ging, der würde mirs bezeugen —"

„Ja, ja", rief die Braune keck: „wenn er nur da wäre, um dich zu Schanden zu machen."

Jetzt konnte Leopold nicht länger sich halten. Mit abgezogenem Hute trat er in das Vorhaus. „Da ist er!" rief die Blonde freudig. Ihre Gegnerin erbleichte und verstummte.

„Erlauben Sie", redete Leopold die Frau Amtmännin an: „diesem armen Mädchen geschieht Unrecht. Sie hat die Wahrheit ausgesagt, ich selber bin Zeuge gewesen."

Die boshafte Braune erholte sich schnell von ihrem ersten Schrecken: „Es ist nicht wahr, Mama!" heulte sie, „ich habe den Herrn nicht mit Augen gesehen."

„Schämen Sie sich", sagte Leopold mit einem Blick der tiefsten Verachtung: „noch so jung, und schon so schlecht!"

Das brachte die Mama in Harnisch. „Wer ist der Herr? was hat der Herr sich darein zu mischen?“

„Verzeihen Sie; ich hörte zufällig, daß Sie eine Unschuldige züchtigen wollten. Mich dünkt, Sie sollten mir Dank wissen, daß ich Ihnen eine Sünde erspare.“

„Eine Sünde? Ei, hört doch! Packe sich der Herr Bußprediger zum Henker! Meine Tochter hat mich noch nie belogen, und um eines solchen Gelbschnabels willen werde ich ihr mein Vertrauen nicht entziehen. Diese Dirne hingegen richtet lauter Unheil an, und hätte schon tausendmal verdient, daß ich sie aus dem Hause jagte. He da! die Peitsche her!“

„Madam, ich werde das in meiner Gegenwart nicht dulden.“

Kaum hatte er das gesagt, als die Frau Amtmännin so wüthend zu schreien anfing, daß ihr die Stimme überschnappte. „Was! ich wäre nicht Herr in meinem eigenen Hause?“ Der erste beßte Landstreicher dürfte mir verbieten, was mir zu thun beliebt?“

Ausser sich vor Wuth wollte sie das bleiche, zitternde Mädchen bei den Haaren ergreifen. Leo-

pold trat dazwischen, und ohne Zweifel würde er selbst die Ehre gehabt haben, mit der Frau Amtmännin handgemein zu werden, wenn nicht in diesem Augenblicke der Herr Amtmann aus der Gerichtsstube hervorgetreten wäre. Er war ein rechtlicher Mann, behandelte alles juristisch, und da Leopold sich erbot, sein Zeugniß mit einem körperlichen Eide zu erhärten, so nahm er selber die Verläumdete in Schutz, gab der Tochter einen Rippenstoß, versprach der Frau Pastorin, die Hühner zu bezahlen, ersuchte seine Frau, mit einem Herrscherblick, für diesmal abzutreten, und versicherte den Fremden, er könne ruhig seines Weges ziehen, dem Mädchen solle kein Leid widerfahren.

Leopold ging. An der Thür erhaschte die Blonde seine Hand und küßte sie weinend.

Endlich erschien der Postwagen, auf dem sich noch ein blinder Passagier eingefunden hatte, ein armer Jude, der mit thränenden Augen ausstieg, und während die Pferde umgespannt wurden, seinen Weg zu Fuße fortsetzte. Leopold hätte gern gefragt, was ihm fehle? Allein er war hastig fortgeeilt, und der Jüngling selber zu ermüdet, um ihn einzuholen. Die übrige Gesellschaft be-

stand aus einem alten verabschiedeten Offizier, einem dicken Pachter, und einem schöngeisterischen Kautmannsdiener. Die letztere Gattung von Menschen ist bekanntlich eine der unerträglichsten. Der Bursche hatte in seinem Laden Romane gelesen, auch wohl selber deren geschrieben, hielt sich für einen Aesthetiker, und haschte beständig nach Witz. Auch Leopold wurde schon einigemal von ihm angezapft. Weil der Jüngling, in seine Ecke gedrückt, an gar nichts Theil zu nehmen schien, so nannte er ihn den Taubstummen; und als er ausstieg, um zu Fuße auf einer sandigen Straße voraus zu waten, sagte er, der Taubstumme habe sich in einen Staubdummen verwandelt; über welchen witzigen Einfall er und der dicke Pachter so lange lachten, bis ihre Thränendrüsen helles Wasser absonderten.

Jetzt, beim Frühstück, welches aus Bratwurst bestand, warf er die Frage auf: ob der Hanswurst, wenn er wieder auf die Bühne gebracht werde, gebraten oder gekocht erscheinen müsse? — „Auf Reisen“, antwortete Leopold ärgerlich. Aber jener fühlte den Hieb nicht, sonderrte fort seinen Witz strömen zu lassen, und sei die

nes Zwerchfell dabei zu erschüttern, denn der dicke Pachter hatte keine Zeit mit zu lachen, so lange gegessen wurde. Bald verglich er die Bratwurst mit der maulenden Unterlippe eines alten Weibes, bald mit dem Symbol der Ewigkeit, einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Dann wollte er haben, die Aufwärterin sollte Verse aus der Jungfrau von Orleans deklamiren, wobei er Leopold zum schwarzen Ritter ernannte. Kurz, er war unerschöpflich in Albernheiten, und jedermann mußte ihm zur Zielscheibe seines bleiernen Witzes dienen, der Offizier ausgenommen, dem er nicht recht zu trauen schien.

Endlich bestieg die Gesellschaft den Postwagen wieder, der sich phlegmatisch fortbewegte. Der Witzling hatte so viel Schnaps zu sich genommen, daß der Schlaf bald Herr über seine Zunge wurde, und so entstand eine wohlthuende Stille von einigen Stunden; alle Ohren der Wachenden ruhten aus.

Nach Zurücklegung einer starken Meile erblickte man den Juden wieder, der, an einem Meilenzeiger sitzend, die Ankunft des Wagens erwartet fortge, jetzt wieder einstieg, und mit dem schlech-um ih. Plätzchen an der Thür vorlieb nahm,

obgleich noch bessere leer waren. Bei dieser Gelegenheit erwachte der Aesthetiker, fühlte sich zu neuen Zungenthaten gestärkt, und fiel über den Juden her, wie ein Affe über ein Stück Zucker, das in zwanzig Papiere gewickelt ist. Bald fragte er ihn: ob er etwa nach Berlin reise, um in Klingemanns neuem Schauspiele den Moses als Gastrolle zu spielen? — bald: ob das Manna in der Wüste wohl so süß geschmeckt habe, als der Kuß einer schönen Jüdin? — bald: ob die Juden das goldene Kalb in Versen oder in Prosa angebetet hätten? und was dergleichen Albernheiten mehr waren. Endlich wollte er durchaus wissen: ob das Silbergeschirr, welches die Juden in Aegypten stahlen, dreizehnlöthig oder vierzehnlöthig gewesen sei? Alles hatte der Jude schweigend ertragen, und auch dieser letzte Stich preßte ihm nur einen verstohlenen Seufzer aus; aber Leopolds Blut wallte auf: „Ei zum Henker!" fuhr er den Witzling unsanft an: „Sie sollten sich schämen, Ihre stumpfen Waffen an einem Wehrlosen zu üben. Wer einen Juden hohneckt, der handelt eben so schlecht, als wer einen Gebundenen mit Koth bewirft." Der Bursche stutzte, nahm die Zurechtweisung übel, warf sich in die

Brust, und da er gegen Leopold mit dem Witz nicht auslangte, nahm er die göttliche Grobheit zu Hilfe. Es entstand ein lebhafter Zank. Leopold erklärte seinem Gegner, daß, wenn er noch mit einem Worte den armen Juden beleidige, er ihm zum Postwagen hinaus werfen würde. Da gerieth der schöne Geist in Wuth, und es würde in dem engen Behältniß ein Faustkampf entstanden sein, wenn nicht der bisher schweigende Offfzier sich mit großem Ernst ins Mittel gelegt, und dem Burschen ganz trocken gesagt hätte: Leopold habe ganz recht, sein Witzeln sei unerträglich, und wenn er die Gesellschaft noch länger beunruhige, so werde man die, von Jenem angedrohte, Maasregel mit vereinten Kräften ins Werk setzen.

Bei den letzten Worten griff er nach seinem spanischen Rohre, welches er hinter sich auf den Boden gelegt hatte, und diese Bewegung schien dem Aesthetiker so bedenklich, daß er den Strom seines Witzes dämmte, bis zur nächsten Station Mäuschen still schwieg, dann sich brummend auf den Beiwagen setzte, und so für die übrige Reise den erlöseten Juden freien Athem schöpfen ließ.

Das waren die Abentheuer alle, die unserm

Jüngling auf der Wanderschaft zum Musentempel begegneten. Er gelangte glücklich an den Ort seiner Bestimmung, fand in dem Professor, dem er empfohlen war, einen eben so gelehrten als menschenfreundlichen Mann, gewann dessen Liebe durch Fleiß, Ordnung, Sparsamkeit, und sammelte in drei Jahren einen Schatz von Kenntnissen, den er nun im Vaterlande auf Zinsen legen wollte.

Es war ihm während dieses Zeitraums nichts begegnet, was merkwürdig schien. Die Folgen des blutigen Krieges, der damals Deutschland verheerte, trafen zwar auch einigemal den Ort seines Aufenthalts, den er plündern sehen mußte; da aber ein Musensohn bei solchen Gelegenheiten nichts zu verlieren hat, so störte das die Einförmigkeit seiner Lebensweise nur auf wenige Tage.

Einst durchwanderte er nach einer solchen Katastrophe die Vorstadt, und hörte ein jämmerliches Gewinsel, das aus einem etwas abgelegenen Hause zu kommen schien. Er ging näher — Thüren und Fenster waren offen, die Möbeln zerschlagen, keine menschliche Seele im ganzen Hause, denn die Bewohner, flüchtig vor der Wuth des Feindes, waren noch nicht zurück gekehrt. Nur

Im Hofe fand er das noch lebende Gerippe eines vergessenen Kettenhundes, von dem das Gewinsel ausging. Das arme Thier hatte nun schon in mehrern Tagen nichts zu fressen bekommen, lag ausgestreckt vor seinem Häuschen, und war kaum noch im Stande, die Jammertöne hervorzuwinseln, die Leopolds Ohr erreicht hatten. Von Mitleid ergriffen sprang der Jüngling zum nächsten Becker, kaufte ein Brodt und brachte es dem hungernden Gefangenen, der es gierig verschlang. Dann lösete er ihn von der Kette, in Hoffnung, daß er, befreit, wohl selber seinen Unterhalt suchen werde. Vergnügt setzte er seinen Spaziergang fort, und erst draussen vor dem Thor wurde er gewahr, daß der Hund ihm folgte. „Geh, geh", sagte er zu ihm, „ich kann dich nicht brauchen." Der Hund stand, sah ihn freundlich an, und wedelte. Aber sobald Leopold wieder vorwärts schritt, lief auch der Hund hinter ihm her. Um seiner los zu werden, sah er sich genötigt, den Stock aufzuheben. Da legte sich der Hund platt auf den Boden, den Kopf zwischen den Vorderfüßen. Leopold ging weiter, und der Hund blieb liegen, so lange bis sein Wohlthäter ihm aus den Augen zu verschwinden drohte,

dann aber folgte er ihm, wiewohl schüchtern, in einiger Entfernung nach. Als Leopold aber gegen Abend in die Stadt zurück kehrte, verlor er ihn aus den Augen, und dachte nicht weiter an ihn.

Am andern Morgen, da er ausgehen wollte, um ein Kollegium zu besuchen, siehe, da lag der Hund auf der Schwelle seiner Thür, und winselte als er sie öffnete. Nun widerstand er dem Bittenden länger nicht. „Komm herein“, sagte er, „du bist ein armer Teufel, und willst durchaus bei einem armen Teufel in Dienste treten. Wohlan! wie nenn' ich dich? — du sollst Hunger heißen.“ Mit diesen Worten reichte er ihm die kargen Ueberreste seines Frühstückes, und verschloß ihn in sein Zimmer. Als er wieder heim kam, fand er den Hund auf seinem Koffer gelagert, den er gleichsam bewachte, und das Plätzchen nur verließ, um seinem neuen Herrn zu liebkosen. In der Folge konnte Leopolds Zimmer ohne Bedenken unverschlossen bleiben, denn Hunger ließ während seiner Abwesenheit durchaus niemanden herein. Des Hundes Dankbarkeit und Treue gefiel dem Jünglinge wohl. Es war ein häßlicher Köter, aber er hatte seine Freude

an ihm, nur fiel ihm dessen Unterhalt beschwerlich, denn obgleich der ehrliche Hunger mit Brodrinden gern vorlieb nahm, so bedurfte er doch, da er zum Geschlecht der Doggen gehörte, der Brodrinden sehr viele, und Leopold konnte deren nur sehr wenige entbehren. Indessen, so lange er noch auf der Universität war, aß er sich bisweilen nur halb satt, ehe er den armen Hunger hätte hungern lassen.

Nun hatte er aber seine Studien vollendet, und dachte mit Ernst an die Heimreise, zumal da sein gütiger Verwandter ihm geschrieben hatte, daß er kränklich sei, und des Vetters baldige Zurückkunft wünsche, um wo möglich noch vor seinem Tode ihn versorgt zu sehen. Leopold ging mit seiner Kasse zu Rathe. Er hatte so sparsam als möglich gelebt, und nebenbei, um einen Sparpfenning zu gewinnen, in einigen Bürgerhäusern den Kindern Unterricht ertheilt; dennoch belief sich sein ganzes Vermögen nur so hoch, daß er allenfalls einen Platz auf dem Postwagen bezahlen, und sich unterwegs beköstigen konnte. Aber was blieb ihm denn übrig, wenn er in seiner Vaterstadt ankam? Sollte er seinen Verwandten sogleich um Geld ansprechen? Der Gedanke war

ihm unerträglich. Darum beschloß er, lieber zu Fuße, mit einem kleinen Felleisen auf dem Rükken, heim zu wandern, und berechnete, daß er dann wohl sechs bis acht Louisd'or mit nach Hause bringen würde. Nun mußte er auf diesen Fall seinen großen Hund abschaffen, der leicht mehr als er selber verzehren konnte. Er entschoß sich dazu mit einem Seufzer. Schon längst hatte ein reicher Student ihm den Hund abschwatzen wollen, und ihm einigemal zwei Louisd'or für ihn geboten. Diesem schenkte er ihn jetzt am Abend vor seiner Abreise; denn Geld für seinen ehrlichen Hunger zu nehmen, konnte er nicht über sich gewinnen. Es war ihm fast weinerlich zu Muthe, als er von dem Hunde sich trennte, und kaum konnte die Ueberzeugung ihn trösten, daß er bei seinem neuen Herrn es besser haben würde.

Am andern Morgen in aller Frühe ergriff er den Wanderstab, hing sein Felleisen auf die Schulter und ging zum Thore hinaus. Man hatte ihn gewarnt, nicht so allein zu gehen; denn die gewöhnlichen Folgen des Kriegs waren nicht ausgeblieben, das Land wimmelte von Räubern und Spitzbuben; aber Leopold dachte: einen einzelnen Wanderer, dessen ganze Equipage

Armuth verräth, werden sie wohl ungehindert ziehen lassen, und so schritt er munter auf die waldigten Gebirge zu, die er zu übersteigen hatte.

Nachdem er einige Stunden gegangen und einen Hügel erklimmt hatte, um die Thürme der Stadt noch einmal zu sehen, in der er mit den Musen vertrauten Umgang gepflogen, da erblickte er in der Ferne etwas auf der Landstraße, was sich sehr schnell fort bewegte, und in wenigen Minuten so nahe kam, daß er mit freudigem Herzklopfen seinen getreuen Hunger erkannte. Noch sah der ehrliche Hund ihn nicht, denn er verließ sich nicht auf seine Augen, sondern einzig und allein auf seine Nase, die beständig dicht an der Erde schnupperte. Nun aber, da er auf der frischen Spur die Nähe seines geliebten Herrn merkte, hob er den Kopf in die Höhe, erblickte ihn, sprang hoch an ihm hinan, und brach in ein Freudengeheul aus. Auch Leopold konnte sich nicht enthalten, ihn mit nassen Augen zu umarmen, und sich das ganze Gesicht von ihm belecken zu lassen, so sehr ihm das auch sonst zuwider war.

„Hunger!“ sagte er, „ehrlicher Hunger! du dankbares Gemüth! weiß Gott, du sollst bei mir bleiben, und wenn ich auch als ein Bettler

in meiner Vaterstadt einziehen sollte.“ — Hunger hielt ihn beim Wort, machte allerlei possierliche Sprünge, und lief nun wedelnd vor ihm her, sah sich aber oft nach ihm um, damit er ihm nicht noch einmal entwischen möchte.

Die treuen Gefährten wanderten fröhlich Berg auf Berg ab, bis der Abend herein brach, und Leopold ermüdet in einem Kruge einkehrte, der am Rande eines großen Waldes lag. Das Haus hatte nichts einladendes weder von Aussen noch von Innen. Der Krüger schielte auf dem einen Auge, seine Frau auf dem andern; der Knecht hatte eine große, erst kürzlich zugeheilte Schmarre im Gesicht; die Magd war eine Zigeunerin; die Kinder starrten von Schmutz. Gern wäre Leopold, trotz seiner Müdigkeit, noch einige Stunden weiter gezogen, aber theils mochte er gegen die Nacht sich in den Wald nicht wagen, theils fand er dies schlechte Nachtlager seinem Beutel angemessen; ließ sich also Brod und einige Eier geben, theilte das Brod mit seinem Reisegefährten, und bat dann um eine Streu in irgend einem ruhigen Winkel. Man führte ihn in ein Kämmerlein hinten im Hause, gab ihm ein Stümpfchen Licht, und wünsche ihm eine gute

Nacht. Er riegelte die Thüre zu, und schickte sich an, zu Bette zu gehen, das heißt, sich auf ein Bund Stroh zu legen, welches freilich schon manchem Reisenden gedient zu haben schien.

Das erste, was ihm auffiel, waren einige Blutflecken auf diesem Stroh. Er betrachtete sie lange mit geheimem Schauder; indessen meinte er, es könnte ja wohl irgend ein Wanderer sich in den Finger geschnitten, oder aus der Nase geblutet haben; suchte sich zu beruhigen, legte sich nieder, und wollte eben sein Stümpfchen Licht auslöschen, als er gewahr wurde, daß sein Hund, mit dem Schwanze zwischen den Beinen, schnuppernd herum schlich, und leise brummte. Jetzt wurde Leopold aufmerksam. „Such, Hunger, such!“ flüsterte er dem Hunde zu, der, durch diese Aufmunterung ermuthigt, schon etwas lauter knurrte, endlich an einer kleinen Fallthüre stehen blieb, welche Leopold nicht bemerkt hatte, und zu bellen anhub.

Das geht nicht mit rechten Dingen zu, dachte der Wanderer, und sprang hastig von seinem Strohlager auf. Er hatte keine andere Waffe, als seinen Knotenstock, den ergriff er mit der rechten, das Licht mit der linken Hand, stellte

sich neben seinen Hund, und richtete die Augen starr auf die Fallthüre, wobei das Haar auf seinem Haupte sich ein wenig lüpfte. Als Hunger mit Knurren und Bellen nicht nachlassen wollte, überlegte Leopold, daß, um ruhig zu schlafen, er nothwendig wissen müsse, was unter der Fallthür verborgen sei. Er faßte sich ein Herz, und hob sie auf. Da blitzten ihm ein paar schwarze Augen entgegen; es war der Knecht mit der Schmarre auf der Backe. Hunger wollte sogleich hinab springen und seine Zähne in ihn schlagen. Leopold hielt den Hund fest, und rief dem Kerl mit rauher Stimme zu: „Was machst du da?“

„Was werde ich machen?“ antwortete er: „ich habe da ein Fäßchen Bier im Keller, das habe ich abgezapft, und mich ein wenig zu lange dabei verweilt.“

„So komm heraus, und geh deiner Wege.“

„Nun freilich, aber halte der Herr nur den Hund fest.“

„Er soll dir nichts zu Leide thun, aber mach daß du fort kommst.“

Brummend stieg der Knecht heraus. Leopold hatte sein Licht auf den Tisch gesetzt, sich selber ein wenig zurück gezogen, schwang in der rechten

Faust seinen Knüttel, und umfaßte mit dem linken Arme den Hund, so daß er, wenn irgend eine Gefahr sich zeigte, den Arm nur öffnen und das wüthende Thier anhetzen durfte. Doch als der Knecht in dieser Verfassung ihn sah, eilte er nach der Stubenthür, die er aufriegelte, und entsprang. Im Vorübergehen hatte Leopold wohl bemerkt, daß ein langes Messer ihm aus dem Busen hervorragte.

Sobald der Knecht hinaus war, verschloß und verriegelte er die Thür aufs neue, wendete sich dann zu seinem ehrlichen Hunger, und drückte ihn als einen Freund an die Brust.

„Wer mir das gesagt hätte, als ich von deinen Ketten dich los machte, als ich zehnmal dich fortjagte, und endlich gar verschenkte. — O wie reich hast du mir die harten Brodrinden vergolten, die ich dir zugeworfen!“

Hunger verstand nichts von seiner empfindsamen Anrede. Er machte noch einmal die Runde im Zimmer, und legte sich dann neben seines Herrn Felleisen. Allein Leopold war nicht so ruhig als sein Hund. Daß der Kerl Böses im Schilde führte, schien ihm unzweifelhaft. Das lange Messer, die Blutflecken auf dem Stroh,

die schielenden Gesichter der Wirthsleute — alle diese Gegenstände schwebten wie Gespenster vor seinen Augen. „Wer steht mir dafür", dachte er, „daß sie um Mitternacht die Thüre erbrechen, und mich schlafend ermorden?"

Hier war nicht lange Zeit zu überlegen. Das Stümpfchen Licht drohte zu verlöschen. Ihn schauderte, wenn er dachte, daß er hier im Dunkeln bleiben sollte. Er schaute zum Fenster hinaus, es war nicht hoch. Draussen lag der Wald schwarz vor ihm. Ein matter Strahl des letzten Mondenviertels erleuchtete die Gegend wie ein Lämpchen einer Gruft. Doch besser da draussen, meinte Leopold, kleidete sich rasch wieder an, legte so viel Geld auf den Tisch, als er etwa verzehrt zu haben glaubte, und stieg leise zum Fenster hinaus. Hunger sprang hinter ihm her.

Als er draussen war, bemerkte er, daß in einer niedrigen Eckstube noch Licht sei; er schlich unter das Fenster, und hörte wie der Knecht sein Abentheuer erzählte, den großen Hund verfluchte, und schwur, er wolle noch in dieser Nacht die Bestie samt ihrem Herrn in die andere Welt schicken.

Mit Füßen, von Furcht und Schrecken beflügelt, suchte Leopold die Landstraße. Seine

Müdigkeit war ganz verschwunden, und schritt so hastig vorwärts, als habe er sich durch den erquickendsten Schlaf gestärkt. Der düster schweigende Wald schien ihm weit minder furchtbar, als das helle Licht, welches aus dem Kruge ihm noch lange nachschimmerte. Erst als er nichts mehr davon gewahr wurde, und dicke Finsterniß ihn umgab, wurde er etwas ruhiger. Der Weg war so breit, daß er ihn auch im Dunkeln nicht verfehlen konnte. Bisweilen stand er und horchte. Alles war still. Nur seinen eigenen Fußtritt vernahm er, und den seines Hundes, der ihm jetzt auf der Ferse nachschlich, statt daß er sonst immer vor ihm her hüpfte.

Gern hätte Leopold auch das Geräusch vermieden, welches seine Füße im Grase oder in den dürren Blättern machten; er berührte den Boden kaum mit den Fußspitzen, und seufzte nach dem Tage, der noch fern war. Nach einigen Stunden schien der ehrliche Hunger sich doch auch schon an die Finsterniß gewöhnt zu haben; er trabte jetzt wieder vor seinem Herrn her; und Leopold war bereits so gefaßt, daß er leise das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ anstimmte. Plötzlich stand Hunger und wollte

nicht vorwärts. Vergebens redete sein Herr ihm zu, und als er ihn endlich mit dem Fuße stieß, kroch der Hund winselnd hinter ihn. Ein Schauder überlief den Wanderer — allein was war zu thun? Stehen bleiben auf dieser Stelle bis es Tag würde? das schien ihm unerträglich. „Hunde", dachte er, „pflegen sich auch vor jedem unbekannten Gegenstande zu fürchten. Wer weiß, was meinen Hunger so plötzlich verwandelt? Ein paar hundert Schritte weit wird er sich wohl eines Bessern besinnen."

Durch solche Gedanken suchte er sich Muth einzusprechen, und ging drauf los, hatte aber kaum zehn Schritte vorwärts gethan, als er über etwas stolperte, daß ihm im Wege lag. Er fiel, raffte sich wieder auf, faßte nach dem, was seinen Fall verursacht, und erwischte mit Entsetzen einen Büschel Haare, der einem Leichnam angehörte. Starr vor Schrecken war er eine Zeitlang gleichsam fest an den Boden gezaubert. Sobald er seiner Glieder sich wieder mächtig fühlte, eilte er bebend von diesem Schreckensorte, und sogleich gesellte auch sein Hund sich fröhlich wieder zu ihm, nachdem er einen Umweg durch den Wald gemacht.

„Hier ist eine Mord geschehen", sagte Leo-

pold schaudernd zu sich selber, „Gott helfe mir durch den Wald!“ Kaum hatte er das gesprochen, als er links und rechts in geringer Entfernung pfeifen hörte, und eine Menge beweglicher Lichter im Walde sah, die sich plötzlich zu entzünden und zu vervielfachen schienen. Noch waren sie zerstreut, vereinigten sich aber bald in einen Haufen, und näherten sich dem bebenden Wanderer, der hinter den nächsten dicken Baum sprang, da ihm kein Zweifel übrig blieb, daß hier eine Räuberbande hause. Er hatte nicht geirrt. Wohl zwanzig wilde, mit Pistolen und Säbel bewaffnete Kerls zogen die Straße herauf. Sie hatten den Fußtritt des Pilgers und den Laut des Entsetzens vernommen, den er unwillkührlich ausstieß, als er den Kopf des Leichnams ergriff. Vielleicht wäre Leopold dennoch hinter seinem dicken Baume verborgen geblieben, hätte er nur dem Hund das Knurren verwehren können. Aber Hunger fürchtete sich nur vor Leichen, nie vor lebendigen Menschen, und so sehr auch sein Herr sich bemühte, ihm die Kehle zusammen zu drücken, so gab er doch immer noch manchen murrenden Ton von sich, der die Räuber aufmerksam machte. Der Baum wurde umringt, Leopold gefunden.

Die Geistesgegenwart verläßt uns dann am wenigsten, wenn wir ein Unglück nicht mehr blos fürchten, sondern es unvermeidlich vor Augen sehen. Sobald Leopold sah, daß hier unmöglich zu entrinnen sei, gedachte er der Gefahr, in der sein treuer Hund schwebte, der, wenn er ihn los ließ, zwar sicher einen der Räuber beim Halse packen, aber auch im nächsten Augenblicke todt zu seinen Füßen liegen würde. Deshalb umfaßte er jetzt den knurrenden Hunger mit beiden Armen und sagte: „Meine Herren, ich bin ein armer Student, ich habe nichts als meinen kargen Zehrpfenning, lassen Sie mich im Frieden ziehen."

„Du bist ein Student?" antwortete einer aus dem Haufen: „ich bin auch Student gewesen. Ecce quam bonum!"

„Der Kerl kann uns verrathen", rief ein anderer, schießt ihn nieder!"

Diesem Urtheil stimmten sogleich die meisten bei, und Leopold sah bereits ein halbes Dutzend Pistolen auf sich gerichtet. Da hub der Erste wieder an: „Laßt dem armen Teufel das Leben. Wer weiß, wozu wir ihn brauchen können. Er ist

ein rüstiger Bursche, und ein Student ist zu allen Dingen nütze."

„Auf deine Gefahr", brüllte eine grobe Stimme, die dem Anführer der Bande zu gehören schien: vielleicht kann er uns den ehrlichen Rolph ersetzen, den wir gestern eingebüßt haben; doch zuvor müssen wir ihn auf die gewöhnliche Probe stellen."

„Lustig Herr Bruder!" sagte der Student, „wenn du unter unserer Fahne dienen willst, und dich brav hältst, so sollst du, Gott straf mich, täglich einen Landesvater mit mir machen, und dabei die schönsten Dirnen auf deinem Schoße wiegen."

Indessen hatten einige bereits Leopolds Felleisen geplündert, und seine Taschen beraubt. Verschwunden war die wenige Baarschaft, nebst seiner silbernen Uhr. „Fort, ihr Bursche!" rief der Anführer, „ich wittre Morgenluft. Für heute ist hier nichts mehr zu thun."

Die Räuber trieben ihren Gefangenen vor sich her, der seinen getreuen Hunger, an sein Schnupftuch gebunden, halb mit Gewalt nach sich schleppte. Auf ungebahnten Pfaden drangen sie tief in den Wald. Die Morgenröthe schim-

merte schon in den Wipfeln der Bäume, als sie ein kleines Thal erreichten, wo die Bande, in Erdhütten mit Zweigen bedeckt, wohnte. Hier wurden sie von vier bis fünf jungen Mädchen empfangen, die man alle hätte schön nennen dürfen, wenn der eigentliche Zauber weiblicher Schönheit, die Sittsamkeit, ihnen nicht gemangelt hätte.

„Wo ist Rolph?“ sagte die Eine, deren Buhler er gewesen.

„Den hat der Teufel geholt!“ antwortete der Student, „er ist auf dem Bette der Ehre in seinem Berufe gestorben. Du kannst dir aber die Thränen sparen, denn ich bringe dir hier einen andern, der, wenigstens für dich, leicht eben so viel werth sein mag.“

Das Mädchen, ohne sich um den Todten weiter zu bekümmern, betrachtete den Gefangenen mit Wohlgefallen, und sagte: „Sei willkommen!“

Leopold war stumm. Eine neue, furchtbare Welt that sich vor ihm auf, in die er mit Schaudern blickte. Die Räuber setzten sich zum Schmause, und zechten bis gegen Mittag. Ihren Gefan[illegible] nen übergaben sie der Obhut der Weiber[illegible] ihm liebkoseten, ihm Speise und Trank [illegible]

ten, und durch allerlei fröhliche Unterhaltung ihn zu zerstreuen suchten. Sie schilderten ihm das ungebundene Leben als das reizendste auf der Welt, und fluchten darauf, daß er nach vierzehn Tagen sein Schicksal segnen würde. Auch der ehrliche Hunger wurde nicht vergessen, die Mädchen fütterten ihn um die Wette, und ihm schien es in dieser Gesellschaft besser zu behagen, als seinem Herrn.

Als die Sonne hoch stand, legten sich die Räuber schlafen, rings herum hörte man ihr Schnarchen. Nur zwei derselben standen Schildwach mit gezucktem Säbel und geladenen Pistolen. Leopold legte sich gleichfalls schlafen, mehr um sich den Neckereien der Dirnen zu entziehen, als um den Forderungen der Natur zu gehorchen. Doch seine gänzliche Erschöpfung wiegte ihn bald in einen tiefen Schlummer, und er würde auch nicht einmal erwacht sein, als es schon ganz finster war, hätte nicht ein leises Rütteln ihn geweckt. Er schlug die Augen auf, da stand eines der Mädchen mit einer Lampe vor ihm, und winkte freund- ... Schon wollte er unwillig einige harte Worte ... ßen, als sie, zu seinem höchsten Erstaunen, ... ch die Anrede den Mund verschloß:

„Sie kennen mich nicht mehr, aber Ihr Bild hat sich tief in mein Herz gegraben. Ich bin das arme Bauermädchen, das Sie vor drei Jahren durch ihr Zeugniß von einer unverdienten Züchtigung befreiten. Leider konnten Sie nur das eine Mal mir helfen. Die Mißhandlungen meiner bösen Herrschaft wurden täglich ärger. Ich konnte es nicht länger aushalten, und lief davon. Was aus mir geworden, sehen Sie. Ich war ein ehrliches, frommes Mädchen. Die Amtmännin und ihre Tochter mögen es vor Gott verantworten, wenn ich zur Hölle fahre. Doch davon wollte ich jetzt nicht reden. Ich bin nun einmal verloren, aber so schlecht bin ich drum doch nicht, daß ich Ihre Großmuth gegen eine Fremde vergessen sollte. Die Räuber sind auf einen wichtigen Fang ausgezogen, werden erst in zwei Tagen zurück kehren. Die beiden alten Wächter habe ich trunken gemacht. Hier ist das Geld, welches man Ihnen genommen, hier ist auch Ihre Uhr. Stehen Sie auf, ich will Ihnen einen Fußpfad zeigen, der Sie in wenigen Stunden aus dem Walde führt. Halten Sie sich nur immer links, so kommen Sie in eine Gegend, die unsere Leute selten durchstreifen, weil dort nichts

zu holen ist. — Warum starren Sie mich so an? — Geschwind stehen Sie auf!“

Leopold glaubte zu träumen. Kaum erkannte er die hübsche Blondine, die freilich seitdem sehr herangewachsen war, und leider auf ihrem sanften, damals unschuldigen Gesichtchen die Spuren der Ausschweifungen trug. Die Thränen schossen ihm in die Augen. Dankbarkeit für seine Rettung mischte sich mit dem Kummer, ein weibliches Geschöpf so verworfen zu sehen, das offenbar die Natur gebildet hatte, um einen wackern Gatten und Vater zu beglücken. Er folgte ihr taumelnd hinaus. Sie zeigte ihm den Fußpfad. Er wollte sie überreden, mit ihm zu flüchten. „Es ist zu spät!“ sagte sie schluchzend, drückte ihm die Hand und entwich.

Wie ein Träumender eilte er durch den Wald, und nach wenigen Stunden befand er sich, wie das Mädchen ihm zuvor gesagt, auf einer Ebene, sah in der Entfernung eine Stadt liegen, und schöpfte leichtern Athem.

„Großer Gott!“ sprach er zu sich selber, „wem verdanke ich mein Leben? Dir, ehrlicher Hunger, für einen Bissen Brod. Wem verdanke ich meine Freiheit? Einem armen Kinde, das ich

vor einer Mißhandlung schützte. Großer Gott! wie belohnst du oft so herrlich das wenige Gute, was wir thun! und doch lassen wir die Gelegenheit so oft entschlüpfen! gehn auch wohl kalt an leidenden Wesen vorüber, und denken: was kümmerts mich?" — Jetzt hub er mit starker Stimme sein Lied wieder an: „Eine feste Burg ist unser Gott!" und Hunger hüpfte munter vor ihm her.

Die Begebenheiten der letzten Nacht hatten ihn aber doch so heftig angegriffen, daß ihn ein Fieber befiel, und er in der nächsten Stadt zwei Wochen ruhen, auch einen Arzt bezahlen mußte, wodurch sein Beutel so erschöpft wurde, daß er nur noch einen Louisd'or übrig hatte, als ihm, wenige Meilen von seiner Vaterstadt, ein neues Abentheuer begegnete.

Er hatte die Nacht bereits innerhalb der Grenzen seines Vaterlandes durchwacht, denn die Freude ließ ihn nicht schlafen, und noch vor Tage machte er sich schon wieder auf den Weg. Es dämmerte kaum, da fuhr eine offene Kalesche ihm entgegen, mit zwei schönen, aber sehr müden Rossen bespannt, die der Kutscher aus allen Kräften antrieb, um sie in schnellern Trab zu setzen. In der Kalesche saßen ein Herr und ein Frauenzim-

mer. Der erstere half dem Kutscher fluchen, und schwang den Stock über seinem Haupte, um den Pferden Furcht einzujagen. Das Frauenzimmer blickte schüchtern um sich, und als die Kalesche nur noch wenige Schritte von Leopold entfernt war, kreischte sie plötzlich: Hilfe! Hilfe! streckte auch ihre Arme bittend nach dem Wanderer aus. Sogleich packte der Herr sie bei beiden Armen, stieß sie in die Ecke des Wagens, und rief: eine Wahnsinnige! während der Kutscher seine Anstrengungen verdoppelte, und die Pferde wirklich zum Laufen brachte.

Schon war die Kalesche an Leopold vorüber gerollt, aber das Angstgeschrei um Hilfe, obwohl jetzt dumpfer, drang noch einmal in sein Ohr, in sein Herz. Der Wunsch, zu helfen, eilte der Ueberlegung voraus. Er rief aus Leibeskräften: Halt! Halt! worauf natürlich nicht geachtet wurde; aber schnell besann er sich: „Hunger!“ schrie er dem Hunde zu: packe an! packe an!“ und fort stürzte Hunger, holte den Wagen ein, sprang dem einen Pferde an den Hals, dann wieder dem andern, ließ beiden seine Zähne fühlen, machte sie scheu, und trieb sie von der Straße abwärts, daß sie gegen einen Baum rannten,

und die Deichsel zerbrach. Zwei Pistolen lösete der Herr im Wagen auf den Hund, doch ohne ihn zu treffen. Indessen keuchte Leopold herzu. Das Frauenzimmer verdoppelte ihr Geschrei. Der Herr sprang aus der Kalesche, empfing den Wanderer fluchend, und fragte: wie er sich unterstehen dürfe, seinen Hund auf die Vorübergehenden zu hetzen? — Drohend hatte er den Hirschfänger gezogen. Auch der Kutscher war abgestiegen, hatte sich schnell mit einem Zaunpfahl bewaffnet, und gesellte sich zu seinem Herrn.

„Gemach!“ rief Leopold, „erklären Sie mir, mit welchem Recht Sie diesem Frauenzimmer Gewalt anthun, sonst lasse ich Sie nicht von der Stelle.“

„Herr! was geht das ihn an? sagte der Kutscher, „sie ist eine widerspenstige Person.“

„Geh er zum Teufel!“ fuhr der andere fort, „oder ich jage ihm meinen Hirschfänger durch den Leib.“

Während sich dieser Streit erhub, war das Frauenzimmer aus dem Wagen gesprungen, und lief athemlos an den Streitenden vorüber, denselben Weg zurück, den sie gekommen war. Als ihr Begleiter das gewahr wurde, rief er dem

Kutscher zu: „Halt den Menschen fest!“ und rannte der Fliehenden nach. In demselben Augenblicke empfing Leopold einen Streich mit dem Zaunpfahl, der seinem Kopf galt, zum Glück nur seine Schulter traf, ihn aber zu Boden streckte. Doch zu gleicher Zeit lag auch der Thäter am Boden, und schwur entsetzlich. Hunger hatte ihn bei der Brust gepackt, niedergerissen, und ihm den rechten Arm so zerfleischt, daß das Blut stromweise durch den zerbissenen Ermel drang.

Leopold raffte sich auf, steuerte der Wuth des Hundes, und da er den Kutscher ausser Stande sah, ihm ferner zu schaden, so sah er sich nach dem Frauenzimmer um. Einige hundert Schritte von da hatte der Herr sie erreicht, umklammert, und sie rang mit ihm, doch mit ungleichen Kräften. Er schleppte sie fort, um sie wieder in die Kalesche zu tragen. „Hunger! pack an!“ rief Leopold, und alsobald rieselte das Blut aus den Waden des Entführers. Schreiend ließ er die Beute fahren. Das Frauenzimmer wollte aufs Neue entrinnen, aber Hunger, der den eigentlichen Zweck dieses Kampfes nicht zu beurtheilen wußte, meinte, er müsse alles fest halten, was laufen wollte, riß ihr den Rock entzwei, und

nöthigte auch sie zu bleiben. — Als der Fremde sah, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten sei, zog er gelindere Saiten auf. Hinkend faßte er den Wanderer vertraulich unter dem Arm, zog ihn bei Seite und sprach: „Mein Herr, ich darf Ihnen nur ein Wort sagen, um Ihnen Reue über ihr thörichtes Beginnen einzuflößen. Ich habe die Ehre, Kammerdiener bei dem jungen Herrn Baron von Stolzennack zu sein, dessen Vater bekanntlich erster Minister und Günstling des Fürsten ist. Seine hochfreiherrlichen Gnaden haben Gefallen an diesem Frauenzimmer gefunden. Sie ist nur die Tochter eines gemeinen Pachters, verstehen Sie mich? Hochdieselben haben ihr schon längst die vortheilhaftesten Anträge gemacht; da jedoch die alberne Person sich unterfangen, einen solchen Herrn schimpflich abzuweisen, so war der Herr Baron genöthigt, mir den Auftrag zu ertheilen, sie auf irgend eine Weise auf sein Jagdschloß zu liefern, welches Sie dort in der Ferne sehen. Erst gestern Abend gelang es mir, die Widerspenstige zu kapern, die sich ihrem eigenen Glücke widersetzt. Das sei Ihnen genug, mein Herr! Binden Sie Ihren verfluchten Hund an einen Strick, helfen Sie mir die

Kalesche wieder in Stand setzen, damit ich das nahe Schloß erreichen kann, und gehen Sie dann in Gottes Namen, so werde ich es zu rühmen wissen. Haben Sie in der Residenz etwas zu suchen, so kostet es meinen Herrn ein Wort, bedenken Sie das."

Allen diesen Ueberredungsgründen wollte er auch noch einen Beutel hinzufügen, den er aus der Tasche zog, aber Leopold erwiederte trokken: „Herr! nun ich vollends weiß, wie die Sache zusammenhängt, so ist an keine Kapitulation zwischen uns zu denken. Sie und Ihr Herr Baron sind beide ein paar Schurken! Mögen Sie sehen, wie Sie mit Ihrer gebrochenen Kalesche und Ihren zerbissenen Waden aufs Schloß kommen; ich werde meine Pflicht thun, und das arme Mädchen zu ihrem Vater bringen."

Sie hörte die letzten Worte, und schmiegte sich zitternd und weinend an ihren Retter. „Kommen Sie Mammsell", sagte Leopold, so lange ich und mein Hund leben, soll Ihnen kein Leid wiederfahren."

„Das wär der Teufel!" knirschte der Kammerdiener, und raunte dem Kutscher einige Worte in die Ohren, der schnell ein Pferd ausspannte,

sich drauf schwang und dem Schlosse zujagte. Ohne weiter darauf zu achten, nahm Leopold das Mädchen unter den Arm, ließ seinen Hund die Arieregarde formiren, und wanderte mit ihr fort.

Angst und Schrecken hatten die Entführte so angegriffen, daß sie nur langsam folgen konnte. Eine Zeitlang schwiegen beide. Die Sonne ging auf, und röthete ihr blasses Antlitz. Leopold warf einen verstohlenen Blick auf sie. Jetzt erst wurde er gewahr, daß sie schön, sehr schön sei, und nicht sein Auge allein, auch sein Herz machte diese Bemerkung. Das Wohlwollen, welches ohnehin an ein Geschöpf fesselt, dem man eine Wohlthat erwiesen, gesellte sich zu den Empfindungen, die durch die vertrauliche, seltsame Lage in dem Jüngling erweckt wurden. Sie hatte seinen Arm umklammert, und drückte sich so warm an ihn, sie war so dankbar, so reizend — ein neues Gefühl erwachte in seiner Brust, und als sie vollends, von der ersten Betäubung sich erholend, zu sprechen anhub, da verrieth jedes Wort ein reines Gemüth, eine kindliche Jugend. Sie erzählte, wie der junge Baron ihr geschmeichelt, ihr täglich Blumen und Früchte zugeschickt, und

sie nichts Arges dabei gedacht, auch wohl Gefallen daran gefunden. Gestern habe sie einer Hochzeit einer ihrer Gespielinnen beigewohnt, und sei erst nach Mitternacht heim gegangen. Der Kammerdiener, der auch gegenwärtig gewesen, habe ihr den Arm geboten, um sie nach Hause zu begleiten, worin sie denn auch nichts Böses gesehen. Weil aber ihres Vaters Wohnung ein wenig abgelegen, und der Weg durch das lange Dorf sehr steinigt sei, so habe er ihr vorgeschlagen, hinter dem Dorfe einen Fußsteig zu wählen, der quer durchs Feld und weit näher zum Ziele führte. Ohne Bedenken sei sie ihm gefolgt — da habe hinter dem Dorfe die Kalesche gestanden, er ihr plötzlich ein Tuch vor den Mund gehalten, und sie hinein geworfen. In der ersten Betäubung habe sie nicht einmal die Kraft gehabt zu schreien, doch ihre Besinnung bald wieder gefunden, und ihre ganze schreckliche Lage wohl begriffen; da es aber stockfinster gewesen, nichts unternehmen können. Der Wagen sei anfangs auf lauter bösen Feldwegen der Kreuz und Quer gefahren, wodurch zum Glück die Pferde sehr ermüdet worden. Fast gegen Morgen habe der Kammerdiener befohlen, nach der Landstraße einzubiegen, vermuth-

lich weil sie nun nicht mehr weit von seines Herrn Schlosse entfernt waren. Indessen habe er seine ganze Beredsamkeit erschöpft, um das Glück zu schildern, das ihrer warte, und da sie immer still geschwiegen, möge er wohl gemeint haben, daß sie in ihr Schicksal sich ergebe. Aber insgeheim hatte sie schon beschlossen, die erste menschliche Seele, die ihr begegnen würde, um Hilfe anzurufen. Als der Morgen gedämmert, und sie den einzelnen Wanderer von ferne erblickt, habe sie freilich wohl gedacht, daß der ihr nicht helfen könne, daß aber doch durch ihn vielleicht ihr Vater erfahren würde, was aus ihr geworden.

„Ist Ihre Wohnung weit von hier?“ fragte Leopold.

Das wußte sie nicht zu beantworten, da sie nicht beurtheilen konnte, wie groß die Strecke Weges sein möchte, die sie in der Nacht zurückgelegt.

„Aber der Name des Dorfes?“

Rothkirchen.

Das kannte Leopold sehr gut, denn es lag nur eine halbe Stunde von der Residenz. Er war als Knabe oft dahin spaziert, und konnte seiner Begleiterin den Trost geben, daß sie höch=

stens noch ein paar Meilen bis dahin zu wandern hätten.

Die schöne Babet — so hieß das Mädchen — blickte oft ängstlich hinter sich, und ihre böse Ahndung betrog sie nicht. Denn kaum mochte der Platz, wo Leopold sie befragte, eine halbe Meile hinter ihnen liegen, als sie in der Ferne vier Reiter entdeckten, die ihnen nacheilten, und an deren Spitze Leopold den Kutscher erkannte. Die übrigen Begleiter waren zwei Jäger und ein Stallknecht, die er vom Schlosse geholt und schnell beritten gemacht, um dem Jüngling die Beute wieder zu entreissen.

Als sie nun schon ganz nahe waren, und das Mädchen sah, daß sie ihren Verfolgern nicht mehr entrinnen konnte, sank sie auf ihre Knie, rang die Hände und flehte um den Schutz aller Heiligen! Auch ihrem Retter war nicht wohl bei der Sache zu Muthe, den er begriff, daß er jetzt mit seinem Knotenstock und seinem Hunger nichts würde ausrichten können; doch ein Blick vorwärts flösete ihm neuen Muth ein. „Stehen Sie auf", sagte er, „beruhigen Sie sich! auch von jener Seite werde ich einen Haufen Reiter gewahr. Sie mögen sein wer Sie wollen, wir sprechen sie um

Hilfe an, und sie werden nicht zugeben, daß man auf der Landstraße ein unschuldiges Mädchen raube.“

Babet hub ihre bethränten Augen auf, und erblickte — ihren Vater an der Spitze aller seiner Knechte. Fast zu gleicher Zeit trafen die Verfolger mit den Suchenden zusammen. Mit dem freudigen Ausruf: mein Vater! stürzte Babet ihm entgegen, und umklammerte seine Knie samt dem Steigbügel. Als die Räuber den wohlbewaffneten Haufen erblickten, und sich übermannt sahen, machten sie Halt, steckten die Köpfe einige Augenblicke zusammen, wandten ihre Rosse und sprengten fort, ohne einen Versuch zu wagen, ihr Bubenstück auszuführen.

Der ehrliche Pachter konnte lange nur stottern, und seine Tochter in die Arme drücken. Auf seinem bleichen Antlitz war zu lesen, was er seit einigen Stunden gelitten. Früh vor Tage war er, seiner Gewohnheit nach, aufgestanden, hatte die fleißige Tochter vermißt, und bald erfahren, daß sie, gleich nach Mitternacht, in Begleitung des Kammerdieners, das Hochzeithaus verlassen. Gleich fiel ihm der Gedanke aufs Herz, sie sei entführt: denn schon längst war es auch ihm nicht

entgangen, daß der Sohn des Ministers seiner Babet nachstelle. Gern hätte er ihm die Thüre gewiesen, aber als Pachter einer fürstlichen Domaine scheute er den mächtigen Feind, und verließ sich übrigens auf seiner Tochter Sittsamkeit. Daß der junge Herr einen solchen Gewaltstreich wagen würde, hatte er nie befürchtet.

Voll Verzweifelung bot er seine Knechte und einige Nachbarn auf, riß die Pferde aus dem Stalle, fand hinter dem Dorfe eine frische Wagenspur, die ihn durch mehrere Feldwege wieder auf die Landstraße führte, errieth, daß er sein geraubtes Kind auf dem Jagdschlosse des Barons zu suchen habe, und sprengte mit verhängtem Zügel fort, des festen Vorsatzes, eher das Schloß in Brand zu stecken, als ohne seine einzige, geliebte Tochter zurück zu kehren. Was er dabei wage, welcher Gefahr er sich aussetzen wolle, das wußte er wohl, und doppelt lebhaft war daher sein Dankgefühl, als er Babet schon durch einen einzigen, muthigen Fremdling gerettet fand.

Der Zug ging nach dem nächsten Bauerhause, von wo der Pachter einer seiner Knechte zurücksandte, um einen Wagen zu holen. Während dieser erwartet wurde, und der Vater nur Augen

für seine Tochter, nur Ohren für ihre Erzählung hatte, schlich Leopold mit seinem Hunde davon. Er meinte, wenn er länger bliebe, möchte es scheinen, als erwarte er eine Belohnung, und er setzte seinen Weg so eilig fort, als ob er ein böses Gewissen hätte. Der leere Wagen begegnete ihm kurz vor dem Dorfe. Er trug dem Knechte noch einen Gruß an Vater und Tochter auf, und verdoppelte seine Schritte.

Schon lag die ersehnte Vaterstadt vor ihm, er konnte schon die Thurmuhr schlagen hören, als noch ein kleines Abentheuer ihn aufhielt. An einer Stelle, wo mehrere große Straßen zusammen liefen, hatte eine arme alte Witwe sich ein Plätzchen ersehen, wo sie, unter dem Schirmdach einer Ziegehaut, den ganzen Tag mit ihrem Spinnrade saß, und von den Vorübergehenden Allmosen bettelte. Schon seit vielen Jahren war sie im Besitz dieses Plätzchens, wo Leopold als Knabe sie oft gesehen und ihr manchen Pfenning gegeben hatte. Darum freute er sich herzlich, als er sie schon von ferne noch auf der alten Stelle erblickte. Sie war die erste Bekannte, die er wieder sah; er hätte sie umarmen mögen. Um so schneller war seine Theilnahme, da er gewahr

wurde, daß ein vierschrötiger Bauer vor ihr stand, heftig mit ihr zankte, und sogar mit dem Stocke drohte; die Alte hingegen ihre dürren Hände faltete, und Gott zum Zeugen ihrer Unschuld anzurufen schien.

Leopold eilte herbei, und kam gerade in dem Augenblicke nahe genug, als der Bauer die Bettlerin bei den Haaren ergriff, und seinen Stock wirklich aufhub, um sie zu schlagen. Sogleich packte er ihn bei der Schulter, riß den Erstaunten zurück, und fragte: „Wie mögt Ihr an einer wehrlosen alten Frau Euch vergreifen?“

„Herr! was geht es ihn an?“ sagte der Bauer, „das Weib ist eine Hexe, sie hat mein armes Kind behext, das seit vier Monaten weder leben noch sterben kann.“ Und mit diesen Worten wollte er abermals über die Bettlerin herfallen.

Leopold begriff wohl, daß hier mit Vernunftgründen nichts auszurichten sei. Er wußte kein anderes Mittel, dem Wüthenden sein Schlachtopfer zu entreissen, als indem er seinen Knotenstock einigemal sehr unsanft auf dessen Schultern fallen ließ. Rasch wandte sich der rüstige Kerl, um den ungebetenen Mittelsmann wirklich abzuwalken. Aber Hunger zeigte ihm die Zähne

so ernsthaft, daß er einige Schritte zurückprallte, und nach einer Fluth von Scheltworten rief: „Wer ist der Herr? Wie untersteht er sich, einen ehrlichen Mann zu schlagen, der seine Abgaben quartaliter richtig bezahlt? Das soll er mir entgelten! Ich werde ihn verklagen! Wie heißt der Herr? Wo finde ich ihn?“

Leopold sagte unbedenklich seinen Namen, und daß er im goldenen Hirsch einkehren werde; wenn der Bauer ihn verklagen wolle, so möge er nur gleich mit ihm kommen. Das fand jener doch nicht gerathen, schwur aber, er wolle ihm einen Advokaten über den Hals schicken, und ging fluchend seiner Wege. Leopold blieb noch eine Weile stehen, der Alten zum Schutz, bis er den Kerl aus dem Gesichte verlor. Dann ging auch er, von den Segenswünschen der Bettlerin begleitet.

Im goldenen Hirsch, wo er sich blos umkleiden und dann zu seinem Verwandten eilen wollte, erfuhr er leider schon, daß dieser vor wenigen Tagen gestorben sei, und des Jünglings Hoffnungen mit ins Grab genommen habe. Das war ein harter Schlag, der ihn lange betäubte. Was sollte er nun anfangen? Wie ohne alle Protek-

tion einen Weg sich bahnen? — Zwar hatte er immer gehört, der Minister sei ein rechtschaffener Mann, der aufkeimende Talente gern hervorziehe, aber wie sollte er ihm bekannt werden?

Im Vertrauen auf seine erworbene Kenntnisse wagte er es doch, im Palaste des Ministers sich zu melden, und um eine Audienz zu bitten; auch fand er anfangs keine Schwierigkeiten. Der Schweizer sagte ihm: Se. Excellenz spräche mit Jedermann, er solle nur hinauf gehen in den großen Saal, und warten bis Se. Excellenz nach Hofe führe. Aber als Leopold die Treppe hinan stieg, begegnete ihm zum Unglück der Kammerdiener des jungen Barons, erkannte ihn augenblicklich, schob ihn wieder hinunter, und sagte dem Schweizer einige Worte ins Ohr, worauf dieser ihm trotzig die Thüre wieß, und ihm den Rath gab, sich nie wieder blicken zu lassen, wenn er nicht noch härter wolle empfangen werden.

„Da möchte doch wohl meine alte Tante einmal recht behalten“, sagte Leopold, schwermüthig heimgehend: „hätte ich das Bubenstück ruhig vollführen lassen, so spräche ich nun mit dem Minister.“

Noch manches versuchte er, um Broderwerb

zu finden, an manche Thüren klopfte er, doch immer vergebens. Die alten Freunde seines Vaters waren alle gestorben, er kannte niemand, und niemand wollte ihn kennen. Fast verzweifelnd trieb er in der großen Stadt sich herum. Sein letzter Louisd'or war längst aufgezehrt. Er gedachte wohl bisweilen des Pachters und der schönen Babet, meinte auch zuversichtlich, daß sie ihm helfen würden, wenn er seine Noth ihnen zu wissen thäte; allein er konnte es nicht über sich gewinnen, was er gethan, gleichsam bezahlen zu lassen. Indessen stieg sein Mangel immer höher; man wollte ihn an der Wirthstafel zum goldenen Hirsch nicht mehr speisen lassen, und eines Abends, als er auf seine Dachkammer kletterte, rief der Wirth ihm nach, er solle sich nur fertig machen, am andern Morgen auszuziehen. Da durchwachte er eine trübe Nacht samt seinem Hunger, der jetzt den Namen mit der That führte.

Als der Morgen anbrach, schnürte er seinen Bündel, unwissend, wo er am nächsten Mittag ein Stück Brod, am nächsten Abend ein Obdach finden werde. Horch, da klopfte es leise an seine Thür. Ein Jude trat schüchtern herein.

„Nehmen Sie's nicht vor übel.“

„Was will er, mein Freund? Ich kann weder kaufen noch verkaufen.“

„Lieber Herr, Sie kennen mich wohl nicht mehr, aber ich kenne Sie noch recht gut. Sie haben sich meiner vor drei Jahren auf dem Postwagen so großmüthig angenommen, das werde ich Ihnen nie vergessen. Jetzt sind Sie in Noth — du lieber Gott! jeder Mensch kann ohne sein Verschulden in Noth gerathen. Ich habe es gestern Abend mit angehört, als der Wirth Ihnen die Thüre wieß. Das soll Ihnen nicht widerfahren, so lange Nathan noch einen Groschen hat. Da bringe ich ein Beutelchen — viel ist nicht darin — ich schenke es Ihnen auch nicht, denn ich habe nichts zu verschenken; aber ich leihe es Ihnen ohne Zinsen. Einem so wackern jungen Herrn kann es nicht immer fehlen, und Sie werden mich schon bezahlen.“

Leopolds Erstaunen ging bald in eine süsse Rührung über. Er umarmte den ehrlichen Juden, wollte aber sein Geld nicht nehmen, weil er nicht die mindeste Aussicht habe, es ihm zu erstatten. Doch mit den Worten: „der liebe Gott wird schon helfen!“ warf Nathan seinen Beutel

auf den Tisch, und eilte davon. „Wohlan", dachte Leopold, „auf diesem Gelde ruht Segen. Gott wird schon helfen, sagte der Jude; soll der Christ von ihm sich beschämen lassen?" — Er entwarf jetzt eine Bittschrift an den Minister, und nahm sich vor, ihm diese an der Treppe des fürstlichen Schlosses zu überreichen, da er doch in dessen eigenem Palaste nicht bis zu ihm dringen konnte. Drei Tage hinter einander ging er vergebens. Zwar hatte er den Minister einmal gesehen, aber sein Wagen war von Bittenden umringt, und ihn, den Schüchternen, der sich nicht vordrängen konnte, hatten die Schildwachen zurückgestoßen. Indessen ließ er sich nicht abschrecken, und wollte eben am vierten Tage sein Dachstübchen verlassen, um einen neuen Versuch zu wagen, als jemand langsam zu ihm heraufkeuchte. Es war die alte Bettlerin.

„Was wollt Ihr, gute Mutter?" fragte Leopold ein wenig ungeduldig, nachdem er sie herein geführt und niedersitzen lassen. „Macht es kurz, ich habe keine Zeit."

„Ach, junger Herr! Gott sei Dank, daß ich ihn gefunden! Ich habe wohl schon seit vielen Jahren mein Gedächtniß verloren, aber das war

mir doch nicht entfallen, daß ich im goldenen Hirsch ihn suchen müßte."

„Nun, was wollt ihr denn!"

„Höre er mich nur an, ich meine es gut. Täglich habe ich für ihn gebetet, weil er mir armen alten Frau so christlich beigestanden. Bisweilen habe ich auch wohl gedacht: wenn mir doch der Himmel vor meinem Ende noch die Freude bescheerte, den braven jungen Herrn noch einmal zu sehen, und ihm zu danken. Denn sieht er, wenn man zwanzig Jahr und drüber so an der Landstraße unter vielen tausend Menschen, und doch ganz allein sitzt, ach! da thut es einem wohl, wenn endlich jemand Theil an der Verlassenen nimmt."

„Weiter! weiter!"

„Nun, da saß ich gestern, es war schon gegen Abend, da kam ein Kurier aus der Stadt gefahren, und als die Pferde an mir vorbei sauseten, da fiel eine lederne Tasche von seinem Wagen. Ich rief ihm nach, aber du lieber Gott! der war schon weit, und meine Stimme ist schwach. Ich hob die Tasche auf, und fand sie verschlossen, und sah, daß das fürstliche Wappen darauf stand. Hm! dachte ich, es mag wohl allerlei Wichtiges

darin enthalten sein, und es wäre wohl ein Trinkgeld damit zu verdienen. Wie soll ich sie aber an den rechten Mann bringen? Unsereins kennt niemanden, und wird auch nirgends vorgelassen. Da gab mir Gott plötzlich in den Sinn: Geh in den goldenen Hirsch, suche deinen Wohlthäter, gieb ihm die Tasche, er wird schon wissen, was damit zu thun ist. Freilich — fuhr sie fort, indem sie die Tasche unter ihrer Schürze hervorzog — freilich ist der Weg mir sauer geworden, aber nun bin ich da, und nicht wahr, er nimmt vorlieb mit meinem guten Willen?"

Wie ein Blitz fuhr der Gedanke dem Jüngling durch den Kopf: ein Zufall, der mir günstig werden kann! Wer hätte es gedacht! Vielleicht ist diese alte Bettlerin bestimmt, mich bei dem Minister einzuführen. Er dankte der Alten, versprach, sie nächstens zu besuchen, und ihr zu berichten, was mit der Tasche vorgefallen. Fröhlich trippelte sie fort. Er knöpfte den Fund unter seine Weste, steckte seine Bittschrift zum vierten Male in die Tasche, und begab sich zum vierten Male auf den Schloßplatz.

Ehe er noch die Pforte erreichte, wo der Wagen des Ministers zu halten pflegte, sah er viele

Menschen zusammen laufen, und einen Polizeibeamten umringen, trat mit hinzu, und hörte mit Herzklopfen laut unter Trommelschlag vorlesen: Einem gestern Abend mit wichtigen Depeschen abgefertigten Kuriere sei die Tasche verloren gegangen; wer sie finden, und in den Palast des Herrn Ministers von Stolzennack abliefern werde, habe sich einer ansehnlichen Belohnung zu erfreuen.

Sogleich drängte sich Leopold zu dem Polizeibeamten, und bat, ihn zu dem Minister zu führen, weil die Tasche in seiner Verwahrung sei. Auf der Stelle führte der Beamte ihn in das fürstliche Schloß, ließ dem Minister den Vorfall melden, und dieser kam hastig heraus in den Saal. Auf seinem Gesichte war deutlich zu lesen, wie viel ihm daran gelegen, die Depeschen unversehrt wieder zu erhalten. Leopold überreichte ihm die Tasche. Mit sichtbarem Vergnügen, bemerkte der Minister, daß sie noch verschlossen sei, und erklärte dem Ueberbringer, daß Se. Durchlaucht befohlen habe, ihm zwanzig Louisd'or auszuzahlen.

„Ach, Ew. Excellenz!“ sagte Leopold, „diese zwanzig Louisd'or gehören nicht mir, son-

dern einer armen alten Bettlerin, welche die Tasche gefunden. Doch erlauben Sie einem verwaiseten Jüngling, der sich Kenntnisse erworben, um seinem Vaterlande zu dienen, daß er den Zufall benutze, um in dieser Bittschrift Ihnen seine Noth und seine Wünsche vorzutragen."

Der Minister las, unterhielt sich mit ihm, fand Gefallen an seiner edlen Freimüthigkeit, erinnerte sich seines Vaters als eines wackern Mannes, und bestellte ihn auf den Nachmittag in seinen Palast.

Diesmal wagte kein Schweizer ihn abzuweisen. Er hatte eine Unterredung von einer halben Stunde mit dem ehrwürdigen Minister, und verließ ihn als Sekretär eines Departements, in welchem gerade eine Stelle erledigt war.

Leopold schwebte zum Thore hinaus, denn seine Füße berührten kaum den Boden. Der Minister hatte ihm das Geld für die Finderin der Tasche eingehändigt; das wollte er ihr bringen, und mehr als das: die Bottschaft von seinem Glücke. „Wie wirst du dich wundern, du ehrliches Gemüth", sagte er zu sich selber, als er von ferne die Alte hinter ihrem Spinnrade erblickte, „wie wirst du dich wundern, wenn plötzlich das

Ziegenfell über deinem grauen Haupte in ein goldenes Widderfell verwandelt, und ein fürstlicher Sekretär vor dir steht, den du geschaffen hast.“

Allerdings konnte die gute Alte sich lange nicht überzeugen, daß man ihrer nicht spotte. Die Goldstücke lagen schon in ihrer Schürze, aber sie glaubte es nur so lange, als sie die Augen darauf heftete. So oft sie den Ueberbringer wieder ansah, schüttelte sie lächelnd den Kopf, und sagte: „Es ist doch nicht wahr.“ Leopold mußte ihr alles lang und breit erzählen; sie nickte bei jeder neuen Periode, und in ihrer Seele ging eine helle Sonne auf. Aber — so stark ist die Macht der Gewohnheit — in demselben Augenblicke, in welchem ein nie geträumter Reichthum ihren Schoos füllte, bat sie einen Vorübergehenden um einen Pfenning. Leopold stand vor ihr, mit dem Rücken gegen die Straße gekehrt, als sie, zu seiner Verwunderung, durch diese Bitte seine Erzählung unterbrach.

Der Mann, den sie angesprochen, hatte sich genähert, um ihr ein Allmosen zu reichen, ließ aber plötzlich das Geld fallen, drückte Leopold in seine Arme, und rief: „Find ich Sie endlich!

Mein Gott! wie habe ich Sie überall gesucht!"
Es war der ehrliche Pachter.

„Sie sollten sich schämen", hub er wieder an, nachdem der erste Ausbruch der Freude ihn zu Worten kommen ließ: „Einem dankbaren Menschen eine Wohlthat erzeigen, und dann sogleich davon laufen, das ist hart! das drückt einem das Herz ab! Fast täglich hat meine Tochter mich in die Stadt geiagt, und hätte sie es nicht gethan, so wäre ich selber gegangen, um Sie aufzusuchen, um Ihnen zu vergelten, wenn ich könnte. Auf dem Markte habe ich Stunden lang gestanden, und mich vergebens nach Ihnen umgesehen. Allen Bäckern, denen ich Getraide verkaufe, habe ich Sie beschrieben vom Kopf bis zum Fuße, aber keiner wollte sie kennen. Und wenn ich nun Abends unverrichteter Sache heim kehrte, und meine Babet mir mit fragenden Blicken entgegen kam, und ich immer wieder den Kopf schütteln mußte — ach Herr! das war hart! — Ja, wahrlich! Sie haben meinem Kinde schon viele Thränen ausgepreßt, und obendrein ist sie krank seit der verfluchten Geschichte. O ich bin auch bei dem Minister gewesen, der hat den saubern jungen Herrn, samt seinen Helfershelfern

ins Loch gesteckt; aber was kann mir das helfen? Meine arme Babet kränkelt, und wer weiß, ob ich sie in meinem Leben wieder blühen sehe! Geschwind komme der Herr mit mir. Das wird eine Freude sein."

Ohne Leopolds Antwort abzuwarten, hatte er ihn bereits ein Stück Weges mit fortgezogen. Der Jüngling widerstrebte nicht. Er bedurfte jetzt keiner Unterstützung mehr, und so hinderte sein Zartgefühl ihn nicht länger, denen unter die Augen zu treten, die sich für seine Schuldner hielten. Jenes unbekannte Gefühl, das ihn zum ersten Male ergriff, als Babet, von der Morgenröthe geschminkt, an seinen Arm sich schmiegte, beschlich auch jetzt wieder sein Herz, das immer höher klopfte, je näher sie dem Dorfe, je näher sie der Pachterwohnung kamen.

Babet saß unter der Linde wie ein Geist; aber als sie von Ungefähr die Augen aufhub, und den Vater — früher noch den Fremdling — erblickte, da sprang sie auf mit einem lauten Schrei froher Ueberraschung, schwankte den Kommenden entgegen, wollte ihrem Vater um den Hals fallen, und sank in Leopolds Arme.

„Na, da bring' ich ihn dir", sagte der Alte,

und rieb sich vergnügt die Hände. Mit Rosenglut übergossen entwand sich Babet den Armen des Jünglings, und kehrte sich in holder Verwirrung zu ihrem Vater. „Ich glaube du schämst dich?“ rief der Alte, weil du so mir nichts dir nichts dem jungen Herrn in die Arme gelaufen bist? Nun freilich, das würde ich auch nicht so mit angesehen haben, wenn es ein anderer wäre; aber deinen Erretter — meinen Wohlthäter — da brauchst du dich nicht zu schämen.“

Es war ein wonnereicher Abend, den Leopold unter der blühenden Linde verlebte; denn hier entfalteten sich auch die Blüten der ersten Liebe. Er mußte versprechen, wenigstens zweimal wöchentlich wieder zu kommen, und es währte nicht lange, so kam er alle Tage. Der Pachter meinte endlich, Leopold könne doch wohl in seinen Berufsarbeiten etwas versäumen, wenn er täglich durch den weiten Spaziergang so viel Zeit verlöre; so wollte er ihm denn lieber das Mädchen in die Stadt geben, und künftig dort seinen Eidam besuchen. Schon mancher vornehme Städter hatte um des reichen Pachters einzige Tochter gefreit; dem wackern Leopold wurde sie zu Theil, denn er hatte sie erworben durch eine edle That.

Der Hochzeitstag erschien. Der Bräutigam bat um Erlaubniß, auch einen Gast mitbringen zu dürfen; das wurde ihm freundlich zugestanden. Zwar runzelte der Alte die Stirne, als er vernahm, dieser Gast sei ein Jude; aber schnell verschwanden die Falten von der Stirn des braven Mannes, da Leopold ihm erzählte, wie edel dieser Jude ihn zu seinem Schuldner gemacht, und nun empfing er den ehrlichen Israeliten mit einem eben so herzlichen Händedruck, als seinen Herrn Pfarrer.

Am andern Morgen übergab die schöne junge Frau ihrem glücklichen Gatten ein Papier: „Es ist meine Mitgabe", sagte sie schalkhaft lächelnd. Er entfaltete es, und siehe, es war ein Kontrakt, der ihn wieder in den Besitz seines väterlichen Hauses setzte. Oft hatte ihn der Pachter mit wehmüthigen Erinnerungen von diesem Hause am Paradeplatz sprechen hören; da war er heimlich hingegangen, und hatte es für seinen Eidam gekauft.

Hier wohnte nun das junge Paar im süßesten Lebensgenuß stiller häuslicher Freuden, die blos dann und wann durch den Druck der Zeiten gestört wurden; denn es hatte sich die Kriegsflamme auch

über diese Gegenden verbreitet. Doch die Liebe macht jede Entbehrung leicht, und Leopold schwebte auf dem Gipfel seines Glücks, als Babet ihn zum ersten Male mit einem Sohn beschenkte.

Sie hatte viel gelitten, ihr Leben hatte in Gefahr geschwebt, und noch mußte sie das Bett hüten; da wurde in der Nähe der Residenz eine Schlacht geliefert, deren Folge war, daß der siegende Feind plötzlich die Stadt überschwemmte, und zügellos hausete. Umsonst verschlossen die erschrockenen Einwohner ihre Thüren, überall wurde eingebrochen und geplündert — aus allen Häusern schallten Töne der Verzweifelung!

Man denke sich die Angst des liebenden Gatten! Gern hätte er alle seine Habe den Blutgierigen entgegen getragen, wenn er dadurch nur Schonung für das Krankenzimmer seiner Frau hätte erkaufen können. Wirklich raffte er in der Eile alles Geld, alles Silberzeug zusammen, und stürzte, so beladen, die Treppe hinab, um es den Einbrechenden bittend zu überliefern. Da fand er, zu seinem größten Erstaunen, vor seiner offenen Hausthür eine feindliche Schildwach, die so eben einen heranströmenden Haufen trotzig ab-

wieß, mit der Erklärung, sie stehe hier als Sauvegarde.

Freudig erstaunt schlich Leopold zu seiner bebenden Frau, theilte ihr die frohe Entdeckung mit, beruhigte sie, trat ans Fenster, und war mehrere Stunden lang Zeuge, wie die Paläste rings umher geplündert wurden, und sein kleines Haus doch stets verschont blieb; wie der Soldat, gegen manchen Versuch hinein zu dringen, muthig kämpfte, ja sogar einmal erklärte: den ersten, der dieses Haus nicht respektire, werde er sein Bajonnet durch den Leib rennen.

Mit Thränen dankte Leopold dem Himmel! aber unbegreiflich war es ihm, warum gerade nur er, ein unbedeutender Privatmann, das schreckliche Loos seiner Mitbürger nicht theilte? Er mußte einen Irrthum vermuthen. Sobald es etwas ruhiger wurde, holte er einige Flaschen von seinem beßten Wein, ging hinunter zu dem Soldaten, schenkte ihm ein, und bat ihn, in französischer Sprache, ihm das Wunder zu erklären.

„So trinke ich denn wieder ein Glas Wein auf dieser Stelle!“ antwortete der Soldat auf deutsch, und eine Thräne fiel ihm in den Becher.

„Wundern Sie sich nicht, mein Herr! das Haus, in dem Sie mehr als einmal meinen blutigen Rücken gewaschen, würde ich mit meinem Leben vertheidigt haben.“

Jetzt erkannte Leopold den Rekruten, und fiel ihm gerührt um den Hals. Er hatte die unmenschliche Behandlung, die vormals unter den deutschen Truppen so gewöhnlich war, nicht länger erdulden können, war desertirt, hatte fremde Dienste genommen, und — was seine Narben bewiesen — sich brav gehalten. Jetzt, als er nach der Schlacht zum ersten Male wieder die Residenz seines ehemaligen Fürsten betrat, widerstand er jeder lockenden Beute, eilte hastig vor das Haus seines Wohlthäters, schützte dessen Vermögen, und erhielt ihm vielleicht das kostbarste, was er auf der Welt hatte — das Leben seiner Gattin!

O! sagte Leopold noch oft in späten Jahren zu seinen Kindern, wenn sie mit dem alten steif gewordenen Hunger spielten: „Geht an keinem leidenden Geschöpfe kalt vorüber! und wo ihr nicht helfen könnt, da tröstet wenigstens! denn wahrlich! es ist keines so gering, daß es nicht unverhofft euch überreich vergelten könnte!“

Das Buch Papier.

Es gibt einen Fehler, den wir viel zu sanft Leichtsinn nennen. Wenn so manche andere, mit härtern Namen belegte Fehler nur wenige Verbrechen erzeugen, so wird dieser oft die Mutter von Tausenden. Nie fragt der Leichtsinn, wenn eine Rose ihm winkt, ob eine Schlange darunter liege? ob ihre Dornen ihn oder andere verwunden werden? Er pflückt sie, weil es ihm eben behagt. Böses denkt und fühlt er gewöhnlich nicht dabei, aber das Böse geschieht darum nicht minder, und selten vermögen Jahre wieder gut zu machen, was eine Minute verdarb.

Mit trefflichen Anlagen des Geistes und Herzens war Julius geboren. Schade, daß seine Mutter ihn verhätschelte! Strenger bewieß der Vater, ein wohlhabender Kaufmann, sich gegen ihn, doch seine Geschäfte erlaubten ihm nicht, der Erziehung des Sohnes die nöthige Aufmerksamkeit zu widmen, und oft, wenn Julius dumme Streiche gemacht hatte, die ziemlich meh

an schlechte Streiche grenzten, ließ er den väterlichen Zorn durch die mütterliche Enschuldigung besänftigen: „Es ist nur aus Leichtsinn geschehen.“

Freilich hatte sie Recht. Keine Freude von Bosheit glimmte in des Knaben Brust. Er konnte, wenn sein Leichtsinn ihm oder andern geschadet, die herzlichsten Thränen der Reue vergießen, und das Gelübde der Besserung war ihm jedesmal ein ganzer Ernst. Aber seine Thränen glichen Thautropfen, die der erste warme Sonnenstrahl aufleckt, und seine Gelübde verwehte ein schmeichelndes Lüftchen. Der pedantische Hofmeister, mit großer Gelehrsamkeit, aber nicht mit der Gabe ausgerüstet, junge Gemüther zu lenken, vermochte nichts über ihn, und so war er aufgewachsen bis in sein neunzehntes Jahr.

Jetzt dünkte es den Vater an der Zeit, ihn auf die hohe Schule zu senden. Zum Begleiter gab er ihm einen alten treuen Bedienten, Jakob, der ihn seit der Wiege kannte und liebte. Am Abend vor der Abreise rief der Vater den Wildfang noch einmal in sein Zimmer, und suchte durch die rührendsten Ermahnungen einen tiefen Eindruck auf den Jüngling zu machen, der nun zum ersten Male in der Welt allein stehen und

handeln sollte. Auch schmeichelte er sich, es sei ihm vollkommen gelungen; denn der Eindruck war unverkennbar, das bezeugten des Sohnes verweinte Augen, allein wie tief er sich eingeprägt, das konnte nur die Zeit lehren. Indessen benutzte der Alte die Erschütterung des Jünglings, um durch ein kleines Hilfsmittel seine Lehren stets in frischem Andenken zu erhalten. Er gab ihm nämlich ein Buch Papier, und Julius mußte ihm feierlich schwören, daß er jeden Bogen dieses Papiers nur zu irgend etwas Wichtigem verwenden wollte; dabei sollte er jedesmal in seine Schreibtafel zeichnen, wozu er den Bogen benutzt, auch dann, wenn er hintenher eingesehen, daß er einen leichtsinnigen Gebrauch davon gemacht. Die ganze, dadurch entstehende Liste wollte der Vater nicht eher sehen, bis Julius von der Universität zurück gekommen; dann aber sollte er sie ihm vorlegen, und sie wollten als Männer darüber sprechen.

Mit den herrlichsten Vorsätzen kam Julius an den Ort seiner Bestimmung. Im ersten halben Jahre war er fleißig und ordentlich, der alte Jakob hatte seine Freude an ihm; das Buch Papier lag noch unangerührt. Nun kam der Winter.

Es gab Bälle und Schlittenfahrten. Julius lernte Henrietten kennen, die schöne Tochter eines verwittweten Professors, der alle Musen seine Schwestern nannte, und als ein treuer Bruder mit diesen neun Schwestern so traulichen Verkehr trieb, daß ihm keine Zeit übrig blieb, sich um seine Tochter zu bekümmern.

Diese hatte indessen auch einen Schwesterbund geschlossen, aber nicht mit den Grazien, sondern mit Kokketterie und Eitelkeit. Da die Zahl der hübschen Mädchen auf Universitäten mit der Zahl der liebelustigen Jünglinge in gar keinem Verhältnisse steht, so wird ihnen das Glück, doch nur auf wenige Jahre, zu Theil, ihre Anbeter bei Dutzenden zu zählen, und sie pflegen gewöhnlich in diesem Glücke zu schwelgen, ohne jemals ein Auge auf ihre welkenden, verlassenen Mitschwestern zu werfen, wodurch sie zugleich in ihre eigene Zukunft blicken würden.

Henriette hatte schon manches ihrer Frühlingsjahre in diesem Rausche vertändelt. Jedem Jüngling, der durch Geburt und Aufwand sich auszeichnete, lockte sie in ihre Fesseln, und besaß die Kunst, wenn deren mehrere zu gleicher Zeit um sie schmachteten, jedem einzubilden, er sei

allein der begünstigte. Julius, der reiche Kaufmannssohn, entging ihr nicht. Seine Unerfahrenheit und Eitelkeit gewährten ihr ein leichtes Spiel, und da sie bereits zweiundzwanzig Jahre zählte, so erwog sie klüglich, daß es gerathen sei, die Rose, die schon mit so manchem Zephyr gebuhlt, endlich von Hymens Hand brechen zu lassen. Darum erkohr sie ganz im Stillen den eitlen Julius zu ihrem künftigen Gatten, ohne deshalb vor der Hand ihre übrigen Verbindungen aufzugeben. Er liebte sie mit dem ganzen Feuer der ersten Liebe, sie erwiederte sie mit jungfräulicher Sittsamkeit. Er sah in ihr das Ideal der weiblichen Vollkommenheit; sie war ein Engel, und er mußte sie ewig, ewig lieben! Das schien ihm eine so ausgemachte Wahrheit, daß der leiseste Zweifel an derselben den alten Jakob fast um seinen Dienst gebracht hätte. Sehr natürlich wurden nun die ersten sechs Bogen von dem Buche Papier nach und nach zu Liebesbriefen verwendet. Denn welchen schönern Gebrauch konnte er davon machen, als den, die wichtigste Angelegenheit seines Lebens einzuleiten, seine jetzige Wonne und die heiligen Ahndungen seines künftigen Glücks darauf zu verewigen. In den

siebenten Bogen wickelte er eine Locke von Henriettens Haar. Auf den achten wurde ein Gedicht an sie geschrieben, welches ihm zugleich den eitlen Genuß gewährte, sich zum ersten Male gedruckt zu sehen; denn dieses Gedicht öffnete ihm die Pforten der Zeitung für die elegante Welt, an der er nunmehr ein fleißiger Mitarbeiter wurde, und anfing, sich für einen großen Mann zu halten, weil er große Männer mit beklatschen oder auszischen durfte.

Unter seinen Freunden war auch ein ehrlicher Schweizer, der, weil er es immer gut meinte, seine Ausdrücke nicht abwog, sondern seine Meinung gewöhnlich in etwas derben Worten vorzutragen pflegte. Er war schon zwei Jahre länger, als Julius, auf dieser hohen Schule, daher Henriettens Ruf ihm wohl bekannt. Er hatte nichts dagegen, daß sein Freund auch eine Blüte von dem schon so oft beraubten Stocke brach, nur warnte er ihn vor Verplemperung, und als er sah, daß diese Warnung nicht beobachtet wurde, schilderte er ihm in etwas groben Farben Henriettens Koketterie, und bediente sich am Ende eines Ehrentitels, den man nur leichtfertigen Dirnen beizulegen pflegt.

Das brachte Julius in Wuth. Sein Engel, seine Madonna, seine Una, seine Miranda — lauter Namen, mit welchen er ihre hohe Unschuld bezeichnete — wer durfte es wagen, seine künftige Gattin eine Verworfene zu nennen! Nur Blut konnte das Andenken an diesen Frevel vertilgen. Er schrieb flugs eine Ausforderung auf den neunten Bogen. Der ehrliche Schweizer wollte sich anfangs nicht schlagen, so oft er auch schon seinen Muth bei solchen Gelegenheiten erprobt hatte. Er schlug dem verblendeten Freunde vor, den Zweikampf nur drei Monate lang aufzuschieben, und wenn er dann dem harten Urtheil nicht selber beistimmte, nun, so wäre es dann noch immer Zeit, eine Lanze für seine Dulcinea zu brechen.

Aber Julius bestand darauf, gleich am andern Morgen seinen Stahl in die Brust des Verläumders zu senken. Der im Fechten wohlerfahrne Schweizer stellte sich, weil der Hitzkopf durchaus die Vernunft nicht hören wollte, schonte jedoch seines Lebens, und verwundete ihn blos im rechten Arme, wiewohl so derb, daß er den Degen augenblicklich fallen ließ, und viele Wochen lang einer schmerzhaften Kur sich unterwerfen mußte.

Er wurde zwar geheilt, doch eine kleine Steifheit des Armes blieb ihm Zeitlebens zurück; nur achtete er damals deren nicht, denn Henriette, deren Eitelkeit es kitzelte, daß um ihretwillen ein Zweikampf statt gefunden, entschädigte ihn durch ihre Liebkosungen, und würde ihn ohne Mühe überredet haben, sich noch einmal mit dem Schweizer herum zu schiessen, allein dieser war bereits in sein Vaterland zurückgekehrt.

Eben so freigebig als Henriette in solchen Fällen mit dem Blute des Geliebten war, eben so verschwenderisch war sie auch mit seinem Geld. So reichlich auch der Vater ihn versorgte, so hatte Julius doch nie genug, um die Wünsche und Launen der Geliebten zu befriedigen, zumal da seine eigene Eitelkeit nicht weniger den Beutel erschöpfte.

Eines Tages traf die Nachricht ein, daß ein berühmter fremder Fürst die Universität auf einige Stunden mit seiner Gegenwart beehren würde. Die Studenten errichteten also in der größten Eile eine Ehrengarde. Die Uniformen der Ehrenritter, so wie die Schabracken ihrer Pferde, sollten von Golde strotzen.

Nur die Reichsten konnten diesen Aufwand

machen. Zu den Reichsten gehörte Julius noch nicht, auch war eben jetzt in seinem Beutel Ebbe eingetreten. Aber eine Ehrengarde ohne ihn! welch ein demüthigender Gedanke! Wie? er sollte dem Ruhm entsagen, vor oder hinter dem Wagen eines Fürsten geritten zu sein? Er sollte dem hohen Genusse entsagen, in glänzender Uniform vor den Fenstern seiner Geliebten zu paradiren? und in ihren Blicken das Wohlgefallen an seiner geschmückten Person zu lesen? — Das überstieg seine Kräfte. Es mußte Geld geschafft werden. Die oft wiederholte Warnung des Vaters, ja nie Schulden machen, wurde in den Wind geschlagen. Der ehrliche Jakob mußte seufzend von einem Juden zum andern laufen. Julius ergriff den zehnten Bogen, und schrieb einen Wechsel darauf, dessen Valuta er mit zwanzig Prozent verzinsen mußte, obgleich er kaum die Hälfte derselben baar empfangen. Lange hatte er vor dem Schuldenmachen sich gehütet, nachdem er aber einmal den ersten Schritt auf einem Pfade gethan, der unvermeidlich zum Abgrunde führt, so zog die Leichtigkeit, jede Laune zu befriedigen, ihn immer weiter und schneller mit fort, und Henriette half treulich zu seinem Verderben.

Immer fester umstrickte sie ihn, ja sie wußte sogar ihm ein schriftlichen Heirathsversprechen zu entlocken, welches er auf den eilften Bogen schrieb.

Bisher hatte sie in andern Liebeleien sich gewissermaßen Zwang angethan, und ihrem Julius eine Art von Treue bewiesen; aber sobald sie im Besitz dieser Urkunde sich befand, glaubte sie schon freier schalten zu können. Ohnehin war sie seiner im Grunde herzlich müde; nur die Aussicht, durch ihn unter die Haube zu kommen, hatte sie vermocht, den Schein der Sittsamkeit zu heucheln. Jetzt warf sie den lästigen Zügel ab, und trieb ihr buhlerisches Wesen ziemlich öffentlich mit einem jungen Liefländer, sicher, daß der verblendete Julius auch nicht einmal wagen würde, einem leisen Verdacht Raum zu geben. Wenn er ja bisweilen etwas Zweideutiges bemerkte, und ein wenig Unmuth spüren ließ, so wußte sie ihm das tändelnd auszureden, auch wohl ihm ernsthaft zu beweisen, daß es nothwendig sei, um die Verbindung mit ihm zü verbergen, dann und wann einem andern freundliche Blicke zuzuwerfen. „Ueberdies“, fügte sie liebkosend hinzu, „macht es mir Spaß, einen girrenden Liebhaber zu äffen;

doch wenn darum mein Julius an der ewigen Liebe seiner Henriette zweifeln könnte, so wollte ich lieber in eine ferne Einöde mich begraben, bis er sein glückliches Mädchen zum Altare führt?"

Wer konnte solchen Versicherungen mißtrauen? Ein Verliebter, und zumal ein eitler Verliebter, ist das gläubigste Geschöpf auf Gottes Erdboden. Julius betrachtete seinen Nebenbuhler mit einer Art von Mitleid, und machte sich bisweilen lustig über ihn. Aber den alten Jakob täuschte die Kokette nicht. Seit er kopfschüttelnd erfahren, daß sein junger Herr ein Heirathsversprechen von sich gegeben, seither spürte er auf allen Tritten und Schritten ihr nach, und erlauschte bald, daß sie in mondhellen Abendstunden in dem Garten, den ihr Vater in der Vorstadt besaß, mit dem jungen Liefländer geheime Zusammenkünfte habe.

Seinen Pflegbefohlenen geradezu davon zu unterrichten, dafür hütete er sich wohl, denn er war schon öfter mit seinen Bemerkungen übel angelaufen. Julius wollte nun einmal dergleichen nicht hören, es blieb also kein anderes Mittel übrig, als ihn durch seine Augen zu überzeugen.

Eines Abends, als der lauernde Jakob das

buhlenden Pärchen in den Garten schleichen, und die Thüre hinter sich hatte verschliessen sehen, eilte er heim, und hinterbrachte seinem Herrn, er sei Mamsell Henrietten auf der Straße begegnet, sie habe geweint, und ihn gebeten, Julius sogleich in den Garten einzuladen, weil sie etwas Wichtiges ihm zu vertrauen habe. Zwar sei auch ihr Vater dort, und er werde den Garten verschlossen finden, aber sie hoffe, daß ihm die Liebe Kraft oder Flügel leihen werde, über die etwas hohe Mauer zu klettern; dann solle er nur leise durch den Garten schleichen und lauschen; sobald sie vom Vater sich wegstehlen könnte, werde sie in seinen Armen Trost suchen.

Diese Erfindung hatte dem alten Mann viel Kopfbrechens verursacht, und kostete ihn noch weit mehr Mühe sie hervorzustammeln, weil er das Lügen verabscheute. Wäre Julius minder befangen gewesen, die Verwirrung des Alten müßte ihm aufgefallen sein; aber kaum hatte er von Henriettens Thränen gehört, so sah er auch nichts weiter, als die weinende Geliebte. Die Vermuthung, der Vater wolle ihr einen Gatten aufdringen, fiel ihm schwer aufs Herz. Er flog zur Stadt hinaus, stand keuchend an der Garten-

mauer, erspähte ein Plätzchen, wo abgerissene Steine ihm das Emporklimmen gestatteten, kam mit geschundenen Händen hinüber, schlich auf den Fußspitzen im Garten herum, und lauschte mit klopfendem Herzen, so oft ein Vögelchen durch die Zweige schlüpfte.

Nicht lange, so dünkte es ihn, er vernehme ein Geflüster. Er schlich dem Tone nach, der ihn zu einer Laube führte. Eben trat der Mond hinter einer Wolke hervor, warf einen hellen Strahl in die Laube, und Julius erblickte Henrietten in den Armen seines Nebenbuhlers. Schrecken und Wuth erpreßten ihm einen lauten Schrei. Die Ueberraschten sprangen auf. Zum Glück waren beide Liebhaber unbewaffnet. Henrietten verließ die Keckheit, die edle Unverschämtheit, die ihr sonst immer zu Gebote stand; blaß und zitternd wankte sie auf den Füßen, und vermochte kein Wort zu stammeln. Julius forderte den Liefländer auf Pistolen, wandte sich dann zu der Sünderin mit spöttischer Geberde, und sagte höhnisch: sie werde nicht verlangen, daß er sich die Mühe geben solle, noch einmal über die Gartenmauer zu klettern, weßhalb er sich den Schlüssel zur Pforte ausbitte. Er fügte

das Versprechen hinzu, die Thür sorgfältig wieder zu verschliessen, und den Schlüssel über die Mauer zu werfen, damit sie nicht zum zweiten Male in der süssen Unterhaltung gestört werde. Schweigend und zitternd reichte sie ihm den Schlüssel. Er kochte vor Wuth, allein er lachte laut auf und ging.

An der Pforte fand er den getreuen Jakob, der mit ängstlichem Verlangen den Erfolg seiner List erwartete, und da er sie gelungen sah, dem Entzauberten bekannte, daß er es sei, der ihm die Binde von den Augen gerissen. Nachdem des Jünglings heisses Blut sich abgekühlt, gelang es auch dem alten treuen Diener ihm zu beweisen, daß es Thorheit sein würde, um einer Verworfenen willen, sein Leben zum zweiten Male in Gefahr zu setzen. Julius stellte sich zwar am andern Morgen seinem Gegner, doch unbewaffnet, und erklärte ihm lachend, daß er die schöne Beute ihm ungetheilt überlasse. Es kam zu Erläuterungen, und als der Liefländer erfuhr, in welchen engen Verhältnissen Henriette schon längst mit Julius gestanden, warf auch er die Pistole weg; die Nebenbuhler umarmten sich, und die leichtfertige Kokette verlor in einem Au-

genblicke zwei Liebhaber, deren einen sie bereits als einen geduldigen Ehemann betrachtet hatte.

Indessen war Jakob zu dem ehrlichen Professor gegangen, hatte ihm ganz treuherzig alles erzählt, und sich das Eheversprechen wieder ausgebeten. Der gelehrte, in seine Bücher begrabene Mann konnte sich anfangs gar nicht darein finden. Es wurde ihm sauer, sich der Vorwelt zu entreissen, um einmal in seinem eigenen Hause zu Hause zu sein. Er ließ die Tochter rufen, zwang sie, auf der Stelle das Papier heraus zu geben, und schickte sie dann über Hals und Kopf in ein kleines Landstädchen zu einer grämlichen Muhme, wo sie ihr Leben verseufzte, und ihre letzten Blüten verwelken sah.

Auf Julius hatte diese Begebenheit zwar einen starken, aber doch nicht den erwünschten Eindruck gemacht. Denn, statt die Veranlassung derselben in seinem eigenen Leichtsinn zu suchen und diesen zu bekämpfen, warf er einen Groll auf das ganze weibliche Geschlecht, das er einer edlen Liebe für unfähig erklärte, und hinfort zum Ziele seiner Spöttereien machte. Da aber sein Herz eine Leere fühlte, und in der That für warme Anhänglichkeit geschaffen war, so suchte er nun

in der Freundschaft das Glück, das er in der Liebe nicht gefunden. Er verfuhr dabei mit seiner gewöhnlichen Unbesonnenheit. Wer ihm schmeichelte, an den hing er sich, der schien ihm der edelste Freund. Mit einem schlauen Emigranten, der sich einige Zeit an dem Orte aufhielt, schloß er einen sogenannten ewigen Bund, und sein Beutel stand diesem Schmeichler stets offen. Da der Fremde bald darauf abreisete, und sein Weg ihn durch Julius Vaterstadt führte, so gab er ihm auf den zwölften Bogen ein so warmes Empfehlungsschreiben an seinen Vater mit, daß dieser ihn ohne Bedenken mehrere Wochen lang in seinem Hause beherbergte, und ihn auf alle Weise unterstützte, bis eines Morgens der Landstreicher verschwunden war, nachdem er seinen Wohlthäter um eine nahmhafte Summe betrogen hatte.

Auch diese Erfahrung machte den Jüngling nicht weiser. Ein Abentheurer bestrickte ihn noch fester, indem er die Mystik zu Hilfe nahm, in die Geisterwelt ihn führte, und zu der erhabensten Schwärmerei sein Herz entflammte. Jedes Wort dieses neuen Kagliostro schien ihm ein Orakel, jeder Zweifel an dessen höherer Natur

ein Verbrechen. Auch hatte der Listige Monate lang mit ihm gelebt, ohne seinen Beutel in Anspruch zu nehmen, wodurch ihm gelungen war, sogar den mißtrauischen Jakob einzuschläfern. Aber eines Tages erschien des großen Mannes Stirn bewölkt, eine schwere Sorge schien ihn zu drücken. Julius fragte, bat, entriß ihm sein Geheimniß. Er brauchte Geld, viel Geld, um irgend eine edle, große That auszuführen. Gemeine Menschen hatten keinen Sinn dafür. Wem sollte er sich vertrauen? Das war sein Kummer.

Umsonst bot Julius ihm alles an, was er eben besaß; es reichte nicht hin. Aber sein Kredit — freilich, der konnte die Lücke füllen. Doch der Mystiker machte große Schwierigkeiten, und der exaltirte Freund mußte seine Hilfe ihm aufdringen. Er gab ihm ein Blanquet — es war der dreizehnte Bogen, von ihm unterschrieben und besiegelt. Glücklich wollte er sich schätzen, wenn sein erhabener Freund es auf beliebige Weise ausfüllte, und es ihm dadurch gelänge, einem so edlen Bedürfniß abzuhelfen. Der Mystiker umarmte ihn gerührt, und ging. Am andern Morgen war er verschwunden. Julius hörte nie wieder von ihm reden. Aber das

Blanquet erblickte er bald, in einen derben Wechsel verwandelt, in der Hand eines Juden, und mußte, um es auszulösen, seine Zuflucht zu dem zürnenden Vater nehmen.

Diese neue, bittere Erfahrung machte ihn freilich mißtrauisch, aber auch ungerecht. Statt seinen eigenen Mangel an Prüfung anzuklagen, hielt er nun auch die Freundschaft für ein Unding, jede Aeusserung derselben für bloße Wirkung des Eigennutzes. Fast menschenfeindlich zog er sich zurück, und wollte nun blos den Wissenschäften und Künsten leben. Der öffentliche Unterricht genügte ihm nicht. Er nahm eine Menge theure Privatstunden, und jeder Lehrer empfing, wie gewöhnlich, nach Endigung der Stücke, eine von ihm besiegelte Marke. Zu diesen Marken zerschnitt er den vierzehnten Bogen, und zwar mit einem geheimen Stolze, denn er glaubte ihn trefflich anzuwenden. Auch versäumte er in den ersten paar Wochen keine Stunde. Allein er hatte sich schon zu sehr an ein zerstreutes Leben verwöhnt; Ordnung war ihm lästig, Fleiß beschwerlich, und für jede Anstrengung schlummerte die Kraft. Anfangs kürzte er die Stunden ab, und bald war er nie mehr zu Hause, wenn die

Lehrer kamen. Der seufzende Jakob mußte die Marken austheilen, die am letzten jedes Monats mit verschwendetem Gelde wieder eingelöset wurden. Sich einen berühmten Namen in der Republik zu erwerben, oder für einen schönen Geist zu gelten, dazu gab es ja weit leichtere Mittel.

Es befand sich auf dieser hohen Schule eine Rezensiranstalt, die, unter dem herrlichen Vorwande, daß jeder Rezensent für das, was er geschrieben, haften müsse, sie aber keineswegs verbunden sei es zu prüfen, eine Menge Pasquille in die Welt schickte, und auch Studenten gern an dieser edlen Beschäftigung Theil nehmen ließ. Es war gerade damals Mode, über einen gewissen Schriftsteller, den das Publiknm begünstigte, wüthend herzufallen, und was er immer schreiben mochte, mit giftigen Zähnen zu zerreissen. Auch Julius bildete sich ein, sich selbst einen Ehrenkranz zu flechten, wenn er den eines andern zerzausen hülfe. Er besudelte seinen fünfzehnten Bogen mit einer hämischen Rezension, von der er hoffte, daß sie dem Angegriffenen recht weh thun würde.

Noch übler wandte er den sechszehnten Bogen an, indem er, aus blossem leichtsinnigen

Selbstkitzel, ein Spottgedicht gegen einen ehrlichen Mann darauf schrieb, das in der That von beissendem Witze strotzte, und demjenigen, dem es galt, nicht allein bittere Stunden machte, sondern auch sogar auf dessen Schicksal einen nachtheiligen Einfluß hatte. Aber was kümmert das den witzigen Jüngling, der sein Müthchen kühlen wollte.

Der Begierde zu schimmern konnte er selten widerstehen, so wenig als dem Hochmuth, sich andern gleich zu stellen, die an Rang und Vermögen ihm überlegen waren. Daraus entsprang unter anderm die böse Folge, daß er sein sonst weiches Herz der leidenden Menschheit verschloß. Vormals gab er den Armen gern und oft, jetzt konnte er nichts mehr geben, weil das etwa Erübrigte stets durch irgend einen eitlen Prunk verschlungen wurde; nicht selten ohne ihm einmal Vergnügen zu gewähren. Der alte Jakob that sein möglichstes, um das Herz seines jungen Herrn den süssen Gefühlen der Wohlthätigkeit nicht ganz entfremden zu lassen, und so oft die väterlichen Wechsel anlangten, versäumte er nie, für die Armuth wenigstens einige Thaler auszubetteln.

Eines Tages, da Julius eben von seinem Vater ein ansehnliches Weihnachtsgeschenk erhalten, führte Jakob ihn vor die Stadt zu einer leeren Heuscheuer, wo eine unglückliche, aus Ostpreussen vertriebene Familie im tiefsten Elend schmachtete. Da lag ein Kind mit dem Hunger kämpfend, dort ein anderes mit erfrornen Füßen, eine kranke Mutter, ein verzweifelnder Vater. Julius, tief bewegt, eilte sogleich zurück, überzählte seine ganze Baarschaft, und fand, daß wenn er alle seine Rechnungen bezahlt habe, ihm noch acht Louisd'or übrig blieben, durch die er das Elend jener Hilflosen erleichtern könnte. Jakob wurde ausgeschickt, um die Rechnungen quittiren zu lassen. Sobald er wieder heim kam, wollte Julius der unglücklichen Familie seine Gabe bringen; ja, er wollte es gleich auf der Stelle thun, aber der alte Jakob wünschte Zeuge davon zu sein, und bat, seine Zurückkunft abzuwarten, da er höchstens eine halbe Stunde ausbleiben werde.

Ach! eine halbe Stunde ist mehr als zu viel, um des Menschen beßte Entschlüsse zu wandeln, zu vernichten. Kaum war Jakob fort, als ein paar junge Grafen herein traten, in deren Ge-

sellschaft Julius viel Geld zu verschwenden pflegte, weil er es ihnen stets gleich thun wollte. Sie erzählten: ein berühmter Luftschiffer sei angekommen, und wolle hier seine fünfzehnte und sechszehnte Auffahrt in das Wolkenreich halten, wenn er durch eine hinlängliche Subscription für die Kosten gedeckt würde.

„Straf mich Gott!“ sagte der Eine, „wir müssen den Mann unterstützen.“

Der Andere bekräftigte es mit einem „Hol' mich der Teufel!“

„Herr Bruder Julius!“ fuhr Jener fort, „wir und du pflegen hier den Ton anzugeben, auf uns sind aller Augen gerichtet, wir müssen den Anfang machen. Wenn jeder von uns nur acht bis zehn Louisd'or unterschreibt, so werden die übrigen schon nach Vermögen beisteuern, und wir uns ein Verdienst um das Publikum erwerben.

Julius dachte wohl noch einmal an das Kind mit erfrornen Füßen, aber theils verblendete ihn die Eitelkeit, vom Publikum eben so wohl, als die beiden reichen Grafen, unter die Beförderer des öffentlichen Vergnügens gezählt zu werden, theils hielt falsche Scham ihn ab, zu bekennen, daß er eben nicht mehr übrig habe, als jene arme

Familie empfangen sollte. — „Geschwind, Herr Bruder“, sagte der eine Graf, „einen Bogen Papier, um die Subscription darauf zu beginnen.“

Julius holte, wiewohl mit innerm Widerstreben, seinen siebenzehnten Bogen hervor, und unterzeichnete seine acht Louisd'or. Die Grafen trugen sogleich das Papier mit fort, um noch mehr Subscribenten zu sammeln, und als Jakob nach Hause kam, fand er, zu seinem höchsten Schmerz und Verdruß, keinen Heller mehr in der Kasse. Julius tröstete ihn mit dem Versprechen, einen kleinen Brillantring, den er einst von seiner Mutter zum Geschenk erhalten, in Geld umzusetzen, um dennoch den wohlthätigen Zweck zu erreichen. Schon öfter hatte er diesen Ring veräussern wollen, und immer hatte Jakob es durch sein Bitten verhindert, weil die gewöhnlichen Bedürfnisse des jungen Herrn ihm eines solchen Nothbehelfes unwerth schienen. Diesmal widersprach er nicht, da Julius, nach seiner Meinung, sich Diamanten zu einer Himmelskrone damit erkaufen würde. Der Ring wurde folglich manchem Juwelier und manchem Juden feil geboten, da aber keiner ihn nach Werth

bezahlen wollte, so zerschnitt Julius seinen achtzehnten Bogen zu Lotterieloosen, die er auch alle glücklich an den Mann brachte. Allein darüber waren einige Wochen vergangen, der Eindruck, den das menschliche Elend auf ihn gemacht, halb und halb erloschen, und da gerade um diese Zeit in einer benachbarten Hauptstadt ein hohes Vermählungsfest gefeiert werden sollte, so konnte er der Begierde nicht widerstehen, diesem glänzenden Feste beizuwohnen. Dazu war viel Geld erforderlich, und für jene Unglücklichen blieb kein Thaler übrig.

Jetzt riß des ehrlichen alten Jakob Geduldsfaden. Er nahm sich die Freiheit, seinem jungen Herrn harte Vorwürfe zu machen, die aber, weil sie alle gegründet waren, diesen nur erbitterten, und endlich so in Harnisch jagten, daß er auf seinen neunzehnten Bogen den Abschied des wackern alten Mannes schrieb.

Mit Thränen in den Augen, doch ohne sich zu einer Bitte zu erniedrigen, verließ Jakob den Undankbaren, und fand sogleich ein bequemes Unterkommen in einem der reichsten Häuser, wo man seine Redlichkeit besser zu schätzen wußte. Julius verlor durch ihn den letzten Freund, der

ihn noch von mancher Thorheit abgehalten, und sank immer tiefer ins Verderben. Der reiche Vater konnte nicht Geld genug schicken, und begehrte nun, was er zuvor nie gethan, der Sohn solle ihm Rechnung ablegen. Da setzte sich Julius an seinen Schreibtisch, mit einem zwar murrenden, aber unterdrückten Gewissen, nahm seinen zwanzigsten Bogen, und bewiß dem Vater durch lauter Unwahrheiten, daß er die großen Summen auf die nützlichste Weise für Wissenschaften und Künste verwendet habe.

Doch in demselben Augenblicke wurde der einundzwanzigste Bogen, weil er eben bei der Hand lag, durch ein Billet an eine leichtfertige Dirne besudelt, der er ein Randezvous gab, ohne Rücksicht auf die Gefahr, in welcher seine Gesundheit schwebte.

Indessen blieb, trotz aller dieser Ausschweifungen, sein Geist doch immer noch lernbegierig, und es gab Wochen, ja bisweilen ganze Monate, in welchen er fleißig studirte. Nur hatte auch dieser Trieb nach Kenntnissen eine schiefe Richtung erhalten. Der Philosophie ergab er sich, doch wie die meisten, nur um durch Paradoxen zu schimmern, nicht um an der Hand dieser

Himmelstochter Trost und Muth für Leiden und Tod zu suchen. Er glaubte sich jetzt stark genug, durch eine öffentliche Disputation nicht allein die ganze gelehrte Welt in Erstaunen zu setzen, sondern auch seinem Vater zu beweisen, daß er seine Zeit wohl angewandt habe.

In dieser Absicht schrieb er auf den zweiundzwanzigsten Bogen Sätze, über welche er disputiren wollte, um den philosophischen Doktorhut zu erlangen. Alle diese Sätze waren gegen die Unsterblichkeit der Seele gerichtet.

Doch schon während dieser Arbeit schlich in seinen Adern ein Gift, welches, durch seine Ausschweifungen erzeugt, jetzt durch die düstern Vorstellungen, denen er nachhing, nur noch gefährlicher wurde. Er fiel in eine schwere Krankheit, und der dreiundzwanzigste Bogen wurde vom Arzt zu Rezepten verbraucht. Mehrere Wochen lang schwebte er in Todesgefahr, und lag ohne Besinnung. Als er zum ersten Male derer wieder mächtig wurde, sah er den alten Jakob neben seinem Bette sitzen. Der ehrliche Mann hatte kaum erfahren, daß sein junger Herr mit dem Tode ringe, als er jedes ihm angethane Unrecht vergaß, und seinen einträglichen Dienst

verließ, um Krankenwärter bei Julius zu werden.

Da er die Kasse des Verschwenders wie gewöhnlich leer fand, so gab er mit Freuden alles her, was er sich erspart hatte, um es dem Kranken an nichts fehlen zu lassen. Seiner Pflege verdankte Julius das Leben. Hingegen war auch Jakob der erste frohe Zeuge von seiner wiederkehrenden Vernunft, von dem Erwachen seines Herzens. Schon als er noch nicht sprechen konnte, bewieß mancher, von Thränen begleitete Händedruck di· Reue, die ihn quälte. Bald forderte er auch mit schwacher Stimme das beschriebene Blatt Papier von seinem Pulte. Es waren die Sätze gegen die Unsterblichkeit der Seele, die er unwillig zerriß.

Er genas langsam. Sobald er zum ersten Male wieder die Feder führen konnte, ergriff er hastig den letzten Bogen seines Buchs Papier, und schrieb darauf das reuige Bekenntniß an seinen Vater, daß er die übrigen dreiundzwanzig schlecht angewendet. Die ersten sechs wurden der Schwärmerei einer unwürdigen Liebe gewidmet. Der siebente bewahrte die Haarlocke einer Buhlerin. Den achten hatte die Eitelkeit

des Dichters vergeudet, den neunten ein falsches Ehrgefühl durch eine Ausforderung entweiht. Durch den zehnten wurde die erste Wechselschuld gemacht. Der eilfte beschämte durch ein übereiltes Heirathsversprechen. Der zwölfte und dreizehnte bewiesen ein unvorsichtiges Hingeben an Scheinfreunde. Der vierzehnte hatte Marken für Lehrstunden geliefert, welche die Faulheit unbenutzt gelassen. Der fünfzehnte und sechszehnte waren durch Neid und Leichtsinn mit Rezensionen und Spottgedichten besudelt worden. Auf dem siebenzehnten hatten falsche Scham und Sucht zu glänzen die Wohlthätigkeit verdrängt. Der achtzehnte, zu Lotterieloosen mißbraucht, war ein Zeuge der Verschwendung, so wie des alten Jakob Abscheid auf dem neunzehnten ein Zeuge der schwärzesten Undankbarkeit. Alle diese Laster machten es nothwendig, den bekümmerten Vater auf dem zwanzigsten durch Lügen zu täuschen. Der einundzwanzigste half die Gewissensbisse durch Sinnlichkeit ersticken. Der zweiundzwanzigste sollte die Fortdauer der Seele wegvernünfteln, um in dieser Verblendung für jedes Verbrechen Entschuldigung zu finden;

bis der dreiundzwanzigste Rezepte liefern mußte, um eine schwere, selbst verschuldete Krankheit zu heilen, die dennoch für sein ganzes Leben traurige Spuren zurück ließ. Solch eine bittere Lehre mußte endlich den Jüngling zur Selbstbekenntniß führen. Er entsetzte sich vor der langen Liste von Verbrechen, die alle nur aus Leichtsinn entsprungen waren. Heil ihm, daß er wenigstens den letzten Bogen gut verwendet! Der Vater verzieh ihm, doch er nie sich selber. Das Bewußtsein, das Buch Papier so heillos vergeudet zu haben, machte ihn düster und menschenscheu, und begleitete ihn bis zum frühen Grabe.

Jünglinge! merket auf! Euere Jahre sind auch ein solches Buch Papier. Hütet Euch, einen Bogen nach dem andern thöricht zu verschwenden, oder gar mit Verbrechen zu besudeln! Daß die schönen Jahre nie wiederkehren, ist schon traurig genug! aber daß sie einen vergifteten Stachel in Eueren Herzen zurücklassen, ist noch trauriger!

Kriegrische Abentheuer

eines

Friedfertigen.

(Aus einem Schreiben des Hrn. Verfassers.)

Ob man die Erzählung meiner seltsamen Fata glaubt, oder nicht, ist mir am Ende gleichgültig. Das wissen Sie selbst, ich habe nur einige Namen bescheiden verschleiert, und mir alle Mühe gegeben, die wirkliche Begebenheit auch wahrscheinlich zu machen. Ich habe geschrieben wie mirs eben ums Herz war; wohl so aufrichtig, als Jean Jacques seine Memoiren. Aber ich gestehe, hätte ich jetzt nicht Weib und Kind und ein freundliches Landgut, ich würde nie den Muth zu solcher Aufrichtigkeit gehabt haben. Man bedaure nur, daß meine Historie zu lang geworden. Aber dafür, daß ich andere unterhalte und erbaue, wollte ich mir auch nicht das Recht nehmen lassen, mich rein auszuplündern.

Neununddreißigster Geburtstag.

Am 6 Oktober 1806 — ich wohnte in einem kleinen Gelehrtenstübchen zu Berlin — war mein neununddreißigster Geburtstag. Als ich erwachte, die Kriegsglocken läuteten schon, es war an einem

Sonntag, überlief mich ein kalter Schauder. Denn, dacht' ich, übers Jahr ist dein vierzigster Geburtstag! der vierzigste.

Im neunzehnten Jahr erwartet der Jüngling noch mit Vergnügen die Ehre des Zwanzigers; denn so lange er in den Zehnern läuft, hält ihn die Welt noch nicht reif zu allerlei Dingen, für die er doch wohl reif sein könnte. Hingegen im neunundzwanzigsten Jahr macht der junge Mann schon sauersüsse Minen zum dreißigsten Geburtstag. Die Flatter- und Flitterzeit des Lebens ist vorbei. Nun aber gar der vierzigste Geburtstag! — ach, kein Mann von Empfindung erlebt ihn, ohne widerliches Frösteln. — Vierzig Jahr! lieber Himmel, kein Mädchen sieht uns mehr an; und das ist um so schmerzlicher, wenn man noch unvermählt ist.

In diesem Falle nun war ich; wahrlich aber nicht durch meine Schuld. Daher beschloß ich in meinem geheimen Rath, so lange ich noch ein Mitglied vom Orden der Hagestolzen bleiben müsse, nie älter als neununddreißig, nie jünger als achtunddreißig zu sein, und sollte ich darüber achtzig werden und neunzig.

Mit diesem verzweiflungsvollen Entschluß stand

ich auf, und wählte meine Sonntagskleider. Aber wie gesagt, ich war voll bittern Schmerzes.

Bald vierzig, und noch einsam! noch immer nichts, als ein armer Candidatus Theologiä, ohne feste Anstellung, ohne Aussichten! — nicht einmal die Lehrerstelle an einer Stadtschule hatte ich bisher erringen können. Wozu nützte meine ganze Gelehrsamkeit, mein dreißigjähriger Fleiß, mein, ich darfs wohl sagen, reiner, musterhafter Lebenswandel? Ich hatte keine Verwandte, keine Fürsprecher, keine Gönner. Da lief ich noch immer Woche aus, Woche ein von Straße zu Straße, Privatunterricht zu geben, um mir ein ärmliches, freudenloses Leben zu fristen. In den Erholungsstunden war ich Schriftsteller, arbeite in Journalen und Almanachen. Ach, das ist saure Arbeit! die Buchhändler zahlten mir nicht die Hälfte meiner Mühen.

Man hatte mich zwar überall lieb; man lobte mich und meine Talente, aber keiner half mir — höchstens ward ich zu Gast geladen. O ihr schönen Träume meiner Jugend, wie herbe hattet ihr mich getäuscht! — Andere e ie nicht halb so viel Kenntnisse hatten, als die waren längst versorgt, weil sie vermögende blich e oder das

blinde Glück für sich hatten. Nun *bedauerten* sie mich. Hätten sie mich lieber gehaßt! — Und die gute *Friderike*, ach sie war mir vergebens treu! auch *sie* mußte verblühen.

Hier schossen mir die Thränen ins Auge. Ich überließ mich ungehindert meinem Schmerze. Ich schluchzte und weinte, wie ein Kind. O, hätte mich mein guter Vater das geringste Handwerk erlernen lassen!

Friderike war nun seit neun Jahren meine versprochene Braut. Schön und fromm, wie eine leidende Heilige, stand sie so einsam und arm in der Welt, wie ich; sah nur auf mich, hoffte nur auf mich. Sie war eines Hofraths Tochter, der nach einem Bankerott plötzlich gestorben war. Ihre alte Mutter, die in einer kleinen Stadt der Neumark an der polnischen Grenze in kärglichen Umständen lebte, war zu arm, um ihre Tochter bei sich zu h[illegible]ben. *Friderike* diente also in einem Hause zu *Berlin* als Gesellschafterin der gnädigen Frau, [illegible]der redlicher gesprochen, als — *Kammerjungf[illegible]r*, und unterstützte von ihrem Dienstlohn noch [illegible] bedürftige Mutter. — Trotz meines sonst frö[illegible]en Humors wäre ich oft ver-

zweifelt, hätte mich die edle Friderike nicht wie mein besserer Engel umschwebt.

Aber nun stand ich den vierzigern nahe, und Friderike war schon fünfundzwanzig! Ich noch immer ein armer, frommer Candidatus Theologiä, und sie — Kammerjungfer!

Der Brief.

Unter diesen trostlosen Betrachtungen hatte ich mich angekleidet. Da ward gepocht. Der Briefträger trat herein. Ein dicker Brief; er kostete mich fünf Groschen. Schwere Ausgabe für eine fast zum Boden leere theologische Kasse!

Ich warf mich gemächlich auf meinen Strohsessel hin, um ein Viertelstündchen aus Adresse und Siegel den Schreiber zu errathen. Das thue ich immer, meine Neugier zu bekämpfen; nebenbei auch, um mich am Spiele schöner Hoffnungen zu ergötzen, deren Erfüllung mir aus dem Briefe entgegensteigen könnte. Die Frage war, ob ihn öffnen, oder das Lesen bis morgen verschieben? — Denn heute war mein Geburtstag, und an einem Geburtstag mochte ich keine, vielleicht üble, Nachricht lesen. Sie wäre mir schlimme Vor-

bedeutung fürs ganze Jahr gewesen. Man ist abergläubig, wenn man unglücklich ist, trotz aller Freigeisterei nebenbei.

Ich zog das Loos. Es entschied für Nichtentsiegeln. Böses Zeichen! — „Nein, dem Schicksal Trotz geboten, und die abergläubige Furcht verbannt!“ flüsterte meine Neugier im Panzerrock des Heldenmuthes. — Weg war das Siegel, und ich las — las, und meine Augen wurden von Thränen dunkel. — Ich mußte den Brief weglegen, um mich zu fassen. Ich las ihn wieder — o ewige Vorsehung, o Friderike! — Ich warf den Brief hin, und mich auf die Knie, und beugte meine Stirn auf den Erdboden nieder, und weinte die ersten Thränen des Entzükkens in meinem Leben, und dankte dem Vater im Himmel, dem Allversorger für so viele Gnade.

Der Brief kam nämlich von einem einzigen Gönner, einem Handelsmann in Frankfurt am Main, in dessen Familie ich lange als Hauslehrer gelebt hatte. Durch Zufall — o nicht doch, wo ein Gott ist, da ist kein Zufall! — genug, durch Verwendung meines gütigen Freundes hatte ich auf den Patrimonialgütern eines mediatisirten Reichsgrafen den förmlichen Ruf als Pfarrer er-

halten, mit siebenhundert Gulden Gehalt, freier Wohnung, Garten, Holz u. s. w., und dazu noch die Hoffnung, wenn ich das Glück hätte, dem Herrn Reichsgrafen persönlich zu gefallen, Lehrer seines jungen Sohns, mit besonderer Gehaltszulage, zu werden. Zu dem Ende sollte ich mich am neunzehnten Oktober unfehlbar in Magdeburg einfinden, wo an diesem Tage der Herr Graf auf einer Reise eintreffen würde, und mich zu sehen verlangte. — Mein Frankfurter Mäcen konnte mir vom schönen Karakter des Grafen, seines Freundes, nicht Lobeserhebungen genug machen. — Im Briefe lag die Vocation selbst eingeschlossen, vom Grafen unterschrieben.

So stand ich nun, ach wie unverhofft! am Ziele meiner zwanzigjährigen Wünsche! — Ich vollendete in der Geschwindigkeit meine Toilette, und, mit der Vocation in der Tasche, ging ich sogleich — nein, flog ich zu meiner einzigen Freundin.

Ihre Herrschaft war zum Glück in der Kirche. Ich fand Friderike n allein. Sie erschrak, als sie mich sah. Ich war athemlos. Mein Gesicht glühte. Meine Augen funkelten. Sie führte mich ängstlich in ihr Stübchen. Ich wollte ihr nun

mein Glück verkünden, aber ich konnte nicht reden. Ich weinte laut — schloß sie mit Heftigkeit an mein Herz, und legte mein brennendes Gesicht auf ihre Schulter.

Sie zitterte erschrocken in meinen Armen. „Welches Unglück ist Ihnen dann begegnet, daß es Ihren alten, schönen Muth so ganz zermalmt hat?“ sagte sie. — „Ach, meine Friderike!“ rief ich: „des Leidens ist mein Herz gewohnt; ich wollte wohl das schwerste Schicksal mit Lächeln begrüssen. Aber die Freude ist mir ein ungewohnter Gast; gegen sie stehe ich ohne Waffe. Ich schäme mich, aber sie beugt mich Philosophen mit Zentnerlasten.“

„Die Freude, Herr Doktor?“ sagte Friderike erstaunt.

Wohlverstanden, ich war von Universitäten her Magister bonarum artium, wollte aber aus modischer Bescheidenheit lieber Doktor der Philosophie, als Meister aller freien Künste heißen.

„Wissen Sie noch“, rief ich: „als wir uns im Garten von Sanssouci zum ersten Male gestanden, wie lieb wir uns wären? Es sind nun neun Jahre! o Friderike! und den Schwur der Tugend und Liebe, den wir damals unter dem

sternenvollen Himmel vor dem Allgegenwärtigen schworen, haben wir, wenn gleich hoffnungslos, doch treu gehalten, bis heute. Will du mir nun folgen, Friderike? — setzte ich leiser hinzu und schüchtern, zum ersten Male nannte ich sie du: — dich erwartet eine ländliche Wohnung, ein freundlicher Garten, ein — willst du mein Glück mit mir theilen? — sieh her, da ist die Vocation, ich bin Pfarrer geworden."

Sie las die Briefe. Das Entzücken umstrahlte ihr schönes Antlitz immer heller, je weiter sie las. So reizend war sie mir nie erschienen. Dann ließ sie die Hände sinken mit den Briefen, und sah stumm und erröthend zu mir empor, und über ihre Wangen perlten einige Thränen nieder. „Ich gehe mit dir, wohin du willst, Ferdinand!" stammelte sie, und sank schluchzend an meine Brust. O das erste Du von ihren Lippen und meinen Taufnamen, den ich für mich seit dem Tode meiner geliebten Mutter von keinem Menschen mehr gehört hatte!

Wir waren seliger, als die Engel im letzten Freudenhimmel. Nach einer Weile riß sich die Liebliche von mir los, streckte die gefalteten Hände weinend empor, sank dann auf die Knie, und

lag mit dem Gesicht auf einem Stuhl in der Stellung einer Betenden.

Endlich richtete sie sich wieder auf, und indem sie mich mit unbeschreiblich schönem Lächeln ansah, war ihre erste Frage: „Ist denn das alles wahr? Es ist mir wie ein Traum. Zeigen Sie mir doch die Briefe. Ich weiß kein Wörtchen mehr von allem, was darin steht.“

Verlobung und Abschied.

„Es versteht sich von selbst“, sagte ich: „den Boden meiner Pfarrei betrete ich nicht, ohne vermählt zu sein. Wie könnte ich auch in den ersten Tagen meines Berufs die weltliche Sorge um Anordnung unserer kleinen Wirthschaft übernehmen? Wo ist meine Studierstube? wo unser Wohnzimmer? Du, Friderike, mußt mir doch das alles zeigen. Du mußt mir das fremde Haus zur freundlichen Heimath machen. Nur vergiß mir nicht, daß mein Arbeitsstübchen ein Fenster hinaus in deinen Blumengarten habe, damit ich dich im Frühjahr zuweilen sehen kann, wenn ich studire, und du draussen pflanzest.“

Sie erröthete, lächelte verschämt, und wollte

davon nichts hören. Aber doch sprach sie von neuen Fensterumhängen, und wie der Garten eingerichtet werden müsse, und ob es nicht besser und wohlfeiler sei, alles was man gebrauche, in Frankfurt einzukaufen? Dann auch von der alten Mama, die wir zu uns nehmen wollten, und von Küche und Keller.

Unter solchen Umständen blieb nun wohl nichts anders übrig, als ernst ans Werk zu schreiten, die gnädige Herrschaft um Friderikens Entlassung anzugehen, mein Kandidatenstübchen und meine Lektionen aufzukündigen, uns als Brautleute von der Kanzel proklamiren zu lassen u. s. w.

Alles ging in der Ordnung von Statten. Glückwünsche und kleine Geschenke kamen von allen Seiten. Ich war jetzt reicher, als ich seit vielen Jahren gewesen. Einer meiner Berliner Freunde, dessen Kinder ich seit einigen Jahren unterrichtet hatte, bot mir zu der bevorstehenden Reise nach Magdeburg seinen leichten Reisewagen an, den ich nicht ausschlug.

Ich versah mich mit den nöthigen Pässen. Es war stürmische Zeit; Krieg und Kriegsgeschrei rings umher. Der König stand mit seinem Heer schon in Thüringen dem bisher unbezwun-

genen Napoleon gegenüber. Doch waren wir ziemlich unbesorgt. Es war gar nicht mehr daran zu zweifeln, daß die Franzosen gleich in den ersten vierzehn Tagen über den Rhein zurückgejagt sein würden. Aus Spekulation hatte ich wirklich in meinem Dachstübchen schon fünfundzwanzig preussische Kriegs- und Sieglieder gemacht, worin ich alle künftig zu liefernde Schlachten so genau beschrieben, daß nur der Name des Schlachtfeldes hinzuzusetzen übrig blieb. Ich hoffte damit von den Buchhändlern in Berlin einen schönen Thaler Geld zu gewinnen. Aus Vorsicht stekte ich auch das Manuscript der Siegeslieder gleich zu mir, um nöthigenfalls schon in Magdeburg die ersten drucken zu lassen.

Am 14 Oktober, am Tage des Untergangs der alten preussischen Herrlichkeit bei Jena und Auerstädt, nahm ich von Frideriken Abschied. Seit neun Jahren die erste Trennung! Gleich nach meiner Rückkehr von Magdeburg sollte unsere Hochzeit und die Abreise zum Pfarrhause sein. So reizend auch die Perspektive war, konnten wir uns doch beim Abschiede damit nicht trösten. Es war, als würden wir auf ewig von einander gerissen. Ich läugnete zwar als Doktor der Phi-

losophie herzhaft alles Ahnungsvermögen des Menschen hinweg; aber als Bräutigam glaubte ich mit frommer Einfalt daran. — „Ferdinand! Ferdinand! Gott sei mit dir! sei glücklich! aber wir sehen uns nie wieder!“ rief Friderike schluchzend.

Reise nach Magdeburg.

Am 15 Oktober fuhr ich vergnügt, wie ein Gott, zum Brandenburger Thor hinaus; meine Vocation und die Siegeslieder in der Tasche. In Potsdam mußte ich einiger Geschäfte willen übernachten. Abends ging ich hinaus nach Sanssouci. — Im Garten, und auf der klassischen Stelle, wo einst die sechszehnjährige Friderike mir ewige Liebe schwor, erneuerte ich nach neun Jahren mein treues Gelübde. Dann schrieb ich der Theuren bis tief in die Nacht eine Iliade von meinen Hoffnungen und Träumen; schilderte die Seligkeit unsers künftigen häuslichen Lebens in der Pfarrwohnung, fern vom Getümmel der großen Welt.

„Du und ich, Friderike, was bedürfen wir mehr, um den ganzen Himmel voller Freuden auf die Erde niederzuziehen? Unsere Hütte, un-

ser Gärtchen wird für uns der schönste Theil von Gottes Schöpfungen heißen. Unbeneidet von andern, werden wir selbst Engel nicht beneiden."

Unter den Melodien des letzten Wunsches von Salis entschlummerte ich — meine Träume waren nur buntere, glänzendere Fortsetzung des Wachens. Früh gings den andern Tag auf den Weg. Ich war mein eigener Kutscher, und das Roß gar fromm und brav. Unterwegs hielt ich vorübergehend im Geist schon Gespräche, die ich in Magdeburg mit dem Grafen halten wollte, um mich ihm von der glänzendsten Seite zu zeigen — oder mit Frideriken, wenn ich sie im Pfarrhause herumführen würde, und sagen könnte: sieh, Engel, dies ist dein Königreich. Zur Abwechselung hielt ich wohl meine Antrittspredigt in der Kirche, vor allem versammelten Volk, das in mir seinen Seelenhirten ehrte, und vor der anwesenden hohen Herrschaft. Ich sprach sehr rührend; kein Auge in der Gemeinde blieb trocken. Man betete mich fast an. Meine Friderike fiel mir um den Hals, und gab mir den süssesten alles Lohns, einen Kuß.

Zu Brandenburg war im Wirthshause alles sehr lebendig. Man sprach von großen Schlach-

ten, die zwischen Napoleon und dem geliebten König vorgefallen sein sollten; Prinz Louis Ferdinands Heldentod bei Saalfeld seie furchtbar gerächt worden; in den Thüringer Wäldern hemmen die Leichname der erschlagenen Weltüberwinder den Lauf der Ströme. — „Und wie ists dem Kaiser Napoleon ergangen?" fragte ich dazwischen — Man vermißt ihn. — „Und der Marschall Lannes?" — Todt. — „Und Davoust?" — Todt! — „Und Ney?" — Todt! alles todt. —

Da konnte ich mich nicht länger halten — ich griff nach meiner Tasche, um die Siegeshymnen hervorzuziehen. Ein alter Mann hinter mir setzte seine Pfeife ab, und bückte sich, wie von ungefähr, und murmelte mir mit der tiefsten Baßstimme ins Ohr: „Wollte Gott, es wäre an dem! aber ich weiß, alles ist falsch. Es ist gewiß großes Unglück begegnet."

Die Hand ward mir bei diesen Worten in der Tasche lahm. Ich ließ die tyrtäischen Gesänge einstweilen an Ort und Stelle. „Großes Unglück? Und ich in Magdeburg? Konnte sich Napoleon mit seiner Armee nicht zwischen mich

und Friderikeu drängen?“ Es ergriff mich wie Fieberfrost.

Aber ausser dem alten, unheilweissagenden Greis jubelte alles Volk im Wirthszimmer so laut, so überzeugend; jeder beschrieb die Schlachten und Siege des Königs so umständlich mit allen Nebenereignissen, daß man so etwas schlechterdings nur mit eigenen Augen gesehen oder nur von Augenzeugen erfahren haben konnte. Ich pflichtete, wie billig, der Stimmenmehrheit bei, und ging ruhig schlafen.

Böse Ahnungen.

Am folgenden Tage begegneten mir unterwegs auf der Landstraße einzelne Kuriere, die von Magdeburg, oder von der Armee zu kommen schienen, und nach Berlin eilten. Das feierliche Schweigen dieser Eilboten war mir sehr verdächtig; denn die Freude pflegt sich sonst, auch unaufgefordert, mitzutheilen.

In einem Dorfe zwischen Ziesar und Burg war eine große Menge Volks zusammengelaufen. Ich fuhr gegen den Haufen, aber er theilte sich nicht. Nun erst bemerkte ich vor einem großen

Nn

Hause viele gesattelte Pferde, und im Hause an den Fenstern preussische Husaren.

„Was gibts Neues?“ fragte ich die umherstehenden Leute, während ich den Wagen hielt. — „Ach, du mein Herr und Gott!“ schrie ein altes Bauerweib: „der König hat ja alles verloren, und die Franzosen sind schon unterwegs, und vielleicht schon in einer Stunde hier.

Natürlich gab ich auf die Nachricht nicht viel. Aber doch wollte ich mich näher belehren, und lenkte gegen das große Gebäude, sprang vom Wagen und ging hinein. Alle Stuben wimmelten von Menschen; Husaren, Bauern, Beamte standen gedrängt durch einander, schmauchten ihre Pfeife, tranken, fluchten, erzählten — keiner machte ein frohes Gesicht. Bald war die Rede von der Niederlage der Preussen, von der Nähe der Franzosen; bald von einem Herr Obristwachtmeister, der wegen seiner schweren Wunden nicht länger zu Pferde könne, sondern gefahren werden müsse. Man sollte eine Chaise herbeischaffen; man hatte Boten in die Nachbarschaft ausgeschickt.

Ich war ausser mir vor Schrecken, suchte ein Plätzchen an einem der Tische, und ließ mir von dem elenden Bier geben, um Gelegenheit zu ha-

ben, den Hergang der Dinge genauer zu erfahren, und danach meine Maasregeln nehmen zu können. Nach zehn Minuten verloren sich die Husaren aus den Stuben; es hieß: sie sitzen auf! Ich drängte mich zum Fenster, um sie abreiten zu sehen, und sah sie wirklich im gleichen Augenblick davo:: eilen, uud zwischen ihnen — meinen Berliner Reisewagen im vollen Trab davon gehen.

Da hatte ich gut zum Fenster hinaus rufen: „Halt, es ist mein Wagen!" — In einer Minute war alles verschwunden. Ich arbeitete mich durch die Menge der Bauern hinaus ins Freie. Der Platz war leer; mein Wagen fort.

„Beruhigen Sie sich!" sagte ein kleiner, hagerer Mann, welcher hier das Ansehen eines Beamten hatte: „der Herr Obristwachtmeister schickt Ihnen den Wagen heute wieder zurück. Er will ihn nur bis zum nächsten Ort mitnehmen. Der gute Herr war an seinen Wunden sterbenskrank, und wählt den nächsten Weg zu seinen Gütern."

„Wer ist denn aber dieser Herr Obristwachtmeister?" fragte ich. Keiner wußte es. „Und wohin ist er mit dem Wagen?" Keiner wußte es. — Ich lief durchs Dorf in der Richtung,

wie der Wagen mit seiner Begleitung gegangen war. Vor dem Dorfe spaltete sich der Weg in drei bis vier andere. Aber nirgends war eine deutliche Spur der Flüchtlinge zu bemerken; nirgends fand ich Leute, die mir Nachweisung geben konnten; alle waren vor dem großen Hause versammelt, zu dem ich traurig zurückkehrte. Niemand bekümmerte sich um meine Verlegenheit; jeder dachte an die Nähe seiner eigenen Noth, an die Nähe der Franzosen.

„Schreiben Sie, protokolliren Sie das mir wiederfahrene Unrecht!“ sagte ich zu dem Beamten: „das ganze Dorf, Sie selbst sind der Gewaltthat Zeuge. Schreiben Sie, daß ich auf Unkosten des Herrn Obristwachtmeisters hier im Dorfe liegen bleibe und zehre, bis er mir den Wagen zurückgeschickt hat, und daß ich mir übrigens auf dem Wege Rechtens alle andere Genugthuung vorbehalte.“

Der Schreiber schrieb; ich ließ mir Abschrift des Protokolls geben, und legte sie zu den Siegsliedern. Die Nacht verstrich; der folgende Tag verstrich. Meine Ungeduld stieg aufs höchste. Der Wagen kam nicht wieder.

Nun brach der neunzehnte Oktober an.

O Himmel, und der Herr Reichsgraf erwartete mich in Magdeburg! Ich verlangte auf Unkosten des Obristwachtmeisters eine Fuhre, wenigstens ein Pferd, um mich an meinen Bestimmungsort begeben zu können. Allein der Obristwachtmeister hatte so wenig Kredit, daß man mir auf seinen Namen nichts, mir sogar ohne Zahlung meiner Schuld keinen freien Abzug gestatten wollte.

Zum Glück hatte ich meine ganze Baarschaft bei mir. Ranzioniren konnte ich mich wohl. Aber auch mit meiner Garderobe war der Obristwachtmeister durchgegangen. Wovon sollte ich dem Berliner Freund für Roß und Wagen Ersatz geben; wovon mir neue Kleider und Wäsche kaufen, mit Frideriken die weite Reise zur Pfarre machen? — Wahrhaftig, eine starke Prüfung des Glaubens für den designirten christlichen Pfarrer!

Ich schnitt mir einen Knotenstock, und wanderte muthig zu Fuß den Weg nach Magdeburg. Der Herr Reichsgraf dort wird dir schon helfen! dachte ich, und sang, als ich so einsam durch Duft und Herbstnebel hinwanderte, wohlgemuth:

Wann, o Schicksal, wann wird endlich
Mir mein letzter Wunsch gewährt?

Nur ein Hüttchen, still und ländlich
Nur ein eigner, kleiner Heerd!
Und ein Freund, bewährt und weise,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh —
Ach! und dieses seufz' ich leise,
Zur Gefährtin sie dazu.

Die Rückkehr.

Einzelne Haufen preussischer Soldaten von allerlei Regimentern, mit und ohne Gewehre, Marketender und Troßwägen kamen mir entgegen, und zogen stillschweigend an mir vorüber. Ich hatte den Muth nicht, die Kriegshelden anzureden.

„Ei, sieh da, Herr Doktor! wohin?“ rief mich eine Stimme an, als ich zwischen den Gartenhaagen des Städtleins Burg abermals auf einen Trupp Soldaten stieß. Es war ein Lieutenant, den ich in Berlin kennen gelernt hatte, weil er mit mir in gleichem Hause wohnte. Ich pflegte ihn immer scherzweise Karl den Großen zu nennen, weil er sein adeliches Geschlechtsregister bis zu diesem Sachsenbekehrer hinaufführte.

„Nach Magdeburg, Herr Lieutenant.“

„Sie kommen nicht mehr hinein, Herr Doktor; die Franzosen belagern es schon mit 150,000 Mann. Kehren Sie mit uns um, wenn ich Ihnen rathen darf. Fort nach Berlin! der Feind folgt uns auf dem Fuße. Alles ist verloren. Braunschweig todt; Möllendorf gefangen; vom König weiß kein Mensch mehr. Die Reserve unter Prinz Eugen von Würtemberg ist gestern bei Halle aufgerieben.“

„Aber, Herr Lieutenant, ich muß — muß heute nach Magdeburg.“

„So rennen Sie in die Bajonette der Franzosen. Glück auf die Reise, Herr Doktor!“ — Indem Karl der Große dies sagte, sprengten zwei Dragoner neben uns weg, und schrien: „Der Feind ist schon bei Wittenberg über die Elbe!“ — Da verdoppelte die Infanterie ihre Schritte, und ich — weil ich doch das Belagerungskorps vor Magdeburg nicht allein abtreiben konnte, leistete dem Lieutenant Gesellschaft, und kehrte dem Reichsgrafen den Rücken zu. — Adieu Pfarrhaus, Paradiesgarten und Hochzeit!

Solchen Streich hatte mir das Schicksal noch nie gespielt, so alt ich auch geworden war. Die Schlacht von Jena zerstörte alle meine Hoffnun-

gen, die nie blühender gewesen waren. Also wieder Doktor, Hagestolz, und arm wie eine Kirchenmaus! Ich wüßte nicht, wer durch Napoleons Kriegsglück mehr verloren hätte, der König oder ich?

Aber nun fand mich mein unbarmherziges Fatum wieder auf dem alten, gewohnten Platz, wo ich ihm Stirn bieten konnte. So lange ich noch etwas zu verlieren hatte, war ich immer voller Furcht und Zittern. Jetzt, da mir auch nicht mehr das letzte Kleid auf dem Leibe gehörte, wenn der Berliner Freund Roß und Wagen bezahlt haben wollte, kehrte mein heiterer Geist zurück, der alles Unglücks spottete.

Beförderung zum Feldprediger.

„Frisch auf, ich folge der Fahne Karls des Großen!" sagte ich lachend zum Lieutenant: „und flehe um seinen großmüthigen Schutz bis Berlin."

„Wetter! Sie sollen dabei so übel nicht fahren. Ich habe noch eine halbe Kompagnie bei mir — alles tapfere Preussen, die den Teufel nicht scheuen. Hätte ich noch eine Kanone, ich würde vor zwei

Regimentern Franzosen nicht weichen. Wetter! an des Herzogs von Braunschweig Stelle wäre mir das bei Jena nicht geschehen. Kommen Sie, Doktor, ich mache Sie zum Feldprediger bei meiner halben Kompagnie.“

So oft wir durch ein Dorf kamen, ließ der Lieutenant seine aus den Flüchtlingen verschiedener Regimenter zusammengesetzte Armee in Reihe und Glied aufmarschiren, und so zog er stolz, beim Wirbel der Trommel, an den Bauern vorüber, indem er kommandirte: „Gewehr in Arm!“ Wer kein Gewehr hatte, zog demüthig bei der Bagage hintennach. Als Feldprediger war da mein natürlicher Platz. Ich machte nebenbei Bekanntschaft mit der Marketenderin, welcher der Wagen gehörte. Diese ehrenwerthe Dame ging rüstig zu Fuß neben ihrem magern Gaul her, und erzählte mir sehr umständlich die Geschichten von Saalfeld und Auerstädt, und tadelte Stellungen und Manövers der Preussen auf dem Schlachtfelde. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden. Denn an der Spitze von zweimalhunderttausend Mann eine Schlacht zu verlieren, traute ich mir selbst Geschick genug zu.

Elisabeth, so hieß die Kriegskünstlerin —

und was noch mehr war, sie glich auch der Königin Elisabeth von England auf ein Haar, wie man sie noch in Kupferstichen sieht; hatte auch eine hohe Schulter, und behauptete, wie die Geliebte des Grafen Essex, ewige Jungfrau sein und bleiben zu wollen — Elisabeth also hatte eine muntere Laune, viel Witz, sogar viel Belesenheit in der neuesten Literatur von Spieß und Kramer, und sang beständig Berliner Opernarien mit helltönender Silberstimme. Weil ich ihren schlechten Brandtwein mit baarem Gelde zahlte — Karl der Große stellte für sich und seine Kriegsmacht nur Bons aus — hatte ich ihre vorzügliche Gunst erworben. Vermöge ihres Genies und Brandtweinfasses hatte sie auf unsere Truppen, und durch diese auf den Heerführer, so viel Einfluß, daß sie ein wirkliches Mitglied des Kriegsrathes ward, und überall mitsprach, wo über die Fortsetzung des Zuges gesprochen werden mußte.

Weil ihr armes Roß so marode war, als die Helden von Salfeld und Auerstädt irgend sein konnten; weil das Brandtweinfaß nur dem müden Gaul, die Kompagnie aber treu und fest dem Brandtweinfaß, der Oberfeldherr aber der Kom-

pagnie folgte, so dirigirte im Grunde unsere Königin Elisabeth den Zug, und wir machten den Tag nie mehr, als zwei bis drei Meilen. Auch ward es immer so eingerichtet, daß wir unser Nachtquartier nie in einer Stadt, sondern in irgend einem Dorfe nahmen, wo der Soldat freies Spiel, und die Königin für ihren Gaul unentgeldliche Rationen hatte. Einen Tag um den andern gabs Rasttag.

Zwar kamen wir auf diese Weise nicht weit, aber unser Heer vergrößerte sich von Tag zu Tag durch einzelne Haufen Soldaten, die sich ihm zugesellten, so daß wir bald gegen zweihundert Mann stark waren: dabei hatten wir zwei Mann Dragoner und vier Trompeter.

Nun Generaladjutant.

Karl der Große nahm mich am vierten Tage des Abends auf die Seite. Ich sah es ihm längst an, daß er über große Plane brütete. — „Herr Doktor", sagte er: „im Kriege macht man sein Glück. Ich bin seit acht Jahren Lieutenant; jetzt oder nie werde ich General. Ich kommandire gegenwärtig fast zweihundert Mann. Ehe

wir die Oder erreichen, habe ich vielleicht zweitausend gesammelt, die ich unserm König zuführe. Ich führe sie ihm aber erst nach einigen Heldenthaten zu. Ich falle mit meinem Korps in Sachsen ein, und agire dem Feind im Rücken."

„Wie? Sie wollen nicht nach Berlin?" fragte ich, und dachte an die verlassene Friderike.

„Nein, rechts ab, gegen Mittenwalde! Doktor, die Feldpredigerstelle taugt für sie nicht. Ich dächte Sie würden Soldat. Ich gebe Ihnen einen Militärhut, blauen Ueberrock, Degen und Pferd — Sie sollen mein Generaladjutant werden. Ich weiß, Sie verstehen Mathematik, und zeichnen gut. Ich kann Sie beim Rekognosziren gebrauchen und zum Croquiren der Gegenden."

Da half kein Opponiren. Ich nahm die Stelle des Generaladjutanten an, weil sie mich auf den Rücken eines Pferdes half, mit dem ich desto schneller Frideriken wieder zu sehen hoffte. Ich gelobte Karl dem Großen Treue, und vertauschte die designirte Pfarre mit dem Schwerdt Petri, doch gedachte ich niemandem ein Ohr abzuhauen.

Der Feldherr zählte noch den gleichen Abend sein Heer, ernannte neue Kapitäns, Korporals

und Lieutenants; stellte mich als seinen künftigen Adjutanten vor, und entwickelte den staunenden Preussen seine Riesenplane.

„Ja, Kameraden“, rief er, und spreizte beide Arme aus einander: „es ist beschlossen. Wir wollen durch unsere Thaten den Namen der Preussen wieder ehrlich machen. Der Geist des großen Friedrichs umschwebt uns. Das zitternde, blutende Vaterland sieht auf uns — wie, Kameraden, sollen wir in schmähliche Knechtschaft fallen? Was haben wir zu wählen? Sieg und Ruhm vor der Welt, oder eine ungeheure Reise in französische Kriegsgefangenschaft? — Wer mir treu sein, wer mir für Gott, König und Vaterland folgen will, der rufe mit: Sieg oder Tod!“

Diese Rede entflammte das ganze Heer. Die meisten schrien: „Sieg oder Tod!“ nur einige, die noch nach den Fleischtöpfen Berlins gelüsteten, riefen mit komischem Enthusiasmus dazwischen: „Sieg oder Brod!“

Die Königin Elisabeth war auch bei dem feierlichen Auftritt zugegen. Man sah es ihr an, wie empfindlich sie gekränkt sei, die wichtige Maasregel ohne ihr Vorwissen ergriffen zu sehen. Eine Prise nahm sie um die andere, und schüttelte den

Kopf hohnlächelnd; bald nikte sie für sich trotzig und drohend hin.

Den folgenden Morgen — wir waren unweit Brandenburg — rückte das Heer aus. Karl der Große mit imperatorischer Hoheit voran; ich auf einem etwas hartmäuligen Roß, welches das letzte Nachtquartier auf dem Wege der Requisition hatte liefern müssen, neben ihm. Links ging die breite Landstraße nach Berlin, rechts der enge kothige Karrweg des Ruhms und unsterblichen Namens nach — Mittenwalde glaube ich. — Wir, das heißt der Imperator und ich — ich aber wahrhaftig mit blutendem Herzen — zögerten nicht einen Augenblick am Scheideweg, sondern schlugen die Heldenbahn rechts ein. Die Armee folgte. Den Schluß des Zuges machte die Marketenderin mit ihrem Wagen. Als sie am Scheideweg war, lenkte sie links ab, in die Straße nach Berlin.

Kaum sah die Arieregarde das Brandtweinfaß den breiten Weg dahin ziehen, so schwenkte auch sie, und marschirte ihm, ohne ein Wort zu sagen, nach. Ein Nachbar steckte mit seinem Beispiel den zweiten an; einer nach dem andern drehte sich um, ließ die Unsterblichkeit des Namens

in Stich, und folgte dem rumpelnden Wagen, bis der Imperator und ich noch allein beisammen ritten, er vertieft in Kriegsoperationsplänen, ich voller Wehmuth um die verlassene Braut.

Nun denke sich jeder den zügellosen Schmerz Karls des Großen, als er von ungefähr bemerkte, daß sein Heer hinter uns verschwunden war! Da marschirte es hin, dem geliebten Fasse nach, uns den Rücken kehrend, ach, und an der Spitze der Heerschaaren die Königin Elisabeth auf der Brandtweinstonne sitzend, wie auf einem Triumphwagen. Dabei sang sie mit hellgellender Kehle:

Freut euch des Lebens
Weil noch das Lämpchen glüht.

Der Imperator schäumte vor Wuth. Wir ritten der bundesbrüchigen Kriegsschaar nach. Wir kommandirten: Halt! aber erst, als die stolze Königin ihren Wagen in seinem Siegeslaufe zu hemmen geruhte, gehorchten unsere zuchtlosen Helden.

Jetzt stimmte der heldenmüthige Lieutenant seine Philippica mit donnernder Stimme an — Xenophons, nicht Plutarchs Helden sprachen

mit größerer Kraft. Die Soldaten hörten der Rede mit vieler Andacht und Aufmerksamkeit zu; doch bemerkte ich, daß sie sich nicht enthalten konnten, von Zeit zu Zeit auf Elisabeths Zauberwagen hinzuschielen, damit er ihnen nicht entwische.

Ich weiß auch nicht, was trotz der Beredsamkeit unsers Oberfeldherrn aus allem zuletzt geworden wäre — denn Königin Elisabeth fing wieder ihr äusserst verdächtiges Wackeln mit dem Kopfe an — wenn nicht ein neuer Auftritt unsere ganze Neugier rege gemacht hätte.

Marsch mit der Armee Karls des Großen.

In vollem Galopp kam plötzlich ein Husarenlieutenant die Berliner Straße daher gegen uns angesprengt. Wie der grimmige Kaiser Chaumigrem in der asiatischen Banise die Geschichte des blutigen, jedoch muthigen Pegu mit einem Donnerwetter von Verwünschungen eröffnet, so kündigte sich uns dieser ohne weiteres Präludium mit einem fünf Minuten langen Fluch an. „Wohin wollt ihr in drei Teufels Namen? Die Franzosen sind in Berlin eingerückt! Wir sind abge-

schnitten. Der König ist über Küstrin nach Westpreussen zurück! Wir müssen versuchen, uns nach der Oder, nach Schlesien durchzuschleichen!" —

„Wetter!" brüllte ihm Karl der Große zu: „Wir sind Preussen, Herr, und schleichen nicht. Wir hauen uns durch!"

Dies Bonmot imponirte dem wüthenden Chaumigrem, der seinen schwarzen Knebelbart strich, und ganz ehrerbietig zu unserm Feldherrn heranritt.

„Wenn Sie sich an meine Truppen anschliessen wollen, die ich gesammelt habe, um sie unserm König zu retten," sagte der Lieutenant mit großer Hoheit: „so sind Sie uns willkommen. Ich übergebe Ihnen in diesem Fall das Kommando über die gesammte Kavallerie, welche vorhanden ist (nämlich zwei Dragoner und vier Trompeter), und welche ich sonst noch erwarte; alles aber unter meinem Befehl. — Und jetzt — Bataillon! rechts um! mir nach. Der erste, der nach Berlin denkt, wird als Ausreisser behandelt; ich lasse ihn am ersten besten Baum aufhängen. Marsch!"

Und vorwärts gings wieder die enge, schmuzzige Ehrenbahn nach Mittenwalde. Keiner sah sich nach Berlin mehr um, zwar nicht aus Furcht

vor den Bäumen, sondern aus Furcht vor den Franzosen. Selbst Elisabeth folgte tief gedemüthigt der Armee; sie war auch bescheiden von ihrer Triumphtonne herabgestiegen. Im ganzen Heere aber herrschte unaussprechliche Bestürzung. Die Franzosen schon in Berlin? Wo kommen die Kerls alle her? Sie schneien doch nicht vom Himmel herab?

Auch ich ließ das Haupt hängen. So hatte Napoleon denn die Hälfte der preussischen Monarchie, die Hauptstadt des Reichs Friedrichs des Großen, und selbst meine Friderike in seiner Gewalt. O, sie hatte wohl recht, als sie mit unglückahnendem Geiste beim Abschiede rief: „Ferdinand, wir sehen uns nie wieder."

Welch ein schrecklicher Umschwung der Dinge in wenigen Tagen! Preussens einst vom ganzen Welttheil gefürchtete Heere zertreten; ein herrlich aufgeblühtes Königreich durch einen einzigen Schlag zertrümmert; meine Braut in der Gewalt des galantesten und tapfersten Volks der Welt; mein Patron und Reichsgraf in einer Stadt belagert, die schon Tilly einst verbrannt hatte; meine Pfarrei, Gott weiß wo? und ich der friedliebende Doktor Philosophiä, Magister bonarum

Artium, designirter Pfarrer u. s. w., von allem nichts mehr, sondern — Generaladjutant Karls des Großen.

Ohne Scherz, wenn ich so mein Fatum erwägend, zuweilen neben meinem Lieutenantgeneral oder neben dem grimmigen Chaumigrem hinritt, in Phantasien verloren, mit Friderikens Bild, oder mit meinem Gelehrtenstübchen in Berlin beschäftigt, und dann plötzlich etwa durch einen Fehltritt meiner Rosinante erwachte — die unbekannten Gegenden der Mittelmark vor mir, die fremden Gesichter mit den Knebelbärten neben mir, das fortschreitende Heer hinter mir erblickte — ich mußte mich bei der Nase zupfen, in Arm zwicken, um mich zu überzeugen, daß ich wache.

Zuweilen verdroß es mich, statt kriegerische Abentheuer mitzumachen, nicht auf Flügeln der Liebe nach Berlin geflogen zu sein. Was hätten auch die Marschälle des Kaisers von Frankreich einem armen Magister bonarum Artium zu Leide thun wollen, der seine berühmten Siegeslieder glücklicherweise noch nicht hatte drucken lassen? Aber dann versöhnte mich ein einziger Gedanke immer wieder mit meinem Verhängniß — nicht

der Gedanke an Friderikens treue Liebe, oder an des Siegers Großmuth, sondern der Gedanke — an meinen Geldbeutel. Wovon sollte ich in Berlin leben? — meine Hauslektionen waren schon andern übertragen; meine Siegeslieder vergebens gemacht. — Als Generaladjutant hatte ich auf gut soldatisch wenigstens freie Zehrung, freies Quartier. Wer weiß, dachte ich, wie weit du es noch in der kriegerischen Ehrenbahn bringen kannst? War nicht Moreau ein bloßer Advokat, der nachher als Feldherr das Gegenstück zum xenophontischen Rückzug lieferte? Wer steht dafür, daß nicht auch ein Doktor der Philosophie die Welt durch seine Rückzüge in Erstaunen setzt?

Durch allerlei bösen Wind von Franzosen, die auf der Seite von Berlin umherschwärmen sollten, wurde unser Heerhaufe immer mehr südwärts verschlagen. Wir sprachen zwar, um uns als Männer zu Großthaten zu begeistern, viel vom Durchhauen; aber Chaumigrem hatte doch mit dem Durchschleichen auch nicht ganz unrecht gehabt. Denn wir marschirten die Kreuz und Queer die elendesten Dorfwege, nicht anders, als gingen wir hausiren. Unser Elisabethswagen hatte vierfachen Vorspann; wir machten zwei

Tage lang doppelte Märsche, und die braven Bauern gaben uns treulich Nachricht von allen Seiten, wo sie Franzosen gesehen hatten, und beschenkten uns voll mitleidiger Freigebigkeit mit Nahrung und Trank. Aber alle riefen: „Schlagt euch nach Schlesien. Die Franzosen sind schon in Frankfurt an der Oder.“

Ein siegreiches Treffen.

„In der That,“ sagte der Lieutenant zum Kaiser Chaumigrem und mir, als wir am zweiten Abend nach dem Abmarsch von der Berliner Landstraße unser Hauptquartier in einem elenden Dorfe genommen und die Posten rings um aufgestellt hatten: „in der That operire ich dem Kaiser Napoleon schon im Rücken.“

Er lächelte dabei mit wohlgefälliger Miene, die zu verstehen gab, er denke sich noch weit mehr dazu, als er sage.

„Mag sein,“ sagte Chaumigrem: „wenn er uns morgen nur nicht auf unserm Rücken operirt!“ — Es überlief mich eiskalt, denn ich dachte ganz natürlich auch an den lieben meinigen.

Chaumigrems barbarischer Einfall gab uns

Stoff zum Nachdenken. Wir schwiegen alle drei still. Plötzlich fuhren wir von unsern Sitzen auf, und standen steif und gerade, wie die Kerzen — denn im Dorfe fiel ein Gewehrschuß um den andern, und unsere Soldaten schrien draussen: „Franzosen! Feinde! alles heraus!“

Die Trommel wirbelte; die vier Trompeten schmetterten um die Wette. Chaumigrem ward todtenblaß. Ich, um mein höllisches Entsetzen zu verbergen, wüthete in der Wirthsstube herum, und rief: „Halloh! drauf los! brave Preussen, drauf los!“ und suchte die Thür — war aber, der Himmel weiß es, wie mit Blindheit geschlagen. Ich fand keine Thür; ich sprengte in der Angst der alten Wirthin die Schränke auf, und rief dabei immer mit höher steigender Stimme: „Preussen heraus! brave Preussen, verlaßt mich nicht!“ — Die Wirthin lamentirte kläglich; die Kinder schrien Zeter. Hund und Katze sprangen flüchtend über Tisch und Stühle zum heissen Kachelofen hinauf.

Die Verwirrung, dies Geschrei um mich her, vermehrte mein Grausen, denn ich glaubte nicht anders, als die Franzosen seien schon im Zimmer und spießten unbarmherziger Weise die Kin=

der. Wenn sich der Himmel nur dies einzige Mal meiner erbarmt, dachte ich: so will ich in meinem Leben nie wieder Generaladjutant sein.

Mein Toben und Lärmen, welches Karl der Große und sein versteinerter Chaumigrem, zum Glück für mich, ganz anders und sehr ehrenvoll für mich auslegten, flößte auch ihnen neuen Muth ein. Sie zogen die Degen, gingen zu den vor dem Hause versammelten Truppen hinaus, und ich folgte ihnen. — Ach wie wohl that mirs, da ich draussen in der Dunkelheit stand! nun sah mich niemand. — Ich konnte jetzt, wenn die Noth am größten werden sollte, ungestört einen moreauschen oder xenophontischen Rückzug machen. Ich bin sonst nicht furchtsam, aber diesmal hatte mich doch ein panisches Schrecken unterjocht. Ohnehin bin ich von Natur des Abends etwas ängstlicher, als am Tage.

„Adjutant vor, mit zwanzig Mann sogleich zum Kirchhof; dort ist unser Posten angegriffen! Wenns nöthig ist, schicken Sie her; und wir rücken mit Succurs nach. Bis jetzt ists nur Postengefecht.“ So befahl der Lieutenant; die zwanzig Mann setzten sich gegen den aus der grauen Dämmerung hervorschwebenden Kirchthurm in

Bewegung, und ich unglückseliger Magister bonarum Artium mit dem bloßen Degen voran.

Plagt denn diesen Lieutenant da der Teufel? dachte ich: weiß er denn nicht mehr, daß ich zu Berlin im Dachstübchen wohnte?

Allein es war genug, mir Muth zuzutrauen, und das Ehrgefühl gab mir ihn. Als wir den Kirchhof erreicht hatten, ward mirs plötzlich schwarz vor den Augen, denn wir rückten geradezu gegen eine alte Mauer, auf welcher dürres Gesträuch wehete. Ich aber hielt die Mauer für französische Truppen, die Strauchäste für Bajonette, sprang auf die Seite, und schrie mit Grausen, als sähe ich Gespenster: „Feuer! gebt Feuer!“

Erst beim Pulverblitz erkannten wir, daß wir einer ehrwürdigen Mauer das Treffen lieferten.

„Pardon! Pardon!“ riefen aber im gleichen Moment mehrere Stimmen. Und sieben Mann leichter französischer Infanterie krochen unter der Mauer, wo sie sich verkrochen hatten, hervor, und — streckten vor dem Magister bonarum Artium das Gewehr. Hätten die Narren geschwiegen, wir würden sie nicht bemerkt haben.

Die Gefangenen wurden entwaffnet, gezählt und ins Hauptquartier gebracht. Daß ich mit

einigem Stolz vor Karl dem Großen beim Schimmer der Stalllaternen, Lampen und Kienspäne aufzog, läßt sich denken. Er umarmte mich vor der ganzen Armee, und sagte: „Herr Adjutant, Ihr Muth, Ihre Klugheit macht Ihnen Ehre. Ich werde Ihr Betragen bei dieser Affaire Sr. Majestät dem König dereinst aufs vortheilhafteste darzustellen wissen.“

Von unsern Gefangenen erfuhren wir nun, was ich aber auch schon auf dem Kirchhof wußte, daß eine Kompagnie französischer leichter Infanterie bestimmt auf ihrem Marsch war, in das abgelegene Dorf einquartiert zu werden; daß sie sich jedoch auf der Stelle nach einigem Geplänkel zurückgezogen habe, da sie überrascht war, Preussen zu finden, und (wie die Feinde glaubten) in so großer Anzahl (vermuthlich wegen der Menge unserer ausgestellten Wachen, und des Lärmens unserer Trommeln und vier braven Trompeter). Die sieben Gefangenen hatten sich zufällig zu weit vorgewagt.

Ich ließ vor Freuden meine Weltüberwinder aufs beßte bewirthen, mit allem, was man hatte. Es waren in meinem Leben die ersten Menschen, die ich gefangen, die ersten Kriegshelden Napo-

leons, die ich gesehen hatte. Die Kerls freuten sich dankbar meines Schutzes, und es war mir dabei zu Muth, als müßte ich mich um den ihrigen bewerben. Denn als ich sie fragte, ob viel Franzosen in der Gegend herum wären? vernahm ich mit Schaudern, es sei ein ganzes Armeekorps unter Marschall Davoust von Sachsen aus im Zuge nach Berlin.

Ich übersetzte diese Aussage meinen anwesenden Generalen.

Karl der Große, entzückt über den Erstlingssieg seines Heers, rieb sich beständig die Hände, und sagte: „Wetter! also operire ich doch wirklich der französischen Armee im Rücken!“

Chaumigrem hingegen ward wieder bleich, und seine Augen wurden stier und kalt, wie Glasaugen.

Zweites Treffen, und dessen Folgen.

Was mich bei meiner denkwürdigen Waffenthat am meisten erquickte, war die Ueberzeugung, daß durch dieselbe keiner meiner Nächsten das Leben, nicht einmal einen Tropfen Bluts verloren hatte. Freilich war dies nicht mein Verdienst.

Das Verdienst aber der Feldherrn in den Schlachten, wie im kleinen Treffen, scheint mir überhaupt zweideutig zu sein. Geringscheinende, oft ganz übersehene Ereignisse, der glückliche Einfall eines Korporals, das Bonmot eines Trommelschlägers, die momentane Stimmung des gemeinen Manns, wirkt gewiß oft mehr, als das Genie des Befehlshabers im großen Getümmel zum guten Ausgang. Ueberhaupt sind die Regimenter, Batatillons und Kompagnien auf dem Schlachtfelde bei weitem nicht so ganz Maschine, wie man gewöhnlich zu glauben beliebt. Ich wünschte die Schlachten bei Marathon, Pharsalia, Marengo und Jena einmal von einem Allwissenden psychologisch beschrieben zu lesen.

Als der Morgen graute, waren wir schon zum Aufbruch fertig. Es war sehr kalt; aber unser Imperator meinte, wir würden einen heissen Tag erleben. Die Bauern erzählten, daß rings um alle Dörfer von feindlichen Truppen wimmelten. Im Kriegsrath ward beschlossen, auf Holzwegen durch die Wälder zu defiliren. An Wegweisern fehlte es uns nicht.

Kaum aber hatten wir das Dorf verlassen, so sahen wir vor uns in der Ebene von verschie-

denen Seiten her französische Truppen in schnurgerader Richtung gegen uns anrücken, selbst vom Walde her, der uns aufnehmen sollte.

Der Lieutenantgeneral ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Mit stoischer Ruhe stellte er sein Heer in Schlachtordnung; der linke Flügel lehnte sich an eine Pfütze, der rechte an einen alten Nußbaum.

„Kameraden", sprach er: „vergeßt heute nicht, daß ihr Preussen seid. Wir haben keine Fahne, aber seht auf den weißen Federbusch meines Hutes, er wird euch überall auf dem Weg des Ruhms vorschweben."

Dieser Gedanke mahnte mich an Heinrich IV, der einmal unter minder mißlichen Umständen etwas Aehnliches sagte.

„Können wir gegen die Uebermacht nicht siegen, so können wir Preussen doch auch nie besiegt werden", fuhr er fort: „das Schlimmste, was uns begegnen kann, ist, daß wir heute mit Ziethen, Schwerin, Winterfeld und Friedrich dem Großen zu Nacht essen, statt in einem elenden märkischen Dorf."

Kräftiger hatte Leonidas nicht zu seinem dem Tode fürs Vaterland geweihten Spartern

bei den Thermophylen gesprochen, als hier mein Karl der Große, welcher den lacedämonischen König, vielleicht ohne es zu wissen, sehr glücklich parodirte.

Unsere Truppen schienen inzwischen das irdische Speck, die Klöße und Rüben der Mark den Gastmählern im Elisium bescheiden vorzuziehen. Ach, eine Brodrinde aus Friderikens Hand wäre mir auch köstlicher gewesen, als Ambrosia in Gesellschaft aller Helden der Vorwelt.

Es war ein schauerliches Schauspiel, die einzelnen französischen Kolonnen langsam über die Stoppelfelder heran rücken zu sehen. Von Zeit zu Zeit hörte man das Getöse ihrer Trommeln von fern.

Ich saß sehr verlegen auf meinem Rosse unweit des Nußbaums, am rechten Flügel der Armee; alle Glieder bebten mir vor Frost. Dem guten Chaumigrem, der auf dem linken Flügel postirt war, wo seine vier Trompeter einen wahren Feuerlärm machten, mag auch nicht viel wärmer gewesen sein.

Zum letzten Male vor Eröffnung des Blutbades kam Karl der Große zu mir heran gesprengt. „Herr Generaladjutant, heute ist der

Tag, wo sich Ihr Genie auszeichnen wird!“ sagte er: „Aber ich bitte Sie um Gotteswillen, überlassen Sie sich nicht dem Ungestüm Ihres Muthes allzusehr. Bleiben Sie immer besonnen. Falle ich im Treffen, so übernehmen Sie das Kommando. Der Feind ist zu stark. Werden wir geworfen, so ziehen wir ins Dorf hinter uns, und vertheidigen uns bis auf den letzten Mann auf dem Kirchhof.“

Damit sprengte er davon, und überließ mich Unglückseligen dem Ungestüm meines Muthes.

Die Königen Elisabeth hatte unterdessen mit ihrem Wagen eine kühne Bewegung um die Pfütze gemacht, vermuthlich einen dortigen Feldweg zu erreichen. Dies hinderte aber wahrscheinlich den grausamen Chaumigrem an allfälligen Kavallerie-Evolutionen; denn er fluchte mörderlich, und zwang die weinende Marketenderin, mit ihrem Fuhrwerk vor der Fronte des ersten Treffens hinweg ihre Richtung gegen meinen Nußbaum zu nehmen.

Dies zufällige Maneuvre entschied den betrübten Ausgang der Schlacht, noch ehe sie angefangen hatte.

Fortsetzung.

Denn in eben dem Augenblick, als unsere tapfere Schaar mit den Blicken der Sehnsucht und Liebe an den Schätzen des vorüberfahrenden Wagens hing — donnerte des Feindes erster Kanonenschuß gegen uns. Und, o Schrecken! die Kugel fuhr, wie aufs beßte gezielt, mitten ins große Brandtweinfaß, daß der Nektar in krystallener Klarheit herausfluthete, während die Rosse mit dem Wagen im Schrecken querfeldein sprengten.

Nun wars, als wäre mit dem Göttertrank der erschlagenen Tonne auch die Seele unsers Heers entflohen. Das Vordertreffen wankte; die Arrieregarde machte eine retrograde Bewegung nach dem Dorfe zu. Karl der Große rief vorwärts marsch — aber da war kein Leben mehr; nichts ging vorwärts. Er hatte in der Angst vergessen, daß sein weißer Federbusch auf dem Weg des Ruhms vorleuchten sollte — nun aber hielt er beständig hinter der Front, daher glaubten unsere Leute steif und fest, der Weg des Ruhms gehe dem Dorfe zu.

Jetzt fiel der zweite Kanonenschuß. Mein Roß hatte sich schon über den ersten verwundert; beim

zweiten fing es an, die Unruhe seines Herrn zu theilen. Ich konnte mich nicht enthalten, gelegentlich den Kopf umzudrehen, um mich zu überzeugen, ob auch der Weg ins Dorf noch sichtbar sei.

Nun begannen die Feinde ihr kleines Gewehrfeuer. Einzelne Kavallerie sprengte gegen unsere Flügel an. Da schrie ich, gleich einem Besessenen: „Feuer! gebt Feuer! schießt!“ — drückte den Hut in die Augen, und dachte: helf euch Gott! — fort wollte ich, ins Dorf. Aber ehe ich die hartmäulige Bestie unter mir umdrehen konnte, gaben meine gehorsamen Soldaten Feuer. Darüber erschrak mein Gaul nicht weniger, als ich. Er flog mit mir unterm Nußbaum erst hoch in die Luft, und dann hinaus ins Freie. Drei französische Chasseurs zu Pferde schossen auf mich. Da sie mich aber nicht fallen sahen — sahen, wie ich mit geschwungenem Säbel (ich hatte zwar den Säbel in der Hand, hielt aber mit der gleichen Hand den Hut am Kopf, was mir ein martialisches Ansehen geben mochte) mit Wetterschnelle auf sie los flog, drehten sie um, und jagten davon.

Mein Pegasus, umsonst waren Zaum und Gebiß, hatte den Kopf zwischen die Beine gelegt, und setzte, wie rasend, den Feinden nach. Ich

fluchte, ich weinte, ich schrie: „Halt! Brr! halt!“ — Nichts, im Galopp, im gestreckten Galopp riß es mich fort. Die Chasseurs ereilten einen schmalen Fahrweg zwischen Zäunen; mein Streitroß wählte die gleiche Straße. Die Feinde, die sich nun nicht mehr schwenken konnten, überfiel wahrscheinlich ein Grausen, da ich ihnen, wenn gleich wider meinen Willen, fast im Nacken war. Sie spornten ihre müden Gäule noch mehr, und meine verhexte Rosinante verdoppelte ihre Sprünge.

Die drei flüchtigen Chasseurs hielten mich vermuthlich für einen Teufelskerl, der darauf geschworen habe, ihnen das Blut abzuzapfen. Denn sie sahen sich von Zeit zu Zeit nach mir mit Gebehrden voller Entsetzen um. Ach, die guten Herren! hätten sie nur gewußt, wie mir bei diesem Siege zu Muthe war.

Und immer weiter hopp, hopp, hopp,
Gings fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben;
Und Kies und Funken stoben.

Als wir um die Ecke eines Kieferwaldes bogen, kamen wir auf eine geräumige Fläche, wo von französischer Seite ein Lager aufgeschlagen war.

Hier verlor ich beide Steigbiegel von den Füßen — meine Flüchtlinge zerstreuten sich — einige Soldaten legten auf mich an und schossen. Meine Bestie that einen Satz seitwärts, und ich fiel, wie ein Sack herab auf den Boden.

Adieu Friderike! gute Nacht falsche Welt! seufzte ich, denn ich so gut, als die Soldaten, glaubten, ich sei todt. Die Kerls sprangen lachend zu mir. Auch die drei Flüchtlinge kamen zu mir heran. Ich stand zitternd auf. Man forderte mir den Degen ab. Ich gab ihn. Die Infanteristen wollten mich plündern. Die Chasseurs aber nahmen mich in Schutz, und schworen, ich sei ein Mann von Ehre und Muth. Ein so unverdientes Lob vom Feinde selbst freute mich gar sehr; noch mehr aber, daß ich nirgends eine Wunde an mir wahrnahm.

Jetzt war ich Kriegsgefangener. Man führte mich zu einem einzelnen Bauerhaus; unterwegs büßte ich meine Uhr, meinen Geldbeutel und den goldenen Fingerring ein, den ich zum Andenken Friderikens trug.

Ein Obrist, der nebst mehreren Offizieren in dem Bauerhause am Frühstück war, fragte mich, nachdem man ihm die Geschichte meiner Gefangen-

nahme, und wie ich drei Chasseurs bis ins Lager verfolgt habe, erzählt hatte, nach meinem Rang. — Was sollte ich antworten? Designirter Pfarrer? Maître-es-arts? Docteur en philosophie? — Die Herren hätten mich für wahnsinnig gehalten.

Karl der Große hatte mich zu seinem Generaladjutant erhoben. Also antwortete ich dem Frager ohne Bedenken: „Adjutant-général." — Kleider machen Leute; aber Titel auch. Ich mußte mich sogleich mit zum Frühstück niedersetzen — kalten Braten, Malaga, Liqueur. Der humane Obrist sagte mir einige Worte des Trostes wegen meiner Gefangenschaft: „Das ist der Wechsel des Kriegsglücks. Vor fünfzig Jahren hatten die Herren Preussen Friedrich den Großen, wir ein Roßbach; jetzt haben wir Napoleon den Großen, Sie ein Jena."

Kriegsgefangenschaft.

Die Offiziere setzten sich zu Pferde. Ich ward der Wache im Lager übergeben. Den alten Fieberfrost hatte ich noch immer nicht verloren; darum befreundete ich mich der Glut des Wachtfeuers.

Was mag aus dem Lieutenant Leonidas und seiner tapfern Schaar geworden sein? was aus der Königin mit ihrem gesprengten Fasse? seufzte ich. Und was wird aus mir werden? Man hatte mir schon vorläufig angekündigt, ich würde nach Frankfurt an der Oder gebracht, und von dort mit einem Transport Kriegsgefangenen nach Frankreich geführt werden. Mein aus dem aufrichtigsten Gemüth dargebotenes Ehrenwort, nie, wenn man mich frei liesse, gegen Se. Majestät den Kaiser der Franzosen wieder die Waffen zu tragen, war vom Obrist nicht angenommen worden. Mein Schicksal, hieß es, müsse höhern Orts entschieden werden.

Also nach Frankreich, du armer Dokter! auf eine Festung. O wie plötzlich hat sich alles umgestaltet? Säßest du noch auf deinem Dichterstübchen mit der stillen Aussicht auf eine lange Reihe von Dächern; läsest da deinen Plutarch von großen Männern, oder auch nur die Zeitung für die elegante Welt und ihre Coulissen-Anekdoten bei einer Pfeife Tabak! Was könnte deiner Seligkeit abgehen? Wenn du dein Tagwerk beendigt, deine Lehrstunden von Haus zu Haus gegeben hättest, würdest du dich mit Frideriken

von einer schönern Zukunft unterhalten, oder in deiner poetischen Einsamkeit neue Grenadierlieder in Vater Gleims Manier schreiben!

Hier fielen mir die preussischen Sieglieder ein, die ich noch immer in der Tasche bei mir trug. Rasch fuhr ich mit der Hand zu den Manuscripten, sah mich um, ob ich beobachtet wäre? und schleuderte sie ins Feuer. Denn Siegeslieder in feindlicher Gefangenschaft — Lieder voller Hohn und Verachtung gegen Napoleon und sein Heer — die konnten mir den Kopf kosten! — Ich sah sie nun mit eben dem Vergnügen in den Flammen sterben, mit welchem ich sie in glücklichern Stunden einst zur Welt gebracht hatte. Selbst daß ich in der ersten Angst zu tief gegriffen, und meine Vocation zum Pfarrer mit verbrannt hatte, konnte meine Freude nicht mindern.

Plötzlich standen einige Soldaten vor mir — dieselben die mich vom Pferde geschossen — und fragten: „Was haben Sie da heimlich verbrannt?“ Sie liessen einige Worte von Espionage fallen und Füsilliren. Ich war verlegen um eine Antwort; das verbesserte meine Sache nicht. Die Kerls, ich bemerkte es gar wohl, suchten Händel an mir. Sie erklärten mich verdächtig, führten

mich in die Wachthütte, wo ich Ueberrock und Stiefel ausziehen und den Hut abgeben mußte. Sie nahmen das alles mit sich fort. Ich sah weder die Kerls, noch meine Kleider wieder.

Den Tag über war ich noch einige Male wegen der verbrannten Papiere in Frage genommen. Und da ich auf meiner Aussage beharrte, es seien Kleinigkeiten, Familienangelegenheiten, Privatbriefe gewesen, wurde ich von zwei Mann, die Angesichts meiner ihr Gewehr luden, fortgeführt, wie es hieß ins Quartier des Generals.

Ohne Rock, barhäuptig und barfüßig, im feuchtkalten Oktoberwetter, mußte ich nun mit meinen Begleitern eine Spazierreise von drei Stunden Wegs machen. Kothig und zerlumpt, rein ausgeplündert, war ich ärmer, als ein Bettler; denn selbst die Freiheit fehlte mir. Ja sogar mein Leben war ein schlecht versichertes Gut, weil die Franzosen im Felde einen kurzen Prozeßgang lieben. Angeklagt wegen Espionage hängt man den armen Teufel auf, oder füsilirt ihn, und bekümmert sich hintennach nicht weiter um ihn, ob ers übel nimmt?

Wiederfinden.

Mit Anbruch der Nacht dehnte sich eine ganze Reihe flammender Wachtfeuer vor meinen Blicken aus. Dahin ging unser Marsch. Hier war ein ansehnliches Lager. Ich ward in ein ausser dem Dorf gelegenes, schönes Landhaus geführt. Alle Zimmer waren erleuchtet. Schildwachen zu Fuß und zu Pferd vor der Thür. Offiziere in glänzenden Uniformen von allen Waffen gingen aus und ein. Man führte mich vor ein Militärbüreau. Man las den Bericht über mich; fragte um meinen Namen und Grad, und rief dann: „Fort mit ihm zu den andern Gefangenen!“ — Einer der anwesenden Offiziere sagte: „Es ist eine Schande, wie man den ausgeplündert hat!“ — Ein anderer sagte zu mir: „Gehen Sie, ich werde wieder um Kleider für Sie sorgen.“

Man führte mich ins Lager, und hier ward ich einem Offizier übergeben, der die Bewachung der Kriegsgefangenen unter sich hatte. Diese lagen neben brennenden Scheiterhaufen umher, und genossen ihr kärgliches Abendbrod. Ich gesellte mich zu ihnen.

Siehe, da saß mit seinem blassen Antlitz und

pechschwarzen Knebelbart mein grimmiger Chaumigrem, neben ihm Karl der Große; beide aßen eine dampfende Suppe aus großer irdener Schüssel, welche die Königin Elisabeth dienstgefällig, in Ermanglung eines Tisches, auf ihrem jungfräulichen Schoos hielt.

„Ei, sieh da, mein Feldherr!“ rief ich entzückt beim Anblick dieser lieben, bekannten Gesichter: „Ist das die Mahlzeit, welche Sie uns im Elysium bei Ziethen, Schwerin, Winterfeld und Friedrich dem Großen versprochen hatten?“

Als der Lieutenant meine Stimme hörte, sprang er freudig auf, und schloß mich mit Rührung in seine Arme: „Wie, Herr Adjutant, Sie leben noch? Gottlob, so ist unserm König doch noch ein braver Mann erhalten! O wie viel haben wir Sie schon bedauert. Aber daß Sie auch Ihre verdammte Hitze nicht mäßigen konnten! Ich sah es wohl, wie Sie es mit den drei Chasseurs aufnahmen, wie Sie sie in die Flucht trieben. Ihr Beispiel begeisterte wieder meine schon etwas muthlosen Leute. Wir stürzten mit gefälltem Bajonett gegen den Feind — Todte und Verwundete gab es auf beiden Seiten. Wir schlugen uns eine

halbe Stunde lang. Aber da waren wir umringt. Wir mußten das Gewehr strecken. Kommen Sie, Herzensadjutant, theilen Sie unsere Suppe mit uns."

Noch einmal ums andere umarmte mich der wackere Lieutenantgeneral; auch der tapfere Chaumigrem war aufgesprungen, und hatte mich in seine Arme geschlossen. Die Königin bot mir ihren blechernen Löffel, und so vergaß ich mein Elend.

Nach einer halben Stunde kam der wachthabende Offizier, mit einem Korporal. „Wer von Ihnen, meine Herren, ist der Generaladjutant?" — Karl der Große lächelte selbstzufrieden, und zeigte mit dem Finger auf mich; denn der französischen Sprache war er nicht mächtig.

„Herr Adjutant", sagte der Offizier: „es thut mir leid, Sie sind schändlich mißhandelt worden. Hier schickt man Ihnen aus dem Hauptquartier einige Kleider, wenn sie davon Gebrauch machen können, und ein paar Bouteillen Wein zur Erquickung. Seien Sie überzeugt, daß Franzosen auch ihre Feinde, als Männer von Ehre, zu schätzen wissen; und daß Plünderer und Marodeurs nur Ausnahmen von der Regel sind."

Ich sagte meinen edelmüthigen Feinden das Verbindlichste, was ich ersinnen konnte, und es that mir leid, daß ich für den Augenblick nicht eine schönere Phrase zu spenden hatte, als die, „daß mich heut die Eroberer der Welt (les conquérans de l'univers, im Französischen tönt so etwas größer, als in d[illegible] gewissenhaften Deutschen) zweimal besiegt hätten.“ — Wir Deutsche mögen uns nun dagegen sträuben wie wir wollen, die Franzosen sind doch das geistreichste Volk des heutigen Europa's, und die Griechen unsers Weltalters. Selbst ihre gemeinsten Soldaten studiren im Aeussern auf Grazie und Würde, wie bei uns nur Schauspieler auf der Bühne; ein treffender Einfall bezaubert sie; ein guter Gedanke belohnt sie, und das Ehrgefühl erhebt sie alle. — Es ist in dem Volke doch etwas Geistiges, und nicht alles daran Kartoffel und Bier.

Selbstranzionirung.

Den folgenden Tag wurden wir Kriegsgefangene nach Frankfurt an der Oder geführt. Ich kannte die liebe Stadt recht gut, und auch ich hatte die Ehre vielen vielen wackern Leuten

dort bekannt zu sein. Doch schien mir diese Ehre eins der überflüssigsten Güter meines Lebens, weil ich dadurch ums Leben selbst kommen konnte. Denn gesetzt ein ehrlicher Frankfurter wäre aus der Hausthür hervorgesprungen, hätte den Generaladjutant als einen lieben Doktor begrüßt, hätte meinen Kriegs- und Siegsliedern nachgefragt. — —

Als der Zug unters Thor kam — o wie schlug mir das Herz! — drückte ich mir den großen Offizierhut tief in die Augen, und die Nase schob ich nach damaliger Stutzermode tief hinab ins dicke Halstuch. Ich schämte mich in die wohlbekannte Stadt, wie ein Verbrecher, unter Gefangenen einzuziehen; und Verbrecher war ich doch wohl ein wenig, denn ich war auch ein wenig Betrüger und Anmaßer von militärischen Würden, die mir nicht gehörten.

Ein Troß von neugierigen Gaffern umschwärmte uns unaufhörlich — ach nein, ich will die guten Leute so hart nicht nennen. Sie kamen auch wohl aus Mitleiden, oder aus Begierde, irgend einen Freund, einen theuren Anverwandten unter uns zu finden. Obschon der Abend dämmerte, verbarg ich mich doch im dicksten Haufen meiner zer-

lumpten Schicksalsgefährten, die alle mit offenem Antlitz stolz einherschritten, als wollten sie sagen: seht uns nur an, das leiden wir für König und Vaterland. Ich hätte es zwar mit gutem Gewissen auch sagen können; aber eine Tugend, zu der man wider seinen Willen gekommen ist, sieht der Sünde um ein Haar ähnlich. Endlich kamen wir von Pontius und Pilatus, vom General- und Platzkommandant ins Nachtquartier; wir Offiziere in ein schlechtes Wirthshaus zusammengeschoben, mit Ehrenwache, ob wir gleich unser Ehrenwort mündlich und schriftlich gegeben hatten, uns nicht selbst zu ranzioniren.

Ich bekenne, mit diesem Ehrenwort hatte ichs gar nicht ehrlich gemeint. Denn als ich meinen Generaladjutant niederschrieb, dachte ich: der Generaladjutant möge sein militärisches Ehrenwort halten, aber ohne Verbindlichkeit für den Herrn Doktor und Magister.

Sobald es dunkel ward, bat ich um Erlaubniß, noch Freunde in der Stadt besuchen zu dürfen; ich meinte irgend eine nachläßige Thorwache. Man schlug es mir höflich ab. Allein da mich niemand an der Stubenthür aufhielt; da mich niemand unter der Hausthür fragte: wohin wollen

Sie? da mir niemand auf der Straße den Weg verrannte; da mir es sogar niemand übel nahm, daß ich vors Thor ging frische Luft zu schöpfen — die Schildwache hielt mich vermuthlich für einen französischen Offizier — so trug ich kein Bedenken, mein Glück weiter zu versuchen. Ich lief auf gut deutsch davon, oder ich ranzionirte mich selbst, wie es edler in der Kriegssprache heißt; denn selbst in dieser hat man Worte erfunden, um Sünden und Schaden zu bedecken, deren sich sonst der Krieg nie schämt; retrograde Bewegungen statt Reißaus; Requisitionen statt Brandschatzungen u. s. w. Ein Beweis von der fortschreitenden Kultur selbst bei dem Stande, der sonst von Amtswegen alle Kultur zu zerstören pflegt, und dem man wenigstens Offenheit und Geradheit nachzurühmen pflegt.

Stallknecht und Kutscher.

Ich mochte etwa eine Stunde gelaufen sein — denn der elenden, kothigen Straße zum Trotz lief ich mich ausser Athem — fand ichs räthlich, gemächlicher einher zu schreiten. Unter meinen müden Füßen spürte ich einen milden Sand; rings

um mich her säuselte im Abendlüftchen ein Kieferhain; über meinem Haupte wallte der berühmte Silbermond durch graue, gebrochene Wolken. Ich fand meine Lage sehr romantisch, sogar poetisch; hätte aber doch ein gutprosaisches Nachtessen nebst Strohbett nicht verschmäht.

Die Frage entstand: wohin wollen Sie, Herr Exgeneraladjutant? wovon gedenken Sie in Zukunft zu leben? — Ich wußte wahrhaftig weder das eine, noch das andere. Und es ist gut, daß man in der Welt zuweilen solche kleinliche Nebendinge nicht weiß. Eben das reizt die Lust des Lebens, wenn man so auf Gerathewohl im Weltall mit fortschreitet, ohne zu wissen wohin? Die Neugier und die Hoffnung tragen uns weiter. Ich habe einen reichen Mann gekannt, der vollauf zu leben hatte, und den Spleen dazu. Vielleicht war sein Ueberdruß und Ekel am Einerlei des Lebens gerade eine Folge seines Reichthums. Er verachtete das Leben, das ihm nie eine Sorge machte. Er war nahe daran Selbstmörder zu werden, vermuthlich um der langen Weile eines Daseins zu entgehen, mit dem er nichts zu machen wußte. Und was hielt ihn von einem Tage zum andern ab, den Faden seiner Stunden zu zer-

reissen? — Die Haude-Spenersche Zeitung. Er wollte nur immer noch vor seinem Tode wissen, was aus der Welt werden würde? — Und wenn er die Zeitungen gelesen hatte, dachte er: das wäre also nach meinem Tode geschehen, wenn ich mich gestern mit einer Kugel — selbstranzionirt hätte. Es ist doch gut, daß ich dies noch vor meinem seligen Ende erfahren habe. Und so überlebte sich der herzbrave Mann von einem Zeitungstag zum andern, bis ein paar Kaufleute die Gefälligkeit hatten, ihm durch einen sehr höflichen Spitzbubenstreich, Bankerot genannt, einen großen Theil seines Vermögens abzunehmen. Nun hatte er Noth zu arbeiten; und die Noth heilte seinen Spleen. Der Hunger ist nie heftiger, als wenn man nicht weiß, womit ihn stillen; und das Leben nie reizender, als wenn man nicht weiß, wie es retten?

Das mochten unterwegs im obenerwähnten säuselnden Kiefernhain auch meine Gedanken sein. Ich schleppte mich auf müden Füssen weiter, voller Neugierde, was aus mir noch werden, und wohin ich am Ende von meinem Schicksal verschlagen würde? Da bellten Hunde — da leuchteten ferne Fenster — ich kam also zu einem Dorfe.

Vor dem Wirthshause stand eine offene halbe Chaise, mit zwei Rossen bespannt, und zwar in der gleichen Richtung des Wegs, den ich zu wählen hatte. Das Standbrett hinter dem Kasten der Chaise — ich rekognoszirte das Lokal — hatte zum Glück keine Eisenstacheln und Schutzwehren gegen blinde Passagiers, die sich gern auf fremde Kosten durch die Welt schleppen lassen. Also konnte ich — und das war kein geringer Trost — meinem matten Leichnam ein Ruheplätzchen schaffen, und mit Bequemlichkeit flüchten. — Der Wagen war leer, also der Eigenthümer noch im Wirthshaus. Ich wühlte in meinen Taschen — kein rother Pfenning darin, und doch hätte ich gern ein Stück Brod gekauft. Betteln konnte ich nicht als Offizier, aber wohl in Requisition setzen. Ich wollte mein Glück versuchen, ich trat ins Haus.

Da lag auf einem alten Futterkasten ein runder Hut, ein Bauerkittel und eine Peitsche. — Heil dem braven Mann, der in der Welt die Geistesgegenwart erfunden hat! — Wetterschnell flog mein militärischer Sturmhut auf den Boden, der grobe Filz auf meinen Kopf; der blaue, lange Ueberrock des Offiziers auf den Kasten; mein

schlanker Leib in den breitschultrigen Bauerkittel. Hätte ich noch ein Schlachtschwerdt gehabt, ich würde es gegen die Peitsche vertauscht haben, welche ich dennoch als Zugabe in die Hand nahm, um mich irgendwo einmal meiner Haut wehren zu können, wenn auch nur gegen unhöfliche Dorfhunde.

Daß ich nun nicht, als qualifizirter Dieb, an ein Nachtessen im gleichen Hause denken konnte, verstand sich von selbst. Das war schlimm genug. Aber doch hatte ich nun das Vergnügen, vor französischen Nachstellungen gesicherter, inkognito reisen zu können.

Ich stand noch in der Hausthür, mit dem Gesicht auf der Dorfstraße herumspähend, wo ich verborgen den Wagen beobachten könnte, um bei der Abfahrt mein Plätzchen hinten auf in Besitz zu nehmen. Da sprang jählings hinten mir eine Thüre auf — eine französische Stimme donnerte — ich bekam von zwei gottlosen Fäusten hinterrücks einen so gewaltigen Stoß vorwärts, daß ich, so lang ich war, vor mir hinstürzte in den Koth, so tief er war. Das geschah mit einander in wunderbarlicher Eilfertigkeit. Noch jetzt be-

greife ich nicht, wie man zu dem allem in so wenigen Augenblicken die nöthige Zeit fand?

„Allons Bougre, allons!“ rief der Franzose einmal ums andere, der mich für seinen Fuhrmann halten mochte. Ich war mit mir noch nicht ins reine, ob ich mich todt stellen, oder als Dieb aufspringen und davon laufen müsse, ehe ich gehängt würde. Der Franzose entschied für keins von beiden; packte mich mit wahren Teufelskrallen beim Kleid im Nacken, riß mich in die Höhe, pflanzte mich neben das Vorderrad zum Fuhrsitz, und schrie! „Sitzen dik auf!“ — sprang in den Wagen, und rief: „Allons! en avant!“

Mir gleichviel! dachte ich, setzte mich an Kutschers Platz, gab den Pferden einen derben Hieb und jagte zum Dorfe hinaus. Statt des bescheidenen Hintenauf hatte ich ja nun die Ehrenstelle vorauf. Der um seine Garderobe und Beamtung betrogene Kutscher, nämlich mein Vorfahr, konnte nun statt meiner Generaladjutantendienste thun.

Wiederum Mord und Todschlag.

Je schneller ich fuhr, je öfter wiederholte mein gestrenger Herr im Wagen sich sein „bon! bon!„

Er schien Eil zu haben, und wie ich aus seiner Unruhe und seinen zwischen den Zähnen von Zeit zu Zeit hervorgestoßenen Selbstgesprächen vermuthen konnte, kein heileres Gewissen, als ich. Zwischen Mondschatten und Mondschein glaubte ich bemerken zu können, er sei eine von den wichtigen Personen, die man bei der französischen Armee Employés zu nennen pflegt. Für einen Offizier war er zu bürgerlich, für einen Bürger zu militärisch gekleidet.

Unsere Gespräche waren sehr einsylbig; er sprach kein deutsch, ich, meiner Rolle gemäß, kein französisch. Fragte er mich: „Isset Posen weit, weit?“ antwortete ich regelmäßig: „Viel weit!“ — Fragte er: „Isset Preuß da?“ so erwiederte ich: „Viel Preussen! — Dann schrie er wie besessen: „Immere zu! immere zu!“ und ich ließ die Pferde springen, so gut sie mochten.

Ich gab ihm endlich zu verstehen, er sollte mir zu essen geben, wenn er hätte. Er verstand mich nicht. Ich sprach von Barmherzigkeit, der Kommissär kannte keine; von Hunger, der Speckwanst verstand das Wort nicht. Ich sagte Brod; da hatte ichs getroffen. Er gab mir ein großes Stück.

Nun saß ich vergnügt auf meinem Bock, wie kein König auf dem Thron, und versöhnte mich mit meiner dienstbaren Stelle, die mir alles gewährte, was ich verlangen konnte. Ob Pfarrer, ob Stallknecht, ob Generaladjutant, ob Magister oder Feldprediger — was kommt zuletzt darauf an? Der Mensch ist in jedem Rock doch immer das Beßte; schlimm genug, wenn der Rock das Beßte vom Menschen ist. Ich fuhr die Straße nach Polen. Wer weiß, dachte ich, ob du in den Wechseln deiner Schicksale nicht dem Kommando eines Armeekorps an den Ufern der Weichsel entgegenkutschest? Niemand verzweifele! es giebt eine Vorsehung. So finster es oft wird, so hell klärt sichs auf. Ich war in der beßten Stimmung, zum Zeitvertreib eine Predigt zum Behuf meiner designirten Pfarrei auszuarbeiten, als ich im Mondschein vor mir auf der Straße einige Gewehre blitzen sah. Mein Kommissär bemerkte sie im gleichen Augenblick, zog den Säbel und nahm eine Pistole zur Hand, deren Hahn er spannte. Das Knacken des Hahns hinter mir trieb mir den kalten Schweis aus.

„Bougre, Bougre, zufahr, immere zu!" schrie er.

„Halt, wer da? halt! qui vive?“ brüllten einige Soldaten, die mir die Bajonette ihrer Gewehre fast allzunahe gegen die Rippen hielten.

Wem sollte ich gehorchen? Eine Nothlüge, hoffte ich, sollte mich aus der Verlegenheit ziehen. Da ich die Soldaten für Franzosen hielt, die ihrem Regiment nachzügelten, rief ich, um ihnen etwas Ehrfurcht einzuflößen: „Monsieurs, mein Herr General ist, französisch General!“

„Halt! Ergebt euch!“ schrien nun mehrere Stimmen.

„Foutre!“ rief der vorgebliche General, und sprang mit einem Satz aus dem Wagen, daß er zwei Kerls zu Boden stürzte.

Er schoß; Piff, Puff, Paff! fielen links und rechts Schüsse — die Kugeln pfiffen mir am Ohr vorbei — meine Pferde wurden noch scheuer, als ich. Im gestreckten Galopp jagten sie davon; meine Peitsche zerbläute ihre Rücken. Ich hörte noch Säbelgeklirr und Flintenschüsse — und bald von allem nichts mehr. Ich war gerettet; Dank sei es der Klugheit und Behendigkeit meiner Rosse.

„Verdammte Geschichte!“ brummte ich, und stellte eine chirurgische Untersuchung meines Leich-

nams vom Scheitel bis zur Sohle an; denn in der ersten Angst glaubte ich von dem Kugelhagel durchlöchert zu sein, wie ein Sieb. Aber kein Haar war mir verwundet.

Desto besser! aber meine Herrschaft, was war aus ihr geworden? Sollte ich wieder umkehren, nachfragen, mich auch ein wenig zersäbeln und zerbajonetten lassen? Nein, so weit ging meine Kutschertreue und zärtliche Anhänglichkeit nicht. Der Himmel weiß, was aus dem Kommissär de Guerre oder Employé geworden sein mag. Ich habe es nachher nicht erfahren, da ich den gleichen Weg wieder zurückgekommen bin.

Ich fuhr nun langsamer, denn meine Rosse waren an Kräften erschöpft. — Vor mir lag wieder ein kleines Dorf. Jetzt überlegte ich: was beginnen? Dort übernachten, oder weiter eilen? Noch klang mir das Kugelgezisch in den Ohren, und meine Angst rief: „weiter!“ — — Ferner: wem gehören Wagen und Pferde? Antwort: vor der Hand keinem, als dem gegenwärtigen Besitzer, der ihn weder erobert, noch gestohlen, noch in Requisition gesetzt hat. — Frage: was mit dem fremden Gut machen? verschenken, verkaufen?

behalten? Zum ersten hatte ich keine Lust, zum andern kein Recht, zum dritten kein Geld.

In dieser Verlegenheit kam ich zum Wirthshaus; es war noch nicht so spät, als ich glaubte. Der Stallknecht kam; ich spannte aus, verlangte ein Futter für die Pferde, für mich ein Warmbier, und setzte mich zum warmen Ofen. Im Nothfall hoffte ich mit meinem runden Filzhut und Bauerkittel Bezahlung zu leisten; jener war mir ohnedies zu eng, dieser zu weit.

Gefährliche Gesellschaft.

Die dicke Wirthin pflanzte sich vor meinen Tisch hin, setzte beide Arme in die Seite, und fragte: ob ich über Nacht zu bleiben gedächte? — Antwort: Nein. — Ob ich noch nach dem Städtchen *** wolle? — Antwort: Ja! Es war mir recht lieb, daß die Neugierige fragte, denn ich war noch viel neugieriger zu wissen, auf welcher Straße, in welcher Weltgegend ich sei, und wohin ich führe? — Ob ich nicht ein junges Frauenzimmer mit dahin nehmen wolle, das zu Fuß angekommen wäre, und jetzt, wegen übergroßer Ermüdung, auf dem Bette läge? es könnte mir

ein gutes Trinkgeld eintragen. — Antwort: Recht gern! und das ging mir von Herzen, besonders wegen des Trinkgeldes, dann auch wegen der Gesellschaft. — Ob ich nicht besser thäte, mit Tagesanbruch weiter zu reisen, denn die Nacht sei doch keines Menschen Freund, zumal bei Kriegszeiten? Es streife viel Franzosenvolk umher, und zerstreutes preussisches Militär, das sich zu retten suche. Es gehe kein Tag ohne Mord und Todschlag und Plünderung vorüber. — Ich nickte schaudern mit dem Kopf. — Man wolle mich und das Mamsellchen eine oder zwei Stunden vor Tag wecken; ich käme noch immer zu guter Zeit an Ort und Stelle; meine Herrschaft würde mich gewiß nicht schmählen. — Das glaubte ich selbst. — Also blieb ich. Es that mir, den Rossen und dem „Mamsellchen“ wohl. Doch beschloß ich, früh aufzubrechen; denn ich berechnete psychologisch gut, des Morgens müsse die Straße am sichersten sein, weil die, welche gut finden, sie des Nachts in Gefahr zu setzen, sich aus Ermüdung oder Furcht vor Tagesanbruch verbergen; und die, welche am Tage wandern wollen, dazu nicht die Nacht zu wählen pflegen.

Mein Stallbett, auf dem ich nur bangen

Schlumer hatte, fesselte mich nicht lange. Als es in der Dorfkirche vier Uhr schlug, war ich bei meinen Pferden, herrlichen Kutschgaulen. Ich machte Lärmen im Haus. Während der Knecht anspannte, beleuchtete ich mit der trüben Laterne mein neues Eigenthum, die Chaise. Der Kasten war von mehrern durchgedrungenen Flintenkugeln belöchert. Im Wagen lag eine Säbelscheide, ohne Säbel; in einer der Seitentaschen befand sich eine zierliche Tabakspfeife mit silberbeschlagenem Meerschaumkopf, dabei ein seidener Tabaksbeutel mit Stickerei, Vergißmeinnichtchen, und darum die zärtlichen Worte: Souvenir de l'amitié. Vermuthlich galante Eroberung meines ehemaligen Herrn, des Employé, von irgend einem deutschen Mädchen. Der Kasten des Wagensitzes war fest verschlossen; den Schlüssel hatte der Employé unnützerweise behalten.

Die Wirthin kam und erzählte mir gähnend haarklein, was ich und meine Pferde alles gegessen und getrunken hätten. Ich fand das sehr langweilig, weil ich es ohnedem wußte, und fertigte sie mit dem Bescheid ab: „Mamsellchen wird schon für mich zahlen." Dann stieg ich in den Wagen, und setzte mich an die Stelle meiner

gewesenen Herrschaft; da saß sichs bequemer und wärmer, auch rechnete ich auf angenehme Gespräche mit Mamsellchen.

Es kam endlich; man hob es zu mir in den Wagen; ich rief Adieu, und fort gings. Aus dem angenehmen Gespräch aber ward nichts. Die Reisegefährtin schob sich in den Winkel des Wagensitzes so weit als möglich von mir, antwortete einigemal auf meine bescheidene Bemerkungen, daß es sehr frisch, oder sehr finster, oder nicht gut fahren sei, ein schläfriges Ja und Nein, und überließ mich meinen fernern Betrachtungen.

Diese Betrachtungen wurden immer wunderlicher, als meine schöne Gesellschafterin — zwar im Dunkeln ließ sich mehr Schönheit ahnen, als sehen — im Schlafe, wie der Wagen schaukelte, sich näher und näher gegen mich senkte. Aus bloßem Mitleiden mit dem guten Kinde, daß es nicht zu sehr umhergeworfen werde, rückte ich ihm drei bis vier Zoll näher. Nach einem Weilchen lehnte der Kopf der Schläferin an meine Achsel — ein hartes Kissen. Ich legte mit schüchterm Erbarmen meinen linken Arm um ihren schlanken Leib, und hielt die Schlummernde an meiner Brust. Sie schlief sanft, wie die Unschuld,

und erwachte selbst von den unruhigen Schlägen meines Herzens nicht, während ich wie ein Verbrecher zitterte.

Zum ersten Male lag ein schlafendes Mädchen an meiner Brust — zum ersten Male hielt ich stundenlang ein weibliches Wesen mit dem Arm umschlungen — ach, vergieb, Friderike, wenn ich dir in diesen Augenblicken — nein, untreu ward dir meine Seele auch da nicht, denn ich gedachte deiner. Oft bildete ich mir ein, daß ich dich so zur Gefährtin habe; der sanfte Druck, mit dem ich die Fremde an mich zog, galt dir; mein verstohlener Seufzer dir, und dir der gottlose Kuß, den ich leise auf — ihre Hände drückte. Aber zu einem Weibe von so schönen Formen, dessen Busen unter unserm Auge nach der Melodie des sanften Odems steigt und fällt, dessen weiches Anschmiegen uns mit einer fremdartigen Glut erfüllt, dessen Knie von Zeit zu Zeit, und doch immer zur bösesten Zeit, an das unsere schlägt — zu solch einem Wesen setze man einen Mann von Eis und Schnee, aber keinen Hagestolz, ach! von neun und dreißig Jahren, wenn er kühl bleiben soll.

Schönes Morgenroth.

Sanft schlich der Wagen im Sande fort. Ich ließ den Pferden ihren beliebigen Schritt, hielt meine schlummernde Unschuld fest im Arm, schloß die müden Augenlieder, um bequemer von Frideriken, Pfarrei und allen Himmeln zu träumen, die mir das Wachen nicht gab, und so ward aus dem willkührlichen Geträum zuletzt wirklicher Schlummer.

Ich und meine Schlafgenossin erwachten fast zu gleicher Zeit, als der Wagen aus dem milden Sande plötzlich über einen holprigen Prügeldamm fuhr. Es war schon hell. Vor uns im Hintergrunde der Landschaft brannte ein prächtiges dunkelglühendes Morgenroth, welches blendend auf unsere Augen fiel.

Erst sah ich auf meine braven Pferde, dann auf meine Reisegesellschafterin. Sie rieb sich mit beiden Händen die Augen; ich rieb mir die meinigen. Dann sahen wir uns ganz trocken einander an. Sie rieb sich wieder die Augen; ich mußte desgleichen thun, denn das Morgenroth hatte mich, glaube ich, blind gemacht. Ich sah sie wieder an; sie mich. Und nun erst war ich über-

zeugt, daß ich noch schlafe und von Frideriken träume, denn sie saß, so kam es mir jetzt vor, neben mir.

„Aber, mein Gott, Herr Doktor, sind Sie es?" fragte sie mit ihrer leisen, schönen Silberstimme, und betrachtete bald mein Gesicht und den werdenden Schnurrbart — Ueberrest meiner ehemaligen Generaladjutanten-Uniform — bald meinen beschmierten und zerrissenen Bauerkittel.

„Ach Friderike!" rief ich: „wie kommen Sie hieher? und zu mir?"

Jetzt fragten wir nicht mehr. — Unsere Augen verdunkelten sich in den wollüstigen Thränen wehmüthigen Entzückens — ich ließ das Leitseil fallen — wir schlossen Brust an Brust, Mund an Mund, und in langen Küssen tauschten wir Leben um Leben, Seele um Seele. — — O wir hatten uns wieder, nach der langen, ewigen Trennung wieder! und wie unverhofft, wie wunderbar! Vergessen war aller Schmerz der Vergangenheit; Vergessen alles Elend des Lebens, meine Sorgen, ihre Thränen; vergessen jede Gewitterwolke der Zukunft. Wir athmeten in einer schönern Welt, wo nur Gott und die Liebe herrschen. Das Irdische fiel von uns — alles war selige Verklärung.

Nur der verruchte Prügeldamm, auf dem der Wagen so unbarmherzig stieß, daß sich selbst unsere küssenden Lippen beständig von einander verloren und mühsam wieder suchen mußten — nur der Prügeldamm, bei dessen Anlage man vermuthlich solche rührende Szene nicht berechnet hatte — nur er trennte uns, da wir glaubten, der Tod könne uns nicht wieder scheiden. O wie gern wären wir so Brust an Brust gestorben!

Ich nahm das Leitseil wieder zur Hand. Und nun gings ans Fragen her und hin. Und ob wir uns gleich sahen, und ob wir einander gleich fest Hand in Hand hielten, als fürchteten wir uns im engen Wagen von einander zu verlieren, wurden wir doch dann und wann zweifelhaft, ob wirs auch wirklich wären? ob nicht alles ein heilloser Fiebertraum? — Sie war schöner, als ich sie jemals gesehen; das Morgenroth umstrahlte sie mit einer Glorie. Ich mußte noch einmal das Leitseil fallen lassen.

Was ich von meinen kriegerischen Abentheuern Frideriken erzählte, wissen meine Leser; aber Friderike hörte sie aufmerksamer und begieriger an, als sie gelesen werden mögen. — Die Begebenheiten meiner Verlobten waren ungleich

einfacher. Sie hatte von ihrer Herrschaft die Entlassung erhalten. Kurz vor dem Einrücken der Franzosen in die Hauptstadt flüchtete die Herrschaft nach Stettin, und der Himmel weiß wohin. Friderike schwebte meinetwillen in Todesängsten; bekam endlich einen Brief von ihrer betagten Mutter, und den Befehl, Berlin zu verlassen und zu ihr zu kommen. Sie reisete also, eine gehorsame Tochter, ab, nachdem sie meinetwillen alle nöthige Anzeigen hinterlassen hatte, fuhr mit Gelegenheit bis Frankfurt, und machte sich von da, weil die Franzosen alle Pferde und Wagen in Beschlag genommen, oder weil sie in dem Augenblick niemand zu einer unsichern Reise hergeben mochte, ziemlich heroisch zu Fuß auf den Weg. Müde und matt kam sie gestern Abend in das Dorf, von wo an ich die Ehre hatte, ihr Leibkutscher zu werden.

Es wird Tag.

Unterwegs — auch Liebende wollen gefrühstückt haben, und zum Wohnort von Friderikens Mutter waren es noch einige Meilen — verschwand im Wirthshaus unter scharfem Scheermesser der

letzte Rest meiner Generaladjutantur von der Oberlippe. Friderike kaufte mir für ihr Geld — ich weiß nicht wie sie den Trödel auskundschaftete — bei dem Amtmann oder Schreiber einen ehrbaren Ueberrock und Hut, so daß ich doch ohne Aufsehen zu erregen, bei einem hübschen, wohlgekleideten Mädchen im Wagen sitzen konnte.

So fuhren wir weiter. Es war Tag geworden; auch in unserm Gemüth ward es sonnenheller Tag. Verkündet waren wir von den Kanzeln, also Hochzeit mußte gemacht werden. Darüber waren wir einig. Ich sollte unterdessen nach Frankfurt am Main schreiben, um meinen Gönner wegen des Ex-Reichsgrafen und der Pfarre zu befragen. Erwählter Pfarrer war ich doch einmal, troß dem, daß ich im französischen Bivouacq nebst den Siegesliedern die Vocation verbrannt hatte. — Friderike hatte beinahe hundert Thaler erspart; davon ließ sich anfangs das Leben fristen. Und wenn alles Unglück zusammenschlug, konnte ich ja irgendwo noch eine Winkelschule anlegen. Mit Brod und Wasser, das fühlten wir, konnten wir glücklich sein; nur nicht von einander getrennt, auch bei allem Ueberfluß nicht.

Indem wir uns in unserer bittern Armuth selig priesen, sie von wohlfeilen Suppen, ich von der Einnahme eines fleißigen Schulmeisters sprach, gings kling! kling! auf dem Fußboden des Wagens. — Wir sahen hinab. Es war ein blanker Louisd'or.

„Hast du ihn verloren?“ fragte ich Frideriken.

„Ich habe kein Gold“, sagte sie.

Wir nahmen die milde Gabe, als Nachlaß meines seligen Herrn Employé, für meinen Kutscherlohn.

Nach einer Weile abermals kling! kling! — Wieder ein Louisd'or. — „Wahrhaftig“, sagte ich: „wir haben einen guten Schutzgeist, oder eine gütige Fee, die unser frommes Gespräch gehört hat. Ich hob auch diesen auf, und sah fleißig umher, ob er noch Brüder habe. Alles war leer. Es that mir leid. Bald darauf erneuerte sich das Hexenspiel zum drittenmal.

„Hier ists nicht richtig in der Chaise!“ sagte ich, und hielt die Pferde an. Wir stiegen aus. Ich stellte Untersuchung an. Da blitzte mir aus dem Spalt des Kastens von unserm Wagensitz ein viertes Goldstück entgegen. Da war die Gold-

quelle entdeckt. — Ich erbrach den verschlossenen Sitz mit Gewalt, und fand, was ich immer für das Geräusch und Klirren einer Kette gehalten, einen durchgeriebenen Geldsack. Andere Geldsäckchen lagen fester gebunden, vertraulich neben einander. Wie mein Employé zu diesem Schatz gekommen, wußte ich nicht; ob er ihm oder andern gehörte, galt mir gleich. Aber Friderike und ich erkannten einhellig, diese Summe sei für unsere bescheidene Wünsche zu groß — wir könnten sie nicht behalten. Wir legten auch die drei Louisd'or zu den andern, verwahrten das Geld besser, und fuhren gelassen davon, als hätten wir nichts gefunden.

Die alte Mutter Friderikens, entzückt uns zu umarmen, empfing uns segnend. Unser Schatz ward ihr in Verwahrung gegeben; aber ungeachtet aller Nachfragen, die ich wegen Wagen, Pferd, verlornem Geld in die öffentlichen Blätter einrücken ließ, meldete sich nach mehrern Monaten kein Mensch dazu.

So endeten sich meine Abentheuer auf die schönste Art. Ich ward reicher, als ich es je zu werden Hoffnung haben konnte, und die schöne Friderike mein Weibchen.

Dem Berliner Freund sandte ich Entschädigung für sein Fuhrwerk, um welches mich der Herr Obristwachtmeister geprellt hatte; der Pfarrei entsagte ich, und ein einträgliches Landgut, in einer der reizendsten Gegenden, eine von jungen Linden und Kastanienbäumen umschattete Wohnung, die Raum genug für Frideriken, ihre Mutter und mich hat, umschließt mein Paradies.

H. z.

Die Bergschotten.

(Aus dem Tagebuch meines Großonkels Bernhard.)

Mein Großonkel Bernhard war einer der sonderbarsten Sterblichen. Ich werde noch öfters Gelegenheit haben, von ihm zu sprechen. In seiner Jugend machte er viele Kreuz- und Querzüge zu Wasser und zu Land. Was er sah, oder was ihm begegnete, zeichnete er sich fleißig in sein Tagebuch auf. Da dieses mit andern Familienpapieren auf mich gekommen ist, so mache ich mir ein Vergnügen, die hier folgende sonderbare Geschichte mitzutheilen.

············

„Damals, als die Königin von Ungarn von ihren Feinden angegriffen ward, war ich noch ein junger Mann, und in den beßten Jahren. Sie hatte fast keinen Freund, als den König Georg der Zweite von England. Er eilte ihr mit einem ansehnlichen Heer persönlich zu Hilfe."

„Vier oder sechs Wochen vor der Bataille bei Dettingen, die am 27 Juni 1743 vorfiel, ging ich mit meinem Gesandten als Legationsrath nach Hannover, wo sich der König von England aufhielt. Wir trafen dort einen äusserst glänzenden und zahlreichen Hof an.“

“Jede Woche gab die Hauptstadt zwei Bälle, auf denen eine große Anzahl reizender Damen erschienen. Damals aber gingen die Damen in Deutschland mit offener Brust, sie schienen den Grundsatz nicht zu kennen, daß es Fälle gibt, wo die Hälfte mehr als das Ganzer ist. Wer nun nicht blind oder ganz kurzsichtig war, konnte da Sachen anschauen, die in andern Ländern sorgfältig bedeckt werden. Die englischen Herren und Offiziere, die sehr wohl erzogen, und die gewohnt waren, in ihrem Vaterlande an den Damen sittsame Bedeckung zu sehen, begriffen diese Mode nicht. Sie nahmen sich vor, nach ihrer Weise über den seltsamen und lüsternen Anzug sich lustig zu machen.“

„Im Hannöverschen hatte sich die englische Armee gesammelt, die der König selbst anführen wollte. Unter dem Heere waren mehrere Regimenter Bergschotten, die sich sowohl durch

ihre sonderbare Nationalkleidung, als durch Tapferkeit auszeichneten."

„Die Bergschotten trugen, kraft ihrer Nationalsitte, keine Beinkleider; denn diese Bedekkung ist ihnen die allerlästigste von der Welt, weil sie die Bewegungen der Glieder im Bergsteigen und der schnellen Evolutionen im Kriegsdienste hemmte. Statt der Beinkleider trugen sie eine Art bunter Schürze, die um die Schenkel laufen, und aus Carreaux oder Vierecken von verschiedenen Farben zusammengesetzt waren, über die Knie reichten, so wie man auf Münzen die römischen Soldaten abgebildet sieht. An den Beinen hatten sie römische Stiefel, welche durch kreuzweis laufende Bänder die Sohlen an die Füße, so wie um die Waden sich festschlungen. Dann trugen sie ein kurzes Leibchen, über das ein Mantel geschlagen war, den sie in verschiedenen Falten um sich werfen. Sie hatten ziemlich lange Säbel, und kurze Stutzbüchsen. Sie sind ein tapferer, leicht beweglicher und abgehärteter Schlag von Menschen."

„Einem Bergschotten deutsche Beinkleider anlegen, hieß eben so viel, als ihn in Ketten und Banden legen. Vergebens gaben sich ihre Kom-

mandanten Mühe, ihnen die Schenkelbedeckung annehmlich zu machen. Wenn man sie auch dazu zwang, sie zu tragen, so legten sie solche nach dem Dienste sogleich wieder ab, und hingen sie lieber über den Arm, um dem Militärgesetz wenigstens dem Buchstaben nach durch das eigentliche Tragen genug zu thun. Ich sah viele solche Bergschotten, die die Hosen auf dem Arm liegend trugen, in der Stadt herum gehen. Endlich mußte man das militärische Hosengesetz ganz aufheben, und dieser braven Trupp die Freiheit lassen, unbehoset zu gehen, wenn man in den taktischen Uebungen mit ihnen etwas ausrichten wollte."

„Nun schlossen zehn bis zwölf Offiziere mit einander eine Gesellschaft, und kleideten sich für den nächsten Maskenball in das Kostüm der Bergschotten. Um die Schenkel aber hatten sie knappe seidene oder atlassene Hosen von Fleischfarbe, über diese die beschriebene schottische Schürze. Da sie nun in den Saal traten, und mit einander unter vielen Sprüngen die schottischen Nationaltänze nachahmten, fanden sich die deutschen Damen sehr beleidigt, weil sie alle für Ohnehosen hielten; doch diese kehrten sich nicht daran, sondern tanzten fort."

„So wie aber das Mißfallen und Murren lauter und immer lauter ward, und die Damen ihr holdes Antlitz hinter die durchsichtigen Fächer verbargen, trat ein Offizier vor, zog seine Maske herunter, zeigte seine im Dienst grau gewordenen Haare, und sagte endlich: „Meine Damen, ich bin der älteste unter diesen Herren, und Sie können sich wohl vorstellen, daß die verführerischen Reize, die Sie uns zur Schau tragen — hier zeigte er auf die offenen Busen — auf mich wenigstens keinen Eindruck mehr machen. Allein das mag bei diesen jungen Leuten, meinen Kriegsgefährten, die an ihren Müttern, Schwestern und Freundinnen in ihrem Lande Sittsamkeit zu sehen gewohnt sind, vielleicht nicht der Fall sein. Indessen hat jedes Land seine Mode, und wenn es Ihnen ärgerlich und ungewohnt vorkommt, hosenlose Bergschotten zu sehen, so erlauben Sie uns auch gütigst, daß wir Ihre Natürlichkeiten nicht schön finden; denn viele von diesen jungen, unerfahrnen Leuten glauben, daß jede Waare, die man zur Schau auslegt, auch käuflich sein müsse. Ueberzeugen Sie sich indessen, daß wir den Anstand besser beobachtet haben, als Sie wohl glauben — hier schob er das

schottische Schürzchen hinweg, und zeigte die atlassenen Beinkleider. — Ich weiß nicht, ob Sie mit Recht etwas daran aussetzen können. Wenn aber auch dieses wäre, so erlauben Sie, daß wir andern Männer Ihre wie Spinnengewebe durchsichtige Kleidung, die Sie so sorgfältig zusammenfassen und anspannen, damit wir den schönen Kontour Ihres Körpers bewundern sollen, auch nicht anständig finden. Nichts für ungut." Damit verbeugte sich der alte Krieger, und ging weg. Nun aber gingen die schottischen Tänze wieder fort."

„Ein anderer Offizier, der wahrscheinlich übel nahm, daß die Damen an Hals und Brust mit Bleiweis geschminkt waren, und der einige chemische Kenntnisse hatte, spielte noch einen andern Spuk. Niemand weiß, wie er es machte; allein es mochte nun durch Anhauchen im Gedränge, oder auf eine andere Weise geschehen sein, einige Hälse und Busen färbten sich gelb wie geräucherter Speck, oder grau, und einige rothe Wangen erblaßten, wie eine abgebleichte Essigrose. Kurz, auf einmal waren fast alle Physiognomien und Gesichter geändert. Alles, was so schön und reizend bei dem Schimmer der Lichter schien, war in häßliche Formen abgeändert, als hätte eine

Fee mit feindseligem Zauberstabe alle Gestalten umgewandelt.“

„Am folgenden Ball, dem der König selbst beiwohnte, war es anders. Die Damen erschienen sehr sittsam; alle Busen waren doch wenigstens über die Hälfte bedeckt, der Anzug elegant, und die Gesichter in der natürlichen Farbe. Die englischen Offiziere erschienen in der nettesten Civilkleidung. Niemand war als Bergschotte gekleidet. Sittsamkeit herrschte, und man feierte den Anzug der Damen in den verbindlichsten Ausdrücken.“

v. i.

Rechtfertigung.

An A.

Du sagst: die Welt ist wunderlich!
Und: schick' dich in die Welt!
Du heißest wunderlich auch mich;
So paß' ich ja zur Welt.

J. R. Wyß.

Des Königs Erheiterung.

Was frommt mir Prunk? was Harfenklang?
Was Hofnarr und Minister?
Ist's mir so schwül doch, öd und bang
Und im Gemüth so düster!
Der König dacht's. Die Sonne sank.
Ins Freie schlich er seelenkrank;
Rieb sich vor Gram die Stirne.

Der letzte Strahl durchglühte mild
Die leisbewegten Blätter;
Das Vöglein, noch die Brust erfüllt
Von Liedern, pries das Wetter.
Das Bächlein rauscht' und blinkte sanft,
Umnickt vom blumenreichen Ranft;
Drauf saß ein holder Knabe.

Sein Haargold flog im West, er sah
Voll heiterer Ruh in's Blaue,
Und dachte bei sich: Fern und nah
Ist alles, was ich schaue,
So fröhlich! Doch der König kam;
Der Knabe sah des Königs Gram,
Und hatte sein Erbarmen.

Ein Engelein auf Armen, rief
Die Mutter jetzt dem Knaben;
Die Mutter kam, der Knabe lief
Und bracht' ihr schöne Gaben.
Die Mutter freut des Sträuschens Glanz
Den Engel schmückt der Blumenkranz,
Und Kind und Mutter lächeln.

Deß jubilirt der Knab, und springt
Der Mutter vor zur Hütte.
Der Vater vor der Hütte singt
In seiner Lieben Mitte.
Der König seufzt, den Wehmuthsblick
Nach dem Palast, wo ihm Musik
Und Pracht nicht hellt die Stirne.

Ward nun dem König schwül und bang
Und in der Seele düster,
So ließ er Prunk und Harfenklang
Und Hofnarr und Minister;
Der Sehnsucht voll beim Abendschein
Sucht' er das Freie ganz allein,
Und hell ward seine Stirne.

J. H. Wessenberg.

Behutsamkeit.

An Lina.

Gelt, du Schlaue, gelt du blickest
Nicht umsonst mich prüfend an; —
Ob du denn mich nicht entzückest?
Fragst du — wenn ich's deuten kann.

Endlich mit den Flammen=Augen
Willst du mein Geheimniß mir
Aus dem vollen Herzen saugen
Das schon überwallt von dir.

Schmachtend, denkst du, soll ich sagen:
„Herzenskind, ich liebe dich!"
Und mit kühnem Munde fragen:
„Liebst du, Holde, liebst du mich?

Thät' es gern, bei meiner Ehre!
Thät' es heute, thät' es jetzt,
Wenn der lose Schalk nicht wäre,
Der aus deinen Augen blitzt.

Sieh, der Schalk mag nicht verhehlen
Daß es inniglich dich freut
Streng versagend den zu quälen
Der sein Herz dir offen weiht.

Thoren waren, die da flehten:
Werd', o Süße, werde mein! —
Bis ich um ein Ja gebeten
Giebst du mir kein bittres Nein!

J. R. Wyß.

Der Großsprecher.

Als Gelnhausen noch eine freie Reichsstadt war, lebte dort ein ehrlicher Fleischer, zugleich Rathsherr, Eleasar Böcklein war sein Name. Nie verkaufte er seinen Kunden eine magere Kuh für einen fetten Ochsen oder Knochen für Fleisch, und wenn er, was sie verlangten, ihnen zugewogen hatte, so konnten sie getrost das Nachwiegen ersparen, denn es fehlte nie auch nur ein Vierteilloth. Eben so gewissenhaft wog er auf der Wage der Gerechtigkeit, sobald er mit seinem schlichten Verstande eine Sache begriffen hatte. Wenn er die grün gewesene Sammtmütze an den Nagel hängte, die weiße Schürze ablegte, mit dem Kamm von Messing dreimal durch die Haare fuhr, den braunen Rock mit goldgesponnenen Knöpfen anzog, den Hut mit drei langen Spitzen auf den Kopf drückte, den Stock mit dem silbernen Knopfe in die schwülenreiche Hand faßte, und so mit gravitätischen Schritten sich nach dem Rathhause erhub, so fuhren alle Köpfe an die Fenster, und sprachen mit Ehrfurcht: da geht

Meister Böcklein zu Rathe; und wer eine gerechte Sache dort anzubringen hatte, der freute sich, denn Meister Böcklein duldete kein Unrecht.

Unter seinen Kollegen war ein Schneider, der gern bisweilen ein X für ein U machte, aber Meister Böcklein drückte ihm den Daumen aufs Auge. Der Schneider hatte auf seiner Wanderschaft ein paar lateinische Sprüchlein aufgeschnappt, durch die er, wenn er eine Sache sonst nicht durchsetzen konnte, den ganzen hochedlen Rath in die Enge zu treiben pflegte. Wollte er zum Exempel einem Spitzbuben durchhelfen, so sagte er: „Im römischen Rechte ist verordnet, post coenam stabis aut mille passus meabis, folglich ist klar, daß der Angeklagte für diesmal frei gesprochen werden muß.“ Dann pflegten wohl die Rathsherren einander bedenklich anzuschauen und mit den Köpfen zu nicken: „Ja, wenn es sich so verhält—.“ Aber Meister Böcklein schlug bei solchen Gelegenheiten mit der Faust auf den Tisch, daß der Schneider bebte wie eine Fensterscheibe durch Kanonendonner, und schwur, er gebe keine magere Ziege für das ganze römische Recht. „Was kümmert uns der Pabst samt allen Kardinälen?“ rief er mit einer Baßstimme, für

welche Mozart die Rolle des Sarastro komponirt zu haben schien: „wir sind ehrliche Protestanten, und Gelnhausen ist so gut eine freie Reichsstadt, als Rom."

Das letztere Argument pflegte den hochedlen Rath völlig zu überzeugen. Der Burgermeister sagte: „Ganz recht, Herr Kollege; Rom solle etwas größer sein, als Gelnhausen, aber darauf kommt es hier nicht an." Und damit war die Sache entschieden.

Aber so hoch Meister Böcklein auch bei Rath und Burgerschaft in Ansehen stand, so war er doch in seinem Hause nur eine untergeordnete Instanz. Zwar in die Staatsgeschäfte durfte Frau Martha Böcklein sich nicht mengen, das litt er nun einmal nicht. Von der Schwelle seiner Hausthür bis an die Grenzen des Staats, welches gerade zweihundert und sechszig Schritte betrug, erkannte er keine andere Obrigkeit, als Burgermeister und Rath. Sobald er hingegen über die Schwelle seiner Hausthür hineinwärts geschritten war, sobald er den Stock mit dem silbernen Knopf in die Ecke gestellt hatte, so beschied er sich, daß seiner lieben Ehefrau das Hausregiment gebühre, und war, troß seiner Baß-

stimme, ein gehorsamer Unterthan, oder höchstens ein Senat, der das schon beschlossene pro forma prüfen und billigen muß.

Frau Martha trug, neben vielen Schlüsseln, auch den, unter dessen Obhut die alten und neuen Thaler sich befanden, die sie fleißig zusammenscharrte, und nur am lieben Sonntag dem Mann einige Groschen zugestand, um sich mit guten Freunden zu erlustiren, wie er es nannte, wobei er jedoch jedesmal den Vorwurf hören mußte, daß er das Geld aus dem Lande trage, weil das Wirthshaus in der That jenseits der Grenze lag.

Für wen sparte Frau Martha so emsig? — Für ihr Söhnlein, Christian, einen muntern Buben, der durchaus studieren sollte, auf daß er einst im Stande sein möchte, mit dem Schneider lateinisch zu reden. Gern hätte Meister Böcklein den Knaben zu seinem Handwerk erzogen, aber Frau Martha schwur, nie solle Christian ein Beil heben, um einen Ochsen damit vor den Kopf zu schlagen, wenn auch der ganze hochedle Rath kein Rindfleisch mehr essen sollte. „Gelnhausen", pflegte sie zu sagen, „ist ja nicht die Welt, wenn gleich ein großes Stück derselben, und wenn er in seinem Vaterlande nicht

Burgermeister wird, so mag er irgendwo Minister werden, ich habe nichts dagegen.“

Allerdings hatte der Knabe gute Anlagen, war ehrlich wie sein Vater, und wenn er Sonntags aus der Kirche kam, so wußte er das Thema der Predigt unfehlbar zu berichten. Schade nur, daß Frau Martha den Nagel und den Sporn, die sie in ihrem Köpfchen trug, so früh als möglich in den Kopf des kleinen Christian zu verpflanzen bemüht war. Er hielt sich schon für was Rechtes, und seinen Vater für gewaltig vornehm, und seine Vaterstadt so ziemlich für die Hauptstadt der Welt.

Auch seine Mutter fand alles vortrefflich in Gelnhausen, nur meinte sie, die Schulanstalten wären nicht hinreichend, um einen großen Mann zu bilden, und wenigstens ein großer Mann sollte ihr Christian werden, wenn er auch nicht Burgermeister würde. Sie ging daher mit ihrem Vetter, dem berühmtesten Gewürzhändler in ganz Gelnhausen, zu Rathe, einem Mann, der sämtliche Krämer daselbst mit Gewürz versorgte, weil er es aus der ersten Hand, nämlich aus Hanau verschrieb, auch jährlich einmal in Person die weite Reise dahin unter den Thränenströmen seiner

Familie antrat, und wenn er glücklich heimkehrte, einen festlichen Schmaus gab. Dieser Mann erzählte der Frau Muhme, daß in Hanau eine Pensionsanstalt sei, wo man nach Belieben bis an den Hals studieren könne; „aber", fügte er achselzuckend hinzu, „es giebt da lauter junge Grafen und Baronen, und es kostet ungeheures Geld."

Bei dem Worte Geld schlug die Frau Martha auf ihren Schlüsselbund, als wollte sie sagen: habe ich denn Pfeffer in meinen Kasten? — Und was die vornehme Jugend betraf, meinte sie: ein Rathsherr in der freien Reichsstadt Gelnhausen habe wohl etwas mehr zu bedeuten, als ein Graf oder ein Baron. Es wurde also beschlossen, das Söhnlein dahin zu senden. Der Gewürzkrämer brachte, bei seiner nächsten großen Reise, die Sache in Ordnung, und Christian wurde, mit Wäsche und Würsten wohl versehen, nach Hanau abgefertigt.

Dort merkte er nun wohl bald, daß es, ausser Gelnhausen, noch ganz hübsche Leute gäbe, die an Rang und Würden mit seinem Vater sich messen könnten, wie auch, daß Hanau eine recht artige Stadt sei, die wohl hie und da einige

Vorzüge vor seiner Vaterstadt behaupten möchte; allein er gestand das alles nur sich selber ins Geheim; einem Fremden hätte er um die Welt nicht zugegeben, daß es irgendwo auf Erden schöner und besser sey, als in Gelnhausen. Lieber nahm er zu den närrischsten Behauptungen seine Zuflucht. Den Mangel an nächtlicher Straßenbeleuchtung entschuldigte er zum Beispiel durch die Versicherung: daß der Mond und die Sterne in Gelnhausen weit heller scheinen, weil die Luft da immer rein von Dünsten sei. Das elende Straßenpflaster hielt er für weit zweckmäßiger, um sich eine gesunde Bewegung zu machen. „Was hilft es mir", sagte er, „wenn ich auf der Straße wie auf einer Diele gehe? wird mein Körper dadurch heilsam erschüttert? Aber wenn ich die Beine gehörig aufheben muß, wenn ich bald hoch bald tief trete, oder auch mitunter einmal auf die Nase falle, das ist gesund, das macht Appetit."

Wo solche Auslegungen nicht hinreichen wollten, da fing er an zu prahlen; bei ihm zu Hause war alles besser, man aß und trank besser, man hatte schönere Häuser, bequemere Wohnungen, feinere Lustbarkeiten; und dieses Großsprechen wurde ihm nach und nach so zur Gewohnheit, daß

er bald nicht mehr mit seiner Vaterstadt allein, sondern auch mit sich selber prahlte. „Mein Vater, der Rathsherr — man weiß, was das in einer freien Reichsstadt sagen will.“ — Diese Worte führte er beständig im Munde. Daß er Christian Böcklein hieß, war er sehr zuwider, er nannte sich wollener Bock, und behauptete, seine Familie stamme aus einem alten patricischen Geschlechte; unter Kaiser Heinrich dem Vogelsteller sei einmal ein Tournier in Gelnhausen gehalten worden, da habe ein Bock den Preis davon getragen, und weil er klein von Natur gewesen, so habe man ihn Böcklein genannt. Daß sein Vater ein Fleischer sei, verschwieg er sorgfältig, und wenn Frau Martha ihm einen Transport der schönsten Würste sandte, die von jedermann gerühmt wurden, so nahm er sich doch wohl in Acht zu sagen: „Mein Vater hat sie gemacht.“

Diesen häßlichen Hang zum Großthun ausgenommen, war Christian ein braver Junge, der viel lernte, durch Gefälligkeit Liebe, und durch Rechtlichkeit Achtung gewann. In seinem achtzehnten Jahre wurde er reif für die Universität. Frau Martha beschloß, ihr Söhnlein

nach Jena zu senden, und versicherte ihren Mann, das sei ein sehr guter Gedanke von ihm selbst. So oft sie nämlich ohne alle Umstände eine Sache durchsetzen und auf keinen Widerspruch sich einlassen wollte, pflegte sie den Meister Böcklein zu überreden, er selber habe schon länger als einem Jahre diesen Entschluß gebilligt oder gefaßt, er solle sich nur besinnen, es sei an einem Sonntag gewesen, auf dieser Stelle habe er gesessen, u. s. w. Nun hatte aber Meister Böcklein zwei Gedächtnisse, ein Wochengedächtniß und ein Sonntagsgedächtniß; das erstere war sehr gut, das letztere taugte nicht viel; denn ob man gleich nicht von ihm sagen konnte, er sei dem Trunke ergeben, so gehörte doch ein poculum hilaritatis, zu deutsch ein Haarbeutel, am Sonntag zu seinen Lebensgenüssen. Er selbst hatte nicht das mindeste Vertrauen zu seinem Sonntagsgedächtnisse, das ließ er sich aber nicht merken, um seiner Würde nichts zu vergeben. Wer also diese schwache Seite des starken Mannes kannte, und ihm irgend etwas abzwacken wollte, der durfte ihm nur auf den Kopf Schuld geben, er habe es am Sonntag versprochen.

Meister Böcklein wunderte sich nicht, als

er vernahm, daß er selbst beschlossen habe, seinen Christian auf die Universität zu senden, und zwar nach Jena, welche Stadt er, nach seiner Meinung, zum ersten Male nennen hörte. Sein Wunsch, so viel er sich erinnern konnte, war, Christian sollte, wenn er aus der Schule käme, dem Herrn Stadtschreiber adjungirt werden, und sich so in die Staatsgeschäfte hineinarbeiten. Er selbst wollte ihm, beim Wurstmachen, die wichtigsten Händel mittheilen, die während seiner Rathsherrnschaft vorgefallen waren. Indessen, da er einmal sein Wort gegeben, so mußte es schon bei Jena sein Bewenden haben.

Ehe Christian dahin abging, brachte er einige Wochen in seiner Vaterstadt sehr angenehm zu, denn mit wahrer kindlicher Freude sah er seine Eltern wieder, und nebenher genoß er das Vergnügen, recht nach Herzenslust prahlen zu dürfen. Wunderdinge erzählte er von Hanau. Und nun vollends von Kassel! wo er auch einmal in den Pfingstfeiertagen mit einem seiner Lehrer gewesen war. Die damalige Wilhelmshöhe war ihm bei weitem nicht hoch genug, er verlegte sie in die Wolken, und ließ den ganzen Mainstrom durch die Wasserkunst herabfallen. Der Ko-

loß von Rhodus war ein Kind gegen den Herkules auf dem weißen Stier; die wenigen Menschen, die in der Keule dieses Riesen Platz finden, verwandelte er in ein ganzes Bataillon. Frau Martha ließ vor Verwunderung oft ihr Spinnrad still stehen, und Meister Böcklein mußte seine Pfeife mehr als einmal wieder anzünden.

Besonders gern erzählte Christian auch von seinen vornehmen Freunden und Mitschülern, den jungen Barons von A B C, den jungen Grafen X Y Z. Sie waren alle seine Duzbrüder. Die Bürgerssöhne hatte er nicht gekannt. Daß er sich am liebsten zu jenen gehalten, war nicht gelogen; sein Hang zum Großthun zog ihn immer zu seinen adelichen Mitschülern, wenn sie auch nicht die besten waren. Er konnte es ihnen gleich thun, weil Frau Martha es an Geld nie fehlen ließ. Um den Unterschied der Geburt bekümmern sich Knaben wenig, und seine alt-patricische Herkunft hatten sie in Gottes Namen gelten lassen. Aber diese Thorheit wurde jetzt Veranlassung der ersten bittern Lehre, welche Christian empfing.

Ein junger Baron Murki, der, gleich ihm, aus der Erziehungsanstalt entlassen war,

kehrte in die Heimath zurück, und sein Weg führte ihn durch Gelnhausen. In der Hauptstraße dieser berühmten Stadt gerieth sein Wagen in ein großes Loch, und die Deichsel brach. Das hielt ihn einige Stunden auf; er hatte Langeweile. Plötzlich fiel ihm ein, das sein Schulkamerad vielleicht noch hier sei, und sogleich erkundigte er sich bei dem Wirthe nach dem jungen wollener Bock. Es wurde ihm versichert, daß in ganz Gelnhausen kein wollener Bock geboren sei. Der Baron bestand darauf, er sei in Hanau mit einem Rathsherrnsohn aus Gelnhausen, der wollener Bock geheißen, in Pension gewesen.

„Ach, Ew. Gnaden meinen den Musje Christian, den Sohn von Meister Böcklein dem Fleischer?“

Der Baron stutzte, errieth den Zusammenhang, und war nicht edel genug, um seinem Schulkameraden die Beschämung zu ersparen. Er schrieb seinen Namen auf eine Karte, und ließ Christian einladen, ihn im Wirthshause zu besuchen. Der Großsprecher gerieth in die peinlichste Verlegenheit. Er sah voraus, daß Murki verlangen würde, ihm alle die Herrlichkeiten der Vaterstadt zu zeigen, die er so oft ihm vorgezeichnet, oder

wohl gar in die Wohnung seiner Eltern ihn einzuführen, die er bisweilen mit einem Schlosse verglichen hatte. Indessen besann er sich schnell auf eine Lüge, denn ein Prahler muß immer neue Lügen in Bereitschaft halten, um die alten zu unterstützen. Er wollte sagen, das prächtige Haus seiner Eltern sei abgebrannt, und bis es wieder aufgebaut wäre, müßten sie in einer geringen Wohnung sich behelfen.

Aber noch ein anderer Umstand mehrte seine Verwirrung. An die Fensterladen waren Schinken und Würste gemalt, zum Zeichen, daß hier ein Fleischer wohne. Wie sollte er die vertauschen? — Wurden die Laden zugemacht, so war es finster im ganzen Hause. Desto besser! dachte er, ich werde sagen, mein Vater habe kranke Augen, er könne das Tageslicht nicht ertragen.

Und wirklich that er den Vorschlag, die Laden zuzumachen. Warum? das scheute er sich doch zu bekennen; denn hätte der Vater gemerkt, daß der Sohn sich seiner schäme, so wäre ein schreckliches Donnerwetter losgebrochen. „Du bist nicht wohl gescheit“, sagte Meister Böcklein, „wer Teufel macht am hellen lichten Tage die Fensterladen zu?“ und folglich blieben sie offen. In

großer Herzensangst schlich Christian nach dem Gasthof, und was er befürchtet hatte geschah.

„Ich brenne vor Begierde“, sagte der Baron, „deinen respektablen Vater, den Rathsherrn, kennen zu lernen; du mußt mich bei ihm einführen.“ Keine Ausflüchte halfen; sie machten sich auf den Weg. In Murkis Antlitz strahlte eine kleine boshafte Freude. Unterwegs suchte Christian durch die Geschichte von dem Brande dem üblen Eindruck vorzubeugen, den das kleine niedrige Haus seiner Eltern auf den vornehmen Gast machen könnte.

„Gute Häuser sind hier selten“, hub er an.

„Ja, das sehe ich“, antwortete Murki lachend.

„Wir müssen uns jetzt sehr eng behelfen“, fuhr Christan fort, „wir haben uns bei einem Fleischer eingemiethet, es war nichts Besseres zu haben.“ Auf diese Weise wollte er den Baron auf die Schinken und Würste vorbereiten, die ihm auf den Fensterladen nothwendig sogleich in die Augen fallen mußten. Murki stellte sich, als nehme er alles für baar.“

„An den reichsstädtischen Ton“, sagte Christian, „wirst du dich auch gewöhnen müssen.

Hier lebt alles fein bürgerlich, um keine Eifersucht zu erregen.

Murki lächelte und schwieg. An der Hausthür kam Meister Böcklein ihm mit einem derben Händedruck entgegen, und an der Stubenthür Frau Martha mit freundlichen Knixen. Ihr war so wohl, daß sie einen jungen, vornehmen Herrn zu sehen bekam, den ihr Sohn duzte. Sie wischte alle Stühle mit der Schürze ab, trug Schnapps und gute Leberwürste auf, und lief selber zum nächsten Becker, um frische Semmeln zu holen. Christian schwitzte Angstschweiß. Der Baron hatte guten Appetit, und fand die Würste vortrefflich. „Wo ich nicht irre", sagte er, „so sind das eben solche Würste, als die, welche dir bisweilen nach Hanau geschickt wurden."

„Ja", sagte Christian, und wollte das Gespräch ablenken; doch Murki kam immer wieder auf die verdammten Würste zurück, und meinte, es müßte ein trefflicher Fleischer sein, der sie verfertigt habe.

„Ei zum Henker! die habe ich selbst gemacht", fuhr Meister Böcklein heraus, „das verstehe ich am beßten in Gelnhausen."

„So, so", erwiederte der Baron, und hatte

die Grausamkeit, den bleichen Christian dabei anzusehen. Eine ganze Stunde währte diese Marter, bis endlich der Bediente meldete, der Wagen sei wieder hergestellt. Stumm begleitete Christian den vornehmen Schulfreund zurück, der sich nicht enthalten konnte, ehe er in den Wagen stieg, ihn noch einmal hämisch zu fragen:

„Ist dein Vater ein Fleischer?“

Er schlachtet bisweilen zu seinem Vergnügen“, stammelte Christian, und lachend fuhr Murki davon. Der tief Zerknirschte sah ihm nach, den Angstschweiß an der Stirn trocknend, und bekannte sich selbst zum ersten Male, daß es eine häßliche Sache um das Prahlen ist, wäre es auch nur, weil man gelegentlich so beschämend gedemüthigt werden kann. Eine ganze Woche lang ging keine Großsprecherei aus seinem Munde, allein der Hang dazu war noch zu tief gewurzelt. In Jena wurde er oft dadurch in böse Händel verwickelt; denn wenn er auf Leute stieß, die ihn auslachten, so nahm ers übel, und es entstand ein Gezänk. Einem solchen Handel verdankte er einst eine große Schramme über die Backe, die ihn nicht verschönerte, und über welche Frau Martha Ach und Weh ausrief, obgleich

Christian sie versicherte, er habe seinem Gegner dafür neun Finger abgehauen, bis er ihm den zehnten zur Versöhnung gereicht.

Uebrigens erwarb Christian auch in Jena den Ruhm eines fleißigen, ordentlichen und gutmüthigen Menschen, wenn nur — fügte jeder kopfschüttelnd hinzu — wenn nur das verdammte Prahlen nicht wäre! Seit ein paar hundert Jahren war in der Reichsstadt Gelnhausen kein so gelehrter Bürger aufgestanden, das bekannte selbst der lateinische Schneider. Niemand zweifelte, daß er in wenigen Jahren bis zum Burgermeister sich emporschwingen werde. Meister Böcklein sagte: „Nun das freut mich!“ Und Frau Martha konnte solche Prophezeiungen nur mit heissen Thränen beantworten.

Christian fühlte wohl, daß er mehr gelernt hatte, als er in Gelnhausen brauchen konnte, auch bot sich manche Gelegenheit ihm dar, in der Fremde sein Glück zu machen; aber da er seiner Eltern einziger Trost und Freude war, so beschloß er, nicht auszuwandern, sondern sich mit dem Loose zu begnügen, welches seine Vaterstadt ihm gewähren konnte. Diese kindliche

Gesinnung versöhnte manchen ehrlichen Bürger mit seiner Prahlsucht.

Aber nun erlebte Meister Böcklein den Augenblick, wo fast sämtliche Reichsstädte aufgehoben und dem nächsten Landesherrn zugetheilt wurden. Das war ein harter Schlag für den Ehrenmann, härter noch für Frau Martha, die ihren alten Rathsherrn plötzlich wieder auf seine Fleischbank beschränkt sah, und in der Kirche nicht mehr in den Rathsherrnstuhl gehen durfte. Dazu kam noch, daß nach der Schlacht bei Jena, bei Verfolgung des Feindes, die Stadt sehr übel mitgenommen wurde. Zwar blieb Meister Böckleins Haus verschont, und das verdankte er seinem Christian; denn als ein halbes Dutzend Weißkittel hineindringen wollten, verrammelte er die Thür, schaute aus dem Fenster seines Dachstübchens herab, und da er fertig französisch sprach, so kapitulirte er so lange mit den ungebetenen Gästen, bis er einen Offizier die Straße herauf kommen sah, den er um Hilfe anrief. Dieser war herzlich froh, endlich einen der Einwohner französisch reden zu hören, denn er hatte Aufträge an den Magistrat, und in ganz Gelnhausen niemanden gefunden, der ihm als Dollmetscher

dienen konnte. Er bewilligte eine Sauvegarde für Meister Böckleins Haus, unter der Bedingung, daß Christian ihn begleiten sollte, bis seine Geschäfte abgethan wären.

Als die Gefahr vorüber war, brüstete Frau Martha sich nicht wenig gegen den lateinischen Schneider mit ihrem französischen Sohn. Aber an Meister Eleasars Herzen nagte doch ein Wurm. Er hatte seit vierzig Jahren nicht geweint, sonst hätte er jetzt wohl weinen mögen über den Untergang des Staats. Er beschloß — gleich andern großen Staatsmännern — sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, und was die Requisitionen ihm übrig gelassen, in der Stille zu verzehren, ohne an den neuen Einrichtungen, die er ein neues Unwesen nannte, den mindesten Theil zu nehmen. Sie waren ihm so verhaßt, daß er auch seinem Christian die Erlaubniß, ja fast den Befehl ertheilte, in fremden Landen ein besseres Glück zu suchen.

Plötzlich verwandelte sich Christian Böcklein nun wieder in Woldemar Bock, und unter diesem Namen trat er nun in K. auf. Dort war um diese Zeit kein Ueberfluß an jungen gescheiten Männern, daher gelang es ihm, Se-

kretär bei einem der neuen Minister zu werden, einem sehr wackern und arbeitsamen Mann, der des Jünglings Fleiß und Talente zu schätzen wußte, ihn lieb gewann, und sich vornahm, ihm empor zu helfen; freilich durchschaute er auch gar bald dessen Schwachheit. Der Paß und der Taufschein, die sein Sekretär gelegentlich vorweisen mußte, belehrte ihn, daß der junge Mensch nicht Woldemar Bock, sondern Christian Böcklein heiße, und dieser einzige Zug war hinreichend für den Menschenkenner. Durch leisen, gutmüthigen Spott suchte er ihn dann und wann unter vier Augen zu beschämen, und brachte es wenigstens so weit, daß Christian in seiner Gegenwart sich sehr hütete, den Mund, nach seiner Weise, zu voll zu nehmen. Hingegen stand er in der ganzen Stadt nur zu bald wieder in dem alten Rufe, und sein jetziger Posten gab ihm noch häufigere Veranlassungen, die großsprecherische Unart zu offenbaren. Von allen Staatsgeheimnissen wollte er unterrichtet scheinen, und es gab keinen vornehmen Mann, mit dem er nicht in großer Vertraulichkeit lebte. War einer seiner Bekannten zu irgend einem Großen eingeladen, so warf er nachläßig hin, auch er

habe eine Karte empfangen, allein es mangle ihm an Zeit, er könne nicht kommen. Wußte jemand etwas besser, als er, so behauptete er wenigstens, er habe es auch gewußt, es sei ihm nur entfallen. Besonders hielt er sich gern zu Fremden, weil die ihn noch nicht kannten, und aufs Wort glaubten, was er ihnen vorprahlte.

Freilich erfuhr er auch bisweilen manche bittere Beschämung, und faßte mehr als einmal den festen Vorsatz, seinen Fehler abzulegen. So zum Beispiel erzählte er einst im Klubb einem Kreise von Bekannten und Fremden, der sich um ihn gesammelt hatte, er habe in Gelnhausen, als ein Dutzend Weißkittel in seines Vaters Wohnung einbrechen wollten, sie sämtlich in die Flucht geschlagen, worüber selbst ein feindlicher Offizier, der eben die Straße heraufgekommen, in Erstaunen gerathen sei, und ihn um seine Freundschaft gebeten habe. Da nahm plötzlich einer aus dem Kreise das Wort, sprechend: „Vergeben Sie, ich selbst war dieser Offizier. Aus dem Fenster Ihres Dachstübchens ersuchten sie mich um eine Sauvegarde, die ich Ihnen zugestand, sonst war es um Ihr Haus geschehen.“ Die Umstehenden lachten und wandten sich weg, und zischelten ein=

ander in die Ohren. Was Christian empfand, kann jeder Ehrliebende leicht errathen.

Ein andersmal befand er sich auf einer Maskerade, wo er sich mit einigen Freunden in ein Vorzimmer um einen Punschtopf setzte. Das Gespräch fiel auf eine treffliche neue Einrichtung, die sein Minister vor Kurzem zu Stande gebracht hatte. Da vertraute er der Gesellschaft, daß eigentlich er die Sache vorgeschlagen, ausgearbeitet und in Gang gebracht, wobei er zwar dem Minister große Lobsprüche ertheilte, aber doch das meiste Verdienst sich selber zuschrieb. Plötzlich klopfte eine Maske, die hinter ihm stand, ihm auf die Schulter, und winkte ihm bei Seite. Dort zog der Domino die Larve ab, es war der Minister selbst. „Wenn Sie“, sagte er mit einer Mischung von Ernst und Spott, „künftig auf der Maskerade mich vorstellen wollen, so geben Sie mir zuvor einen Wink davon, damit ich Ihnen auch meinen Domino leihen kann.“

Mit diesen Worten kehrte er ihm den Rücken, der arme Christian stand wie von Blitz getroffen, verfluchte seinen Hang, und schwur einen theuren Eid, von diesem Tage an sich zu bessern. Diesen Schwur wiederholte er am andern Morgen

in die Hand des Ministers, als dieser ihm sehr ernsthaft erklärte: er schätze seine Talente und seinen Karakter, wenn er aber die Prahlsucht durchaus nicht überwinden könne, so müsse man sich trenneu, weil er, der Minister, es nicht länger dulden könne, daß sein Sekretär sich überall lächerlich mache. Warnend entließ er ihn mit den Worten: „Ich werde ein wachsames Auge auf Sie richten.“

Die bittere Lehre hatte gewirkt. Christian nahm sich zusammen, schrieb über seine Thür mit großen Buchstaben: „Prahle nicht!“ verließ keinen Morgen sein Zimmer, ohne die Worte dreimal zu lesen, legte sich keinen Abend zu Bette, ohne zu prüfen, ob er seinen Schwur auch gehalten, und konnte sich wenigstens das Zeugniß geben, daß ihm keine grobe Prahlerei entwischt sei.

Der Minister, der insgeheim ihn streng beobachten ließ, freute sich seiner Besserung, und schenkte ihm seine ganze Liebe wieder. Nur einmal wurde er noch irre an ihm. Ein alter Burgermeister ließ sich melden, ein reicher Mann, der auf seine Familie etwas stolz war, weil seit mehrern Generationen die Glieder derselben wichtige bürger=

liche Aemter im Staate verwaltet hatten. „Ew. Excellenz“, sagte er, „nehmen sich des jungen Herrn Bock sehr gnädig an, weshalb ich unterthänigst berichte, was maßen derselbe gestern am 21 Mai Abends gegen sieben Uhr um meine einzige eheliche Tochter Catharina geziemend angehalten, und zu vernehmen komme, ob solches mit Ew. Excellenz Gutheißen geschehen?“

Der Minister, der allerdings davon unterrichtet war, bejahte die Frage, und fügte hinzu, es werde ihn freuen, wenn der junge Mann, den er schätze, eine so gute Parthie treffen könnte.

„Ich hätte auch wohl nichts dawider“, fuhr jener fort, „wenn nur — ich weiß nicht — man sagt hie und da, er sei von geringer Herkunft. Nun wissen Ew. Excellenz wohl, daß meine Familie —“

„Haben Sie ihn nicht darum befragt?“

„O ja, wenn ich seinen Worten trauen dürfte, so wäre er ein Sprößling aus einem alten patricischen Geschlecht, und könnte, wenn er nur wollte, sich von Bock schreiben.“

„Hat er das gesagt?“

„Mehr als einmal.“

Der Minister runzelte die Stirn, doch ließ er

seinen Unwillen nicht merken, überredete vielmehr den Burgermeister, es auf jeden Fall nicht allzugenau mit der Herkunft zu nehmen, da er beschlossen habe, wenn die Verbindung zu Stande komme, den Rathstitel für den jungen Mann vom König zu erbitten. Der Alte, der auf alle Titel großen Werth legte, war damit zufrieden, worauf der Minister ihn ersuchte, mit der Einwilligung zu zögern, bis er ihm einen Wink geben werde. Nach dieser Verabredung entfernte sich der Burgermeister, wieß den Freier nicht ab, nahm sich aber Bedenkzeit.

Der Minister hatte während des Gesprächs den Gedanken gefaßt, seinen Sekretär zu prüfen, und wenn er in einem gewissen Punkte ihn nicht rein und lauter fände, nicht allein die Verbindung zu hintertreiben, sondern auch seine Hand ganz von ihm abzuziehen.

Vierzehn Tage waren verstrichen, als er eines Morgens, nach abgethanen Geschäften, zu ihm sagte: „Sie speisen diesen Mittag bei mir.“ — Christian verbeugte sich, und eilte nach Hause, um sich festlich anzukleiden. Zur bestimmten Stunde trat er in den Speisesaal, fand ein Dutzend Gäste versammelt, und unter ihnen, zu

seiner größten Verwunderung, auch den Burgermeister mit seiner Tochter. Es war für vierzehn Personen gedeckt, aber nur dreizehn setzten sich zu Tische. Ein Stuhl blieb leer.

Unter gleichgültigen Gesprächen wurde die Suppe verzehrt. Jetzt ward ein Stück Rindfleisch von ungewöhnlicher Größe aufgetragen. Der Minister selbst machte seine Gäste aufmerksam darauf, und es entspann sich ein Gespräch über Viehmastung, worin besonders die Engländer es sehr weit gebracht. Man sprach von Ochsen, die einige tausend Pfund gewogen. Der Minister warf die Frage auf: wie hoch wohl in Westfalen diese Kunst getrieben worden? Und — als der eine dies, und der andere das berichtete, und verschiedene Meinungen herrschten, so sagte er: „Meine Herren, wir alle verstehen uns nicht darauf; ich denke, wir thun am beßten, wenn wir einen unserer berühmtesten Fleischer kommen lassen, der mag entscheiden.“

Mit diesen Worten gab er seinem Kammerdiener einen Wink, der sich schnell entfernte. Das Gespräch wurde noch eine Weile fortgesetzt, da trat Meister E l e a s a r B ö c k l e i n ehrenfest herein. Sein Sohn saß mit dem Rücken gegen

die Thür, und wurde ihn nicht gewahr. Als aber der Minister den Fleischer anredete, dieser ihm zu antworten begann, und Christian seines Vaters wohlbekannte Baßstimme hörte, sprang er hastig auf, rannte auf ihn zu, und schloß ihn freudig bestürzt in seine Arme. „Gottlob!“ sagte der Minister. „Das wußte ich wohl!“ rief MeisterBöcklein. Alle Gäste stutzten. Der edle Wirth ergötzte sich einige Minuten an der Rührung des Vaters wie des Sohnes, und an dem Erstaunen der Gäste, dann hub er wieder an: „Meine Herren, ich muß ihnen bekennen, daß ich ein wenig abergläubisch bin. Wir sind unserer hier nur dreizehn am Tische, da schmeckt mir kein Bissen. Erlauben Sie, daß der vormalige Rathsherr Böcklein aus Gelnhausen Platz auf dem leeren Stuhle nehme. Setze er sich, mein lieber Meister Böcklein, dort neben seinen Sohn; mache er keine Umstände.“

„I nu, wenn Ew. Excellenz es befehlen“, sagte der ehrliche Alte, stellte seinen Stock mit dem silbernen Knopfe in die Ecke, hing seinen Hut mit den drei großen Spitzen darauf, und setzte sich neben seinen Sohn, der mit den seltsamsten Gefühlen seine Augen dankend, bittend

und fragend auf den Minister heftete. Dieser erklärte nun das Räthsel, indem er seinen wohlgewählten Gästen erzählte, welchen braven, jungen Mann er in seinem Sekretär besitze; daß er nur einen Fehler an ihm kenne, oder vielmehr gekannt habe; daß er nun auch diesen abgelegt, und die letzte Prüfung bestanden: „hätte seines Vaters Erscheinung ihn auch nur verwirrt gemacht, so hätte ich meine Achtung ihm entziehen müssen. Allein er war, was er sein mußte, und nun, Herr Burgermeister“, fuhr er fort, „nun hoffe ich, daß Sie Ihre liebenswürdige Tochter ihm nicht versagen werden. Meister Böcklein ist ein Ehrenmann, den ich mit Vergnügen an meiner Tafel sehe; ich habe ihn dazu eingeladen, er ist den weiten Weg auf meine Bitte hergekommen; lassen Sie uns die Verlobung seines Sohnes feiern.“

Er ergriff das Glas, alle Gäste folgten seinem Beispiel, der Champagner schäumte. Der Kammerdiener präsentirte eine verdeckte Schüssel, sie enthielt Christians Ernennung zum Rath. Das wirkte auf den stolzen Burgermeister mehr, als des Ministers Ueberredung. Er ließ seine Blicke über den Fleischer hinweggleiten, und

nickte dem neuen Rath sein Jawort zu. Christian wollte sich dem Minister zu Füssen werfen, der ihn freundlich in die Arme faßte, und ihm in die Ohren flüsterte: „Prahlen Sie künftig nur mit Ihrer hübschen Frau."

Im Anfange dieser Erzählung stehet einigemal aus Versehen wollener Bock, und es sollte Woldemar Bock heißen, was der geneigte Leser nach Belieben verbessern wolle.

Was geht es mich an?

Der kleine Theodor war ein guter Knabe, nur etwas träge, und was ihn nicht nahe anging, damit gab er sich ungern ab. „Was geht es mich an?“ pflegte er immer zu sagen, besonders wenn es darauf ankam, irgend einem Fremden einen kleinen Dienst zu erweisen: „ich werde doch den Mann in meinem Leben nicht wiedersehen oder etwas mit ihm zu schaffen haben.“

Sein Vater, ein vernünftiger Mann, ein Fabrikant in Breslau, verwies ihm öfter diese Trägheit, diesen Mangel an Theilnahme für alles Fremde. „Unsere Welt ist so klein“, stellte er ihm vor, „daß wir eigentlich Alle Nachbarskinder sind, und gar nicht wissen können, wo wir noch einmal mit einander in Berührung kommen werden.“

Der Knabe schüttelte ungläubig den Kopf.

„Du glaubst mir nicht? — Komme her, ich will dir ein paar Geschichtchen erzählen, die zwar nicht mir selber, doch hiesigen, dir wohlbekannten Einwohnern wiederfahren sind.“

Flugs holte sich Theodor einen Schemel, setzte sich zu des Vaters Füßen, und schaute ihm erwartend ins Gesicht, denn er war ein großer Liebhaber von Geschichtchen.

„Du kennst den Kriegsrath West?“ hub der Alte an.

„Der immer so traurig herumschleicht?“

„Derselbe. Und weißt du auch warum er so melancholisch ist?“

„O ja, er hatte eine liebe Frau, die vergiftet wurde.“

„Ganz recht, aber wie ging das zu? — Der Kriegsrath kam an einem rauhen Wintertage von einer Geschäftsreise zurück. Einige Meilen von hier findet er auf der Landstraße einen zerbrochenen Wagen, drei Herren und eine Dame waren ausgestiegen und froren gewaltig. Der Kutscher und ein Bedienter flickten an dem Wagen, um wenigstens Breslau damit zu erreichen. Es wurde schon dunkel. Der Kriegsrath hätte wohl die Dame und einen der Herren mit in seine Kalesche nehmen können, es flog ihm auch der Gedanke durch den Kopf; allein er war eilig, er hatte seine Frau unpäßlich hinterlassen; die Wege waren schlecht; wenn er noch zwei Perso-

nen auflud, so kam er vielleicht eine halbe Stunde später nach Hause. Er fuhr also still vorbei, und dachte: was geht es mich an? Die Reisenden waren auch zu delikat, ihn darum anzusprechen, doch baten sie ihn, da er einige Stunden früher als sie nach Breslau kommen werde, in ein Wirthshaus zu schicken, welches sie ihm benannten, und warme Zimmer zu bestellen, damit sie sich trocknen und auswärmen könnten. Das versprach er, und fuhr weiter."

„Als er nach Hause kam, fand er seine Frau noch immer krank, obschon nicht gefährlich. Er setzte sich, in einen warmen Schlafrock gehüllt, mit Wohlbehagen zum Essen, erinnerte sich einen Augenblick der armen Reisenden auf der Landstraße, die vermuthlich gegen Mitternacht erst ankommen würden; da er aber seinen Bedienten, der ihm beim Essen aufwartete, nicht gern entbehren mochte, so dachte er: was geht es mich an? und schickte nicht ins Wirthshaus."

„Seine gute Frau, vielleicht durch die Freude über seine Wiederkunft angegriffen, spürte in der Nacht so heftige Wallungen, daß sie gegen Morgen mit der Bitte ihn weckte, ein niederschlagendes Pulver aus der nahen Apotheke holen zu

lassen. Es geschah. Sie mischte die Hälfte davon in Wasser, trank es aus, bekam plötzlich die heftigsten, schmerzhaftesten Zufälle, und starb wenige Stunden nachher.“

„Sie hatte Gift genommen. Der schlaftrunkene Apothekerbursche hatte sich vergriffen. Seine Entschuldigung war: er sei gegen Morgen hastig geweckt worden; ein Kellner aus dem Wirthshause, und ein fremder Bedienter seien hereingestürzt, um Hilfe für eine Gesellschaft von Reisenden zu holen, die in den letzten Zügen gelegen. In dieser Verwirrung — da der Kellner immerfort ihm zugeschrien, der Bediente laut geheult habe — sei die Magd des Kriegsraths hineingetreten, und habe eben so hastig ein niederschlagendes Pulver verlangt. Da habe er die Büchse mit Arsenik ergriffen, die er sonst recht wohl kenne, aber Gott möge ihm gnädig sein, er habe nicht gewußt, was er gethan.“

„Und die Reisenden?“

„Die waren gegen Mitternacht angelangt, hatten kalte Zimmer gefunden; die schnell geheizten Ofen wollten nicht warm genug geben, darum liessen sie, ehe sie sich schlafen legten, noch ein großes Becken mit glühenden Kohlen herein-

bringen, schliefen ein, und wären sämtlich im Kohlendunst erstickt, hätte nicht der Bediente früh um drei Uhr sie wecken wollen. Er fand sie schon ihrer Sinne beraubt. Ihnen wurde noch zu rechter Zeit geholfen, aber die schöne, junge Frau war und blieb todt. — Siehst du nun, mein Sohn, hätte der Kriegsrath ins Wirthshaus geschickt, so wären die Zimmer geheitzt, die Reisenden nicht krank, der Apothekerbursche nicht verwirrt geworden, und die Kriegsräthin lebte noch."

„Du kennst den alten Haberkampf? Er war ein wohlhabender Mann, jetzt ist er blutarm. Vor mehrern Jahren stand ein Artikel in der Zeitung: ein gewisser Herrmann Lißberg sei vor geraumer Zeit in die Fremde gegangen, und habe nichts wieder von sich hören lassen. Da nun seiner Schwester in Holland ausserordentlich viel daran gelegen sei, zu erfahren, ob der Bruder tod oder lebendig, so bitte sie jeden Menschenfreund, der etwa von dessen Aufenthalt, Leben oder Tod unterrichtet sein möchte, ihr solches zu melden; alle Kosten werde man gern erstatten."

„Nun hat der alte Haberkampf einen Vetter, der auf der Küste von Coromandel ansäßig ist, der hatte kürzlich unter anderm geschrieben:

er habe einen Deutschen, Namens Lißberg kennen lernen, der sich viele Mühe gebe, etwas vor sich zu bringen, dem aber nichts gelingen wolle. Unser Haberkampf war also im Stande, die verlangte Nachricht zu ertheilen; er wollte es auch thun, verschob es aber von einem Posttag zum andern, dachte endlich: was geht es mich an? und vergaß die ganze Sache."

„Indessen kam Lißberg nach vielen Jahren zurück, und fand seine Schwester im Besitz seines Erbes, denn sie hatte ihn für todt gehalten, einen wackern Kaufmann geheirathet, der mit eben diesem Gelde sich schon ziemlich emporgeschwungen, und weil er fleißig und ordentlich war, einen zehnfachen Kredit dadurch erworben hatte. Jetzt, da er plötzlich die baaren Summen wieder herausgeben mußte, weil der harte Bruder ihm keine Frist verstattete, sah er sich genöthigt, seine Zahlungen einzustellen. Dadurch fallirte ein Haus in Bremen, mit dem er großen Verkehr getrieben. Durch das Haus in Bremen fallirte ein anderes in Hamburg, und endlich durch das hamburgische eines hier in Breslau, dem Haberkampf sein ganzes Vermögen anvertraut hatte. — Siehst du nun, mein Sohn? hätte er

zu rechter Zeit den Brief nach Holland geschrieben, so wäre Lißbergs Schwager nicht getäuscht worden, hätte mit dem Gelde seiner Frau nicht spekulirt, das Bremer Haus mußte nicht falliren, das Hamburger auch nicht, das hiesige stünde noch und Haberkampf hätte sein Geld noch."

„Du hast den seligen Bolz gekannt? Er starb vor Kummer. Sein Sohn lebt noch, und geht herum wie ein Schatten."

„Wie ging das zu?"

„Es wurde einmal ein Fest in unserm großen Klubb gefeiert, die Gäste waren alle fröhlich, und fröhliche Herzen sind zum Wohlthun geneigt. Das wußten ein paar ehrliche Holländer aus einem Städchen, welches durch Ueberschwemmung gänzlich zerstört worden war. Sie hatten von ihren Mitbürgern den Auftrag erhalten, in Deutschland milde Gaben zu sammeln. Sie traten bescheiden in den fröhlichen Kreis, und trugen ihre Bitte rührend vor; auch würden sie gewiß eine ansehnliche Beisteuer empfangen haben, wäre nicht Bolz aufgetreten, an die Armen unserer Stadt erinnert, und den Satz: was gehen uns die Fremden an? mit großer Beredsamkeit vertheidigt. Die armen Holländer zuckten die Achseln

und entfernten sich seufzend. Es war ihnen an mehrern Orten nicht besser ergangen, denn leider dient jener Satz überall, um den Mangel an Barmherzigkeit zu beschönigen. Sie kamen folglich mit einer sehr geringen Summe nach Hause, wo Hunderte von Nothleidenden ihrer schon lange mit Sehnsucht harrten. Mancher bekam ein Weniges, viele bekamen nichts."

„Das letztere Schicksal traf auch einen Müller, der, weil er seine Kinder nicht länger konnte hungern sehen, sich ins Wasser stürzte. Einige Meilen von da wohnte ein Mann, der eine hübsche Tochter hatte, auch einiges Vermögen besaß; allein so wie die Reize der Tochter zunahmen, so nahm des Vaters Vermögen ab, denn sie war ein verzogenes Kind, das launenhafteste Geschöpf auf Gottes Erdboden; sie regierte den schwachen Vater unumschränkt, und verschwendete, was er mühsam erworben."

„Eines Tages geht sie am Flusse spazieren, da hatte eben der Strom den Leichnam des Müllers ausgeworfen, er lag da mit offenen, starren Augen, ein gräßlicher Anblick, der ihr so plötzlich vor das Gesicht kam, daß sie auf der Stelle von heftigen Krämpfen ergriffen, ohnmächtig

nach Hause getragen wurde. Der Vater sparte keine Kosten zu ihrer Wiederherstellung, allein die Krämpfe kamen immer wieder, kein Arzt konnte helfen. Endlich rieth einer — was alle gewöhnlich anrathen, wenn ihre Kunst erschöpft ist — eine Reise ins Bad. Ob nun gleich des Vaters Umstände schon so mißlich waren, daß die Kosten einer solchen Reise zu erschwingen ihm sehr sauer wurde, so mußte sie doch unternommen werden. Das Töchterlein ging nach Pyrmont, und befand sich da sehr wohl, denn der böse Ruf von ihren Launen und von ihrer Koketterie war nicht bis dahin gedrungen."

„Der junge Bolz, der eben damals in Göttingen studierte und die Doktorwürde erhalten hatte, machte zu seinem Vergnügen einen Ritt nach Pyrmont, lernte dort die schöne Holländerin kennen, wurde von ihr angelockt, und verliebte sich in sie, schrieb an seinen Vater, er habe einen Engel gefunden, und erhielt zur Antwort, daß ein Engel als Schwiegertochter sehr willkommen sein werde. Nun heirathete er sie, und brachte sie nach Breslau, wo sie ihrer neuen Familie ein eben solcher Quälgeist wurde, als sie zuvor ihrem Vater gewesen. Die alte, ordentliche Wirthschaft ging zu Grunde,

der Schwiegervater grämte sich todt, und vermuthlich wird sein Sohn ihm bald folgen. — Siehst du, Theodor? hätte der alte Bolz nicht im Klubb gesagt: was geht es uns an? so wären die Holländer reich beschenkt aus Breslau gezogen. Dann hätte auch der arme Müller Unterstützung gefunden, die Verzweifelung hätte ihn nicht ins Wasser getrieben, das Wasser seine Leiche nicht ans Ufer geworfen, das Mädchen sie nicht erblickt, folglich auch keine Krämpfe bekommen, sie wäre nicht nach Pyrmont gereiset, der junge Bolz wäre ohne sie heimgekehrt, hätte eine brave Landsmännin geheirathet, ging nicht wie ein Schatten herum, und sein Vater lebte noch."

Diese drei Geschichtchen machten Eindruck auf Theodor, der sich ihrer oft erinnerte, und von Stund an gern half, wenn es ihn auch nichts anging.

Eines Tages wurde er von einem seiner Schulkameraden, dessen Vater einen schönen Garten draussen vor dem Thore hatte, eingeladen, um Kirschen in diesem Garten zu essen. Er hatte sich schon den ganzen Morgen darauf gefreut, und konnte kaum die Stunde erwarten. Sie schlug endlich, und er trollte fröhlich zum Thor hinaus.

zum Andenken; es ist wenig werth, aber tragen Sie es zur Erinnerung an einen Fremden, dem Sie den wichtigsten Dienst geleistet."

Theodor nahm die Nadel, dankte, und lief aus Leibeskräften nach dem Garten, wo ihm nun die Kirschen noch einmal so süß schmeckten. Von dem Fremden vernahm er nichts weiter; allein die Nadel hielt er in Ehren, und trug sie, wenn er sich putzte.

Zwanzig Jahre verstrichen. Theodor war ein wackerer junger Mann geworden, jedermann liebte ihn. Er verwaltete nun seines alten Vaters Geschäfte. Der Greis genoß der Ruhe. Sparsamkeit und Fleiß hatten ihm ein artiges Vermögen erworben; jetzt wollte er sein Gewerbe dem Sohn ganz überlassen, darum seine Bücher abschliessen und die Summen einziehen, die man in einigen berühmten Handelsstädten ihm noch schuldig war. In dieser Absicht mußte Theodor eine Reise unternehmen. Er verweilte lange in Hamburg und Berlin, am längsten in Frankfurt am Main, wo er die Geschäfte etwas verwickelt fand.

Hier lernte er Julie Ellring kennen, die Tochter eines reichen Banquiers und eines der

liebenswürdigsten Mädchen in ganz Frankfurt. Sie lebte in vertrauter Freundschaft mit der Tochter des Hauses, in dem er seine meisten Geschäfte trieb, folglich hatte er oft Gelegenheit sie zu sehen, und fühlte bald, daß er für seine Ruhe sie schon zu oft gesehen habe. Allein auch Julie erkannte, daß der offene, biederherzige Schlesier sich von den gewöhnlichen Frankfurter Elegants sehr vortheilhaft unterscheide. Mit diesen konnte sie wohl tändeln, zu jenem faßte sie Vertrauen. Beide näherten sich einander immer herzlicher, und nach einigen Monaten sagte Theodor mit der Hand auf der Brust und niedergeschlagenen Blicken: „Wenn ich Sie doch lieben dürfte!“

Sie hatte nichts dagegen, nur äusserte sie mit einem verstohlenen Seufzer, daß vermuthlich ihr Vater sehr viel dagegen haben würde.

„Darf ich mit ihm reden?“ fragte Theodor.

Sie nickte, und verbarg ihre hold erröthende Wange.

Er bat einige Freunde, den alten Ellring auf seinen Besuch vorzubereiten und ein gutes Zeugniß für ihn abzulegen. Das geschah. Den-

noch empfing der Alte ihn grämlich, und als er seine Worte schüchtern anbrachte, antwortete Ellring: „Ich habe zwar viel Gutes von Ihnen gehört, auch von Ihrem Vater, und hätte folglich gegen Ihre Person nichts einzuwenden, doch wenn Sie billig denken, so werden Sie mir nicht zumuthen, daß ich meine einzige Tochter, der Trost meines Alters, so weit von Frankfurt vermählen soll. Ich kann mich nicht von ihr trennen.“

Vergebens wollte Theodor versprechen, ihn jährlich zu besuchen, oder auch wohl, nach seines Vaters Tode, ganz nach Frankfurt zu ziehen; der Alte blieb dabei: „Es geht nicht an; es thut mir leid, aber ich kann mich dazu nicht entschliessen.“

Da verstummte der hoffnungslose Liebende, und schlug die Augen seufzend nieder. Plötzlich fragte Ellring hastig: „Wo haben Sie die Brustnadel her?“

„Durch einen Zufall erhielt ich sie in meiner Jugend.“

„Durch welchen Zufall? ich bitte —“

Theodor erzählte die Begebenheit. Da schloß zu seinem Erstaunen Ellring ihn in seine Arme,

und sagte: „Sie sollen meine Tochter haben! Ihnen muß ich sie geben, denn Ihnen verdanke ich mein ganzes Glück.“ Und nun erzählte er dem fröhlich Bestürzten, wie er, als ein armer Handelsdiener, aus Preussen gekommen, und nichts besessen, als einige vortheilhafte Zeugnisse und Empfehlungsschreiben, die ihm der sterbende Bruder eines Frankfurter Kaufmanns mitgegeben, und die sich folglich nicht ersetzen liessen; wie er einzig diesen Zeugnissen die Aufnahme in ein solides Haus verdankt; wie er nach und nach die Liebe seines Prinzipals gewonnen, endlich dessen Schwiegersohn und Erbe geworden. „Es ist Gottes Finger“, so schloß er gerührt, „Sie sollen meine Tochter haben. Als Sie vor den Thoren von Breslau mir das Taschenbuch brachten — hätte man mich damals gefragt: willst du diesem Knaben, wenn er ein wackerer Mann geworden, deine Tochter nicht versagen? Mit Freuden würde ich Ja geantwortet haben; warum sollte ich denn jetzt anders denken?“

Julie wurde gerufen, sie bekannte ihre stille Neigung. Spät am Abend verließ Theodor das Haus als Bräutigam, und wie er so freu=

dentrunken über die Straße taumelte, gedachte er der Geschichtchen seines Vaters, und rief laut: „Der gute Alte hat wohl recht gehabt! man sollte nimmer sagen: was geht es mich an?“

Graf Dunkers Abentheuer.

Ein romantisches Mährchen.

Erster Gesang.

Wo reift des Friedens gold'ne Frucht?
Im Thale? wo, auf Bergen?
In welcher unbekannten Bucht
Mag Lieb' ihr Schifflein bergen?
Das gute Glück, wo kommt es her?
Wo ist des Bösen Quelle?
Ach, das erräth man nimmermehr!
Dies Mährchen lehrt's zur Stelle.

....

Auf seiner Ahnherrn altem Gut
Bewohnte Dunker seine hohe Veste;
Nichts mangelt ihm, doch fehlt das Beßte
Dem edeln Herrn — der frohe Muth.
Und ob er wieder ihn zu finden
In alten Büchern viel gestört,

Von Melusinen und Florinden
Viel hat gelesen und gehört:
Doch kann er die, die er im Geist ersehn,
Im weiten Umkreis nicht entdecken,
Bei Frau'n und Fräulein auf den hohen Felsen-
ecken
Hat er umsonst sich umgesehn.

Dies Leben wird ihm endlich gar zu schwer
Bei glüh'ndem Herzen mit dem Nebelheer
Der Liebesträume ohne Ziel zu ringen,
Und er ersinnt sich bessern Rath,
Wie vor ihm mancher Ritter that,
Er nimmt sein Schwerd und läßt die Rappen
bringen.

Mit allem nöthigen versehn,
Zieht fort der Graf in weite Welt
Und hat in sich dies festgestellt:
Nicht eher wieder seine Burg zu sehn,
Als bis er jene aufgefunden,
Die lieblicher Beschwörung gleich,
Ihm, wie aus fernem Himmelreich,
Zürücke brächte goldne Stunden.
Den treusten Knecht, den trauten Jan
Hat er erwählt zum Reis'kumpan.

Nachdem den sonderbaren Zug
Die Beiden ohne Laut begannen,
Spricht endlich Jan: „Verzeiht! nicht werd' ich
klug
Aus dem, was Ihr jetzt angesponnen.
Es dünkt mich gar ein närrisch Thun
So in die weite Welt hinein zu laufen,
Gleich Krämern, welche kaufen und verkaufen
Anstatt daheim im Federbett zu ruhn."

„Ja, wenn sie gleich gefunden wäre
Die Ruh' — entgegnet hohen Blicks
Der Ritter — „dann wär's keine Ehre
Zu werden Meister seines Glücks.
Was in der tiefen Brust uns quälet
Erkennet nie des andern Sinn;
Ich will's Euch sagen, was mir fehlet —
Merkt auf! — die Gräfin Dunkerin!"

Jan ward bis über beide Ohren roth;
„Und deshalb müßt Ihr in die Weite,
Als hätt' es hier an Weibern Noth?
Für Euch gäb's Dutzendweise Bräute,
Die Dunkersburg hat allzugutes Brod.
So leicht vertrauet Ihr dem Glück und seinem
Nicken!

Herr! glaubt es, was sich schicken soll,
Das muß sich wie von selbsten schicken;
Kurz, wer zu Hause bleibt, thut wohl."

„Ihr sprecht", erwiedert Dunker, „wie ein Tropf,
Als wär die Welt nur eine Krippen-Halle,
Und habt, wies rohe Volk, in keinem Falle
Für zarte Liebe weder Herz noch Kopf.
Mag's selten sein, daß die sich finden,
Die sich im Ahnungszug verstehn,
Ihr zweites Ich in fremder Brust empfinden,
Doch ist solch Wagstück zu bestehn.
Das Glück macht bei den Schwachen nie die Runde,
Nur im Vertraun und Wagen liegt die Möglichkeit
Zu fahen, was allein in günst'ger Stunde
Die Herrscherin der Welt verleiht."

Jan hört dem Ritter zu mit offnem Munde,
Dann spricht er: „Nun so mag's dann sein,
Daß wir das Wagestück probiren,
Wenn wir nur etwa nicht verführt vom Irrlichtschein,

Den Weg nach Haus — ja Roß und Mann ver-
lieren."
Und raschen Trabes ziehen die Gespannen
Hinweg von ihrer Heimath Gau'n
Und immer weiter stets von dannen,
Als zögen sie die Welt zu schaun.
Sie übernachten oft in armen Hütten,
Spähn überall der Weiber Thun und Sitten,
Und meiden nur der Städte breiter Pfad;
Allein ob weit und breit sie ziehn
Wo Ebnen dehnen, hohe Firnen glühn,
Die Dunker sucht, die bei dem ersten Blick
Ihm künde sein ersehntes Glück,
Zeigt nirgends sich, und Jan belacht im Stillen
Des Ritters nimmermüden Willen,
Um leere Schatten sich zu mühn.

Als schon des dritten Mondes Funken sprühn,
Spricht Jan: „Nun werdet Ihrs doch glauben,
Die Welt sey überall die Welt?
Und anders kann's nicht sein, denn selbst die Him-
melstauben
Verwildern flugs im Erdenfeld."

Graf Dunker fühlt bei sich: der Knecht
Hab diesmal wirklich etwas Recht,

Doch schnell erwiedert er: „Wer Netze stellt
Muß viel sich mühn und durch Geduld gewinnen,
Auch das gilt durch die ganze Welt.
Nie wird erspürt das Höchste von den Sinnen!
Wer eine Herzensbraut begehrt
Dem müssen gute Feen oder Elfen,
Der Zufall, alles muß ihm helfen,
Nur so wird Himmlisches bescheert.“
Jan brummte dies: ich lobe mir die Fähre
Der Herrn im alten Testament,
Die hielten sich im Haus ein Dirnenregiment
Und heckten junges Volk wie Sand am Meere.

So zogen Dunker hin und Jan,
In Ihrer Meinung zwar verschieden,
Doch hörten sie einander willig an
Bewahrend nach wie vor der Hausburg alten Frieden.

Zweiter Gesang.

Lied von der Liebe.

„So tönet Minnesängers Lied
Der hohen Lieb' zu Ehren,

Treu soll es wo die Seltne blüht
In seiner Weise lehren.
Wo Lieb' am Schein und Sinnen kleibt,
Da kleibt auch das Gemeine,
Aus ernstverschloßner Knospe treibt
Die Ros' ins Himmelsreine.
Ein Mägdlein das die Lieb' erzieht,
Blüht weltentlegner Stille,
Nur da gedeiht ein zart Gemüth,
Nur da des Herzens Fülle."

Dies Lied Graf Dunker öfters sang
Den Muth sich zu beleben,
Es schien der Weise holder Klang
Ihm Recht und Sieg zu geben;
Auf seiner Weise leiert Jan:
„Nichts halt' ich auf die Stillen,
Ich lob' mir die auch laufen kann
Ins Feld mit jungen Füllen."

Einst als sie manchen langen Tag
Durch ödes Feld geritten,
Und nebenbei viel Ungemach
Bei Tag, bei Nacht erlitten:
Erblicken sie von ungefähr,
In goldnem Duft zu sehen,

Wie Inseln glänzen aus dem Meer
Umgrünte sanfte Höhen.
Als nun das schönste Thal vor ihnen ruht,
Wird's Beiden eigenwohl zu Muth,
Sie lassen flugs die Rosse grasen,
Jan wirft sich auf den weichen Rasen
Und sagt nur noch: hier schläft sich's gut.

Der Ritter gönnt dem Treuen gerne
Die langentbehrte Ruh', doch er,
Als nahten ihm bedeutungsvolle Sterne,
Blickt in die Gegend unruhvoll umher.

Wie mischen hier sich Einfalt, Ueppigkeit!
Wie sich die Bäume blähn und ründen!
An Silberbächen prangt der Blumen Herrlichkeit;
Die Vögel singen süßen Weltgesängen
Bei Blüthen sieht man reife Früchte hängen;
Graf Dunker dünkt sich hier in einer Fabelzeit.

Mit leisem Schritt folgt er dem Bach entlang;
Es scheint ein leichtbetret'ner Gang
Bewohnte Fluren anzukünden.
Er findet einen Kreis uralter Linden,
Zu deren Füßen sich ein Rasensitz erhebt;
Noch mehr, er findet Blumen, zart verwebt,
Die frischgewelket einen Stamm umwinden.

„Wer mochte Blumen also zart verbinden?
— Forscht seine Neugier — „trau'n! nur eines Mädchens Hand;
Und war die Holde da, sie konnte nicht verschwinden,
Es muß unfehlbar aus dem Haine sich
Ein Pfad zu ihrer Wohnung finden."

Jedoch so weit Graf Dunker strich
Und spähte, ist kein Pfad zu sehn,
Die Sonne neigt bereits zum Untergehn;
Vergebens blickt er nach den hohen Linden,
Und selbst den Bach kann er nicht wieder finden.

Nachsinnend bleibt er jetzo stehn,
Weil ihn kein Rückwegszeichen leitet,
Und Abenddämm'rung sich mit Macht verbreitet:
Da läßt sich etwas milderhelltes sehn.
Er fühlt sich von dem Scheine wie geblendet,
Bis aus dem Dunst, der hin und her sich wendet,
Hoch prangt ein pfeilerreiches Schloß.

„Ha! ruft er, welche Günst'ge goß
Mir heute Glück in meine Lebensschale!"
Rasch will er zu dem marmornen Portale;
Kein Wächter ist zu sehn; mit goldnem Strahl
Führt eine Lampe ihn zu einem offnen Saal.

Süß haucht darin erquickungsvolle Luft
Wie wenn mit Blüthen Weste kosen,
Und wie von frischgepflückten Rosen
Umgiebt ihn zauberischer Duft.
Wie schlägt sein Herz! „O zeigte sich die Hand",
Ruft er: „die jene Blumen dort gewunden,
Und wohnte hier, weit abgewandt
Vom Weltgeräusch, die nirgends ich gefunden."

Bald tritt er in des zweiten Saales Raum;
Sanftbebend tönt ihm, wie im Traum,
Die Silberstimme einer Zitter,
Und eine Harmonie, die glücklich macht;
Er lauscht, vergessend sich, da zeigt voll Pracht
Sich ihm ein dritter Saal, durch dessen hohe Gitter
Nur spärlich fällt der Schein der Nacht.
Ach, was erblickt sein Aug! Im Dämmrungsscheine wallt
Die jungfräulichste Hochgestalt.
Nur erst von fern erscheint sie seinen Blicken,
Doch wird es ihm so wohl, so weh,
Und schon der zartgebogne Rücken
Verkündet eine Himmlische.

Dem Ritter ists, als wär' sein Muth entflohn,
Und fürchtet diese Zarte zu erschrecken;

Es bleibt ihm Red und Wort im Herzen stecken
Und seine Lippe findet keinen Ton.
Als er es endlich wagt und näher wankt
Da wendet sich die Einsame zurück,
Ein Fremdling kniet vor ihr! sie bebt, sie schwankt,
Und in dem gleichen Augenblick,
Als blichen hin die Rosenwangen,
Sinkt sie, beraubt der Kräfte, hin.
Der Ritter eilt behend sie aufzufangen;
Doch wie verwirret ist ihm jeder Sinn,
Bei seines Blutes niegefühltem Drängen,
Da er gleich einer Blumenkönigin
Die Holde sieht in seinen Armen hängen.

Zum Glücke ruhn bei dieser Ritterpflicht
Der Schönen Wang' und Busen nicht,
Ein Ohr nur und des Busens Blumenketten
In Dunkers Händen, sonst wär hier zu wetten:
Auch er verlor das Gleichgewicht.

Allmählich kehrt der Geist der Hingesunknen wieder,
Ist sie auch noch wie halb entseelt;
Die Lippe bebt, die Sprache fehlt,
Doch schon bewegen sich die Augenlieder.

O Dunker! deine Sterne walten,
Nah ist der große Augenblick,
Da sich zwei Herzen still mit dem Geschick
Versöhnen, und zu seltnem Himmelsglück
In einer Sylbe sich entfalten.
Und siehe! liebevoll zu ihm gewandt
Reicht die Erwachte ihm die Hand,
Um ihren Dank nicht zu verhalten.
Mit lüstern hellem Glanze kehrt des Mondes Strahl
Zu sehn den Glücklichen, der in dem schönsten Saal
Umschlungen hält in Liebesarmen
Sein langgesuchtes Mädchen-Ideal. —

Doch was geschieht? Ihr Götter habt Erbarmen!
Was sieht? was hört der Graf mit einem Mal?
Es hebt sich aus dem Schleier nackt und kahl
Ein Wachtelkopf, der, wie in ihn vernarrt,
Ihn anblickt und aus vollem Halse schnarrt.
Wer würd' in solchem Fall nicht wild?
„Fort, ruft der Ritter, Hexe! Eulenbild!"
Und schleunigst eilt er aus dem Saal.
Den Fliehenden verfolgen Feuergluthen
Von allen Seiten klirrt des Todes Stahl;

Graf Dunker kämpft und kämpft — bis in die
Fluthen
Des Bachs er stürzt, so schwer wie Blei,
Doch nun, nun fühlt er wiederum sich frei;
Er schwingt mit einem kühnen Satze
Ans and're Ufer sich hinan,
Und kommt, zwar naß wie eine Katze,
Doch glücklich hin, zu seinem Jan.

Dritter Gesang.

Zu stürzen so von seiner Hoffnung Höhen,
Der Fall war ernst und fürchterlich;
„Ein Unstern waltet gegen mich“,
Spricht Dunker, „das ist klar zu sehen“;
Und Jan erfährt, was ist geschehen.

Der läßt die Sache sich zu Herzen gehn,
Und meint der Ritter soll bei hellem Tageslicht
Ein Abentheuer hier bestehn.
„Ein solches Beelzebub-Gesicht
Das hält es sicher mit dem alten Drachen,
Und es ist wahre Christenpflicht
Ein solches Unthier todt zu machen.“

So eifert Jan, und Dunkers Heldensinn
Will nach des Knappen Vorschlag sich bequemen.
Sie lenken straks zum Bache hin,
Und schwimmen, um den nächsten Weg zu nehmen,
Auf ihren Rossen durch den Bach.
Allein kein Schloß und keines Schlosses Dach
Ist irgendwo zu sehn. Sie fragen
Bei Hirten, die vorüberziehen nach,
Und hören dieses nur, als Nachhall alter Sagen,
Daß jene Stelle, wo die Linden ragen,
Geheißen sonst der Engel-Hain.
„Herr!" spricht nun Jan: „Herr, mäuschenstille
Lenkt jetzt mit mir zur Hausburg wieder ein;
Verschluckt die theur gekaufte Pille,
Und laßt die Weiber Weiber sein!"

Jedoch, als trieb ein Dämon neue Posse,
Traf beide Abentheurer jetzt ein Gram;
Es wurden plötzlich ihre guten Rosse
Aus freien Stücken völlig lahm.
Nichts ärgers könnte Reutern wiederfahren;
Selbst Dunker fühlt, daß ihn das Glück nur neckt,
Und daß es schwer ist, Muth zum Freien zu bewahren,
Wenn man im tiefen Sande steckt.

Indessen zeigt nach wen'gen Stunden
Den Keuchenden neue Hoffnungsspur,
Da sie auf einer Wiese Hufesspur,
Die frischgetreten ist, bemerken.
„Wo Rosse sind", spricht Jan, „da ist auch Rath zur Kur."
Bald führt ein schmaler Pfad zu einer Mühle Werken,
Und hier erklärt sich die gefundne Spur.

Beim Mühlendamme langt mit freundlichem Gesichte
Des Müllers Tochter auf zwei Eseln an.
„Gott grüß den edlen Rittersmann
Und seinen wackern Reis'kumpan!"
Spricht Bertha und den Korb voll reifer Früchte
Stellt sie den beiden Fremden hin.
Auch Brod bringt sie auf ihr Begehren,
Dann kehrt, als ob die Herren nicht gekommen wären,
Sie wiederum mit frohem Sinn
Des Wegs zurück, auf welchem sie gekommen.

Sogleich wird nun des Müllers Rath vernommen;
Und dieser meint, nach gründlichem Ersehn,

Es dürften Wochen bei der Kur vergehn,
Sonst droh' dem Uebel größere Gefahr,
Und nicht zu denken sei, für's edle Paar
Der Rosse, jetzt an's Weitergehn.
Doch Jans Genie macht einen Ausweg klar:
„Herr Ritter", spricht er heimlich, „offenbar
Erfreut der Müller hier sich nicht Gewinns;
Was gilts? gern nähm er Eure Dunkers-
mühle,
Die pachtlos stehet, in den Zins.
Die Rappen fänden Pflege, Nahrung, Kühle,
Der Müller brächte sie uns nach,
Inzwischen zögen mit den Eseln wir zum Ziele,
Und kämen glücklich unter Dach."

Graf Dunkern war die Heimkehr gar nicht
recht,
Doch auch das Bleiben schien ihn zu verdrießen,
Drum überläßt er es dem treuen Knecht,
Den Handel mit dem Müller abzuschliessen.
Er selber irrt für sich in dem Gedankenfeld,
Und bei der Mühlenräder Lärmen
Versucht er's in die alte Hoffnungswelt
So gut es geht, zurückzuschwärmen,
Doch alle Lust hat ihm die letzt Nacht vergällt.

Er sieht der Abendzeit entgegen mit Verlangen
Um auszuruhn; da kehrt mit vollen Wangen
Die gute Bertha, und ein Eichentisch
Ist flugs mit sauberm Linnentuch umhangen.
Sie bringt den schönsten abgesottnen Fisch,
„Den, spricht sie, hab ich recht zum Glück gefangen,
Und diese Ziegenmilch ist frisch."
Seit Langem war dem Ritter nicht so wohl geschehen,
Und auf der ganzen Reise hat er nicht
Das frohe Herz im redlichen Gesicht,
Wie solches Bertha zeigt, gesehen.
Allein der gute Dunker traut
Jetzt keinem Blicke, keinem Laut,
An Liebe mag er gar nicht denken,
Sie ist ein zu gefährlich's Kraut,
Gemacht, vom rechten Weg die Leute abzulenken.
Nur heimlich sieht er Bertha an,
Und überläßt's dem wieder lust'gen Jan
Sich zu erfreun in alten Schwänken,
Bis allen winkt die Ruh der Nacht.

Kaum ist der neue Tag erwacht,
Da sitzet Jan bereits mit Spieß und Sporn

Auf einem Roß mit langen Ohren,
Und weckt den edlen Reis'kumpan;
Doch solche Eil paßt nicht in Dunkers neusten Plan.
„Ein Tag der Rast, spricht er, kann nichts verschlagen,
Ihr könnt heut Fische fangen in dem Bach,
Und mit den Eseln wird gemach
Ihr Obst nach Haus die gute Bertha tragen.

Jan suchte flugs des Baches Gleise,
Er schafte gerne für den Mund —
Der Ritter aber macht die kurze Reise
Mit Bertha zu dem Aepfelgrund.

Er hilft behend die tiefern Früchte brechen,
Und steigt — wohl traut er selber kaum
Sich solches zu — mit ihr auf einen Baum.
Hier sieht und hört er sie so traulich sprechen,
Denn beide trennt ein kleiner Zwischenraum.

An Berthas Hand ist Dunkers Hand gepreßt,
Und unbeachtet bleibt die glatte Fähre,
Es glitscht sein Fuß, und sicher wäre
Gefallen er, wies Vöglein aus dem Nest,
Hielt er sich nicht an Bertha fest.

Die holde Bertha kann sich in den Zweigen
Um keinen Schritt zurücke neigen,
Nichts bleibt ihr, als dem Ritter lieblich beizu-
stehn.
Entzückt ruft Dunker nun: „Gelößt ist göttlich
schön
Der Schwur, den ich gelobt zu meinem Glücke.“
Kehrst du mit mir als trautes Weib zurücke,
Dann bin ich mehr als überreich. —
Und Bertha sagte alsogleich,
Mit kindlich unverstelltem Blicke:
„Die Erde nicht, der Himmel gibt mich Euch!“

⁂⁂⁂⁂⁂⁂

Bedarf das Mährchen weitern Schluß? —
Die Blätter säuselten vor Lust beim ersten Kuß,
Den Dunker auf der Trauten Wangen drückte,
Und laut pries nun selbst Jan des Glückes Ge-
nius,
Der seinem Herrn den goldnen Apfel pflückte.

Karl Graß.

Seltsame Prozession der Jesuiten, wie auch ein Jesuiten-Ballet.

Gewöhnlich bildet man sich ein, daß alle Handlungen der Jesuiten den Stempel der Schlauheit getragen haben, und daß Künste und Wissenschaften bei ihnen zu Hause waren, allein es gab doch auch unter ihnen ganze Klöster voll der albernsten Gesellen. Luxemburg und Aix in der Provence haben in den Jahren 1685 und 86 drollige Beispiele davon aufgestellt.

In Luxemburg besaßen sie ein wunderthätiges Marienbild, die heilige Jungfrau vom Trost genannt (de consolation). Als Ludwig XIV. die Stadt belagerte, waren die Herren Jesuiten gut spanisch gesinnt, und versicherten die Einwohner, wenn sie nur ihrer Patronin einen goldenen Schlüssel in die Hand gäben, so würde nie ein Franzose die Stadt betreten. Die Belagerten eilten diese Vorschrift zu erfüllen, aber die Franzosen kehrten sich nicht an den gol-

denen Schlüssel, sondern öffneten die Thore mit ihren eisernen Schlüsseln.

Nun sattelten die Jesuiten um. Sie hatten, während der Kriegsgefahren, das wunderthätige Bild wirklich in Sicherheit gebracht, den goldenen Schlüssel vermuthlich auch; als die Gefahr vorüber war, holten sie es zurück, und stellten bei dieser Gelegenheit eine große Prozession an. Da wurde die heilige Jungfrau vom Trost in feierlichem Pompe getragen, umgeben von den Göttern Mars, Vulkan, Ceres, Pomona u. s. w. Religion und Wahrheit wurden durch ganz Aegypten vorgestellt, die den Ruhm begleiteten. Eine Menge andere Nymphen umschwärmten die heilige Jungfrau, und sollten alle die Wohlthaten versinnlichen, welche durch jene Patronin ausgespendet wurden. Aber es waren lauter zeitliche Wohlthaten; die Nymphen der Freude, der Stärke, des Ueberflusses, der Gesundheit, des Friedens, der schönen Künste; von christlichen Tugenden war nichts zu schauen.

Bei alle dem schien die christliche Wunderthäterin doch des heidnischen Gottes Mars gar sehr zu bedürfen, denn er befahl seinen Bom-

barbieren, sie künftig in Ruhe zu lassen. Man konnte nicht umhin an die Götter des Homer zu denken, wie sie bald für bald wider die Trojaner Parthie ergreifen, oder an die Juno des Virgel, die, nachdem sie den Aeneas so viel in ihren Kräften stand, geneckt, ihn endlich unter ihre Protektion nimmt. So war auch die Jungfrau vom Trost bald Spanierin, bald Französin. Eigentlich hätte sie wohl eine Oestreicherin sein und bleiben sollen, denn die Fürsten dieses Hauses, welche Luxemburg besaßen, hatten ihr jederzeit die größte Ehrfurcht bewiesen.

Aber an Oesterreich wurde gar nicht mehr gedacht, denn Ludwig XIV. war jetzt der Stärkste, folglich mußte auch bewiesen werden, daß er der Würdigste sei. Diesen Beweis führte man durch eine Reihe von Gemälden, welche alles darstellten, was Ludwig XIV. zu Ehren der heiligen Jungfrau gethan. Auf dem ersten dieser Gemälde sah man die Eroberung einiger holländischen Städte (als ob der Krieg in Holland ein Religionskrieg gewesen wäre). Auf dem zweiten die Verbannung der damaligen Helldenker (Messieurs du port royal), die sonder Zweifel weniger der heiligen Jungfrau, als den Jesuiten ein Dorn

im Auge waren. Auf dem dritten das Bombardement von Algier, welches auch wohl schwerlich der Jungfrau Maria zu Ehren unternommen worden, denn diese wird von den Türken selbst in mehrern Kapellen verehrt, auch würde man sie in diesem Fall den Türken als Friedensbedingung vorgeschrieben haben, daß sie künftig der Mutter Gottes noch mehr Respekt beweisen sollten; allein von ihr war keine Rede.

Das vierte Gemälde war der Ausrottung der Ketzerei gewidmet, die eine Feindin der heiligen Jungfrau ist. Das zielte auf die Protestanten, welche der König bekanntlich auf das barbarischste behandelte, aber gewiß nicht als Feindin der Mutter Gottes, denn das waren sie nie, obgleich sie dieselbe nicht göttlich verehren wie die Katholiken.

Das fünfte Gemälde feierte die Beendigung des Krieges, „weil dieser Krieg der Ehre der heiligen Jungfrau vom Trost zuwider gewesen.“ Hier fielen die schlauen Herren in einen offenbaren Widerspruch, denn Ludwig selbst hatte diesen Krieg angefangen, von dem, wenn er der Ehre der heiligen Jungfrau zuwider gewesen war, jetzt nicht mehr die Rede sein durfte.

Das sechste Gemälde endlich sollte eine Darstellung des zwanzigjährigen Waffenstillstandes vorstellen, der aber auch sicher nicht vom Könige abgeschlossen wurde, um etwa die Wallfahrten zu der heiligen Jungfrau vom Trost zu vermehren. Die ganze Prozession beweiset, daß die Luxemburger Jesuiten nicht recht bei Troste waren.

Das meinten auch die Herren Kollegen in Paris, hingegen machten ihre Herren Kollegen in Aix ein Jahr nachher eben so alberne Streiche. Sie veranstalteten nämlich ein Ballet zum Empfang eines neuen Erzbischoffs. Schon der Tanz überhaupt schien manchem ein Greuel. Sie zogen einen alten Traktat des heiligen Karl ans Licht, der ausdrücklich gegen den Tanz geschrieben, „um fromme Christen davon abzuwenden"; sie erinnerten sogar an den unhöflichen Ausspruch des Cicero: nemo fere saltat sobrius nisi insanis, zu deutsch: man ist gewöhnlich betrunken oder nicht wohl gescheit, wenn man tanzt.

Wir, die wir, den Tanz betreffend, nicht so strenge Grundsätze hegen, würden den Jesuiten das Ballet wohl verzeihen, wenn es nur nicht ein so abgeschmacktes Ballet gewesen wäre. Nämlich es wurde vorgestellt die Erwählung des neuen

Prälaten, und zwar auf folgende Weise: Sechs Genien tanzten eine Weile, da fiel plötzlich ein goldener Apfel vom Himmel, und eine Stimme rief: dem Würdigsten! — Sogleich warfen sich die Genien auf den Apfel, suchten ihn einander wegzureisen, und konnten durchaus nicht einig werden, bis endlich der Genius des neuen Erzbischoffs den Sieg davon trug. Das war nicht allein eine armselige Erfindung, sondern auch ein schlechtes Kompliment für den Herrn Prälaten, der, wie es schien, auf das Erzbistum Jagd gemacht hatte, wie die Genien auf den Apfel.

Hernach erschienen eine Menge Nymphen, welche seine verschiedenen Tugenden darstellen sollten; aber auch hier hatten die Herren Jesuiten sich sehr ungeschickt benommen, denn man vermißte unter ihnen die Nymphen der Keuschheit und der Demuth. Kurz, die Jesuiten waren eben so schlechte Balletmeister, als Erfinder von Prozessionen.

Ohne Zweifel würde man sie nie vertilgt haben, wenn sie stets dem Sinnbilde treu geblieben wären, welches sie einst in Kupfer stechen ließen, um dadurch das erste Jahrhundert ihrer Gesellschaft zu bezeichnen. Da sah man nämlich

einen Genius, der einen Spiegel zeigte, mit der Umschrift: sine labe (ohne Flecken), und einen andern, der einen leeren Beutel mit Füßen trat, mit der Umschrift: sine aere (ohne Geld).

Eine Bemerkung von Bayle.

Sie gehört nicht zu den tröstlichen, aber zu den wahren Bemerkungen. Er machte sie bei Gelegenheit der Behauptung eines Philosophen: daß die sinnlichen Vergnügen bei weitem nicht so lebhaft wären, als die Freude eines Mathemathikers, der eine neue Demonstration entdeckt hat. O ja, sagte Bayle, wenn man nur den Menschen Geschmack an der Wahrheit beibringen und die träge Gleichgültigkeit für solche Dinge aus dem Wege räumen könnte. Aber eben diese Gleichgültigkeit ist so groß, daß es unter hundert Menschen gewiß kaum drei gibt, die nicht lieber zehn Thaler im Spiel gewinnen, als die wahre Ursache der weißen Farbe entdecken möchten, oder denen ein warmer Ofen im Winter nicht mehr Vergnügen gewährte, als eine geometrische Entdeckung.

Wohin überhaupt geringfügig scheinende Entdeckungen führen können, darüber stellen gewöhnliche Menschen nie Betrachtungen an. Wenn zum Beispiel, als man zum ersten Male bemerkte, daß eine am Magnet geriebene Nadel beständig eine gewisse Stellung einnahm, man einen Kaufmann gefragt hätte, was er davon hielte? so würde er ohne Zweifel geantwortet haben: es sei eine recht artige Entdeckung, die aber zu nichts auf der Welt nütze, und man müsse viel Zeit zu verlieren haben, um sich mit solchen Spielereien zu beschäftigen. Daß diese Nadel die Pforten einer neuen Welt öffnen werde, wäre ihm nicht in den Sinn gekommen. (Die Wahrheit gleicht gewöhnlich einem Keime, der eben erst aus der Erde bricht. Die Wenigsten ahnden in diesem Keime den künftigen Baum, darum treten die meisten ihn mit Füßen).

Eine arithmetische Aufgabe von Fontenelle.

Jedermann weiß, daß, wenn man die Zahl 9 multiplizirt, und die Zahlen, welche daraus entstehen, einzeln zusammenfügt, sie immer wieder 9 geben, z. B. 4 mal 9 ist 36, 6 und 3 ist 9; oder 9 mal 9 ist 81, 8 und 1 ist 9 u. s. w. Aber nicht jedermann wird bemerkt haben, daß diese Eigenschaft der 9 nicht blos unter hundert sich beschränkt, sondern auf alle nur mögliche Multiplikationen sich erstreckt. 14 mal 9 z. E. ist 126, 6, 2 und 1 macht wieder 9. Oder, wenn auch nicht gerade 9 herauskommt, so doch gewiß eine kleinere Multiplikation dieser Zahl. Z. E. 41 mal 9 macht 369, 3, 6 und 9 geben 81, 2 mal 9 ist 18. Es ist auch gleichviel, auf welche Art man die Zahlen zusammensetzt. Sagt man zum Beispiel — statt 3, 6 und 9 — 36 und 9, so gibt das 45, 5 mal 9 ist 45. Oder sagt man 3 und 69, so gibt das 72, 8 mal 9 ist 72. Man kann auch die Zahlen verwerfen, es bleibt immer das-

selbe. Man setze, statt 369, 963, so geben 9 und 63 wiederum 72, oder 96 und 3, 99, 11 mal 9 ist 99. Man mag die Zahlen vermehren so viel man will; natürlich können dadurch eine unendliche Menge von Kombinationen entstehen, aber unfehlbar wird eine jede derselben die Zahl 9 oder eine Multiplikation von 9 liefern. Kommen Nullen vor, so ist es gleichgültig, ob man sie mit zählt oder nicht, es kommt immer dasselbe heraus. Z. E. 10206 ist eine Multiplikation von 9; wirft man nun die Nullen weg, so geben 1, 2 und 6 die Zahl 9; oder läßt man die Nullen stehen, so geben 10 und 26 die Zahl 36, 4 mal 9 ist 36. Keine andere Zahl besitzt diese Eigenschaft, bei der 9 hingegen ist sie ewig unveränderlich. Es entsteht also die Frage: ob sie ein bloßer Zufall, oder in der Natur dieser Zahl gegründet ist, und sich mathematisch demonstriren läßt? —

Wie würde sich ein Rabbiner oder ein Pythagoräer gefreut haben, wenn er sie entdeckt hätte! Oder der Jude Philon, der sich so große Mühe gab, die Schönheit der 7 zu erweisen. Schade, daß die 9 nicht irgendwo für die heilige Zahl gilt, sie würde ihre Rolle mit vielem Anstand spielen.

Anekdoten.

Der große Trauerspieldichter Corneille starb 1684, und zwar in der Nacht vom letzten September auf den ersten Oktober. Dieser Umstand gab Veranlassung zu einem edlen Wettstreit zwischen dem Abbé Lavau und Racine. Der Erstere nämlich war Direktor der französischen Akademie vom 1 Juli bis zum letzten September, der Andere vom 1 Oktober bis zum letzten Dezember. Nun wollten beide die Ehre haben, die Leichenfeier des verstorbenen Mitgliedes in der Karmeliterkirche zu veranstalten. Der Eine sagte: ich war noch Direktor als Corneille starb; der Andere: ich bin es jetzt, da er begraben werden soll. Die Akademie mußte sich versammeln, um durch Mehrheit der Stimmen den Zwist zu entscheiden; sie sprach für den Abbé Lavau, und ein Spaßvogel sagte zu Racine: „Wenn irgend jemand unter uns war, der auf das Recht, Corneille zu begraben, Anspruch machen durfte, so waren Sie es, mein Herr — indessen haben Sie es doch nicht gethan.“

An Corneille's Stelle sollte dessen Bruder gewählt werden, allein die Wahl verzögerte sich, weil Racine anzeigte, der Duc du Maine, der noch sehr jung war, wünsche aufgenommen zu werden. Die geschmeidigen Herren Akademiker trugen sogleich Racine auf, den Herzog zu versichern, daß, wenn auch kein Platz erledigt wäre, jedes Mitglied sich ein Vergnügen daraus machen würde zu sterben, um ihm Platz zu machen. Der König war vernünftiger, als die gelehrten Schmeichler, und versagte seine Einwilligung zu dieser Wahl.

Corneille war Advokat zu Rouen, und spürte nicht den mindesten Beruf ein dramatischer Dichter zu werden, als ein kleines, verliebtes Abentheuer sein Genie weckte. Er machte eine Komödie daraus, unter dem Titel Melite, und erstaunte selbst nicht wenig, da er sich plötzlich als den Schöpfer einer neuen Gattung von Schauspielen rühmen hörte; denn man kannte damals nur langweilige Trauerspiele oder sehr niedrig komische Lustspiele. Sein Stück hielt die Mittelstraße, wurde mit ausserordentlichem Beifall auf-

genommen, und gab sogar Veranlassung zu Errichtung einer neuen Schauspieler-Gesellschaft, weil man voraus sah, daß das Theater künftig häufiger besucht werden würde. Die Dame, welcher Frankreich seinen großen Corneille verdankt, wurde von Stund an in Rouen nur Melite genannt. Er machte nachher noch vier oder fünf Stücke, die alle seinen Ruf bei der Nachwelt nicht begründet haben würden, die aber doch weit besser waren, als die beßten der damaligen Zeit. Medea war das erste seiner Werke, in dem er einen höhern Flug nahm. Der Cid wurde in alle Sprachen übersetzt. Er selbst hielt Rodogune für sein beßtes Stück. Allein auch er erfuhr die Launen der Musengunst; seine Pertharite wurde ausgezischt. Das machte ihm die Bücher zuwider, und er übersetzte nun das Buch von der Nachfolge Christi. Dadurch verrauchte sein Zorn gegen das Publikum. Melpomene winkte, und er sank aufs neue in ihre Arme, um von ihr mit Lorbeeren gekrönt zu werden. Surena war sein letztes Stück, und er schon fast ein Siebenziger, als er es schrieb. Er lebte noch zehn Jahre, ließ aber wirklich die Feder ruhen.

Es ist wohl eine höchst seltene Erscheinung in der Literatur, daß ein siebenjähriger Knabe seine gesammelten Werke herausgiebt. Nicht einmal der junge Witte, von dem jetzt so ausserordentlich viel Lärm gemacht wird, hat dergleichen gewagt. Es war auch nur eine französische Schmeichelei, welche die Druckerpresse auf diese Art entweihte. Von demselben Duc du Maine, dessen oben erwähnt worden, erschienen Oeuvres diverses d'un auteur de sept ans, ou Recueil des Ouvrages de Monsieur le Duc du Maine, qu'il a fait pendant l'année 1677 et dans le commencement de 1678. Der feine Schmeichler und Höfling Benserade war der Herausgeber derselben, Racine machte die Dedikationsschrift. Das Büchlein enthält Züge aus der Geschichte, Maximen und Billets. Die Vorschriften seines Schreibmeisters hatten dem Knaben nicht gefallen, er machte sie selber aus der Geschichte, die jener nachher ins Reine schrieb. Das war denn der erste Theil seiner Werke. Der zweite besteht aus zehn Maximen, von welchen ich eine zur Probe liefere. „Ein Geheimniß, das uns anvertraut wird, muß man niemanden wieder sagen, aber unsere eigenen Geheimnisse können wir entdecken wem wir wollen.

Haben wir die Vertrauten schlecht gewählt, so war das nur mit Unbesonnenheit; plaudern wir aber ein fremdes Geheimniß aus, so ist das eine Niederträchtigkeit.“ — Der Billete sind eine ziemliche Menge, und für ein Kind von sieben Jahren mögen sie recht artig sein; aber wozu die ganze Spielerei?

So oft neue Erfindungen in der Kriegskunst (das heißt eigentlich in der Kunst zu morden) gemacht werden, so oft hört man laute Klagen über Verletzung des Völkerrechts, und doch kann man Hundert gegen Eins wetten, daß nach wenigen Jahren alle Völker die neue Erfindung angenommen haben. So geschah es in einer Schlacht zwischen den Florentinern und den Venetianern (zu den Zeiten Lorenz von Medicis), daß der General der Letztern wenige Tage vorher die Kunst erfunden hatte, sein Geschütz auf Räder zu setzen, und es auf dem Schlachtfelde herumzufahren. Ganz Italien schrie darüber als eine unrechtliche Art Krieg zu führen, und doch hatte man damals noch keine reitende Artillerie.

Dieselbe Schlacht zeichnete sich noch durch eine andere Sonderbarkeit aus. Sie war nämlich

noch nicht geendigt, als die Nacht hereinbrach; da zündeten die Knappen und Knechte Fackeln an, und leuchteten ihren Herren wie beim Turnier.

Indessen mag ich beide Anekdoten nicht verbürgen, denn ich habe sie von Varillas entlehnt, einem Geschichtschreiber, der eben nicht im Rufe der Wahrheitsliebe steht.

Er ist es auch, der in demselben Buche (Florentinische Anekdoten) das folgende Geschichtchen liefert. Der Gelehrte Polikian wurde von einer strafbaren Leidenschaft für einen seiner Schüler ergriffen, welche zu befriedigen nicht in seiner Macht stand. Darüber bekam er ein hitziges Fieber. Mitten im Paroxismus verfertigte er ein Gedicht auf den geliebten Gegenstand, sprang aus dem Bette, ergriff eine Laute, komponirte das Gedicht, und sang es dann so schmelzend, daß er schon bei der zweiten Strophe seinen Geist aufgab.

Der Stifter des strengen Ordens von la Trappe war nichts weniger als ein Heiliger. Es gibt ein altes Buch, betitelt: les véritables

motifs de la conversion de l'Abbe de la Trappe, in welchem erzählt wird, diese Bekehrung sei theils durch das Mißlingen seiner politischen Intriguen, theils durch eine unglückliche Wendung seiner verliebten Abentheuer bewirkt worden. Er soll in den Zänkereien zwischen dem Kardinal Mazarin und dem Kardinal Retz, für den Letztern alle die satyrischen Pamphlets geschrieben haben, welche damals erschienen. Der Erstere blieb Sieger, und folglich war der Abbé verloren.

Aber eine noch weit schreckliche Erfahrung machte er in der Liebe. Er hatte sich längst manchen Ausschweifungen ergeben, bis endlich eine sehr schöne Herzogin ihn fesselte. Dieser blieb er getreu und besuchte sie oft insgeheim, da er einen Schlüssel zu ihrem Schlafzimmer hatte, und durch eine verborgene Treppe dahin gelangen konnte. Einst, nach einer Abwesenheit von einigen Tagen, wollte er einen ähnlichen Besuch abstatten, ohne zu wissen, daß die Herzogin indessen an den Blattern gestorben war. Er schleicht die Hintertreppe hinauf, öffnet leise die Thür, und siehe da, eine scheußlich entstellte Leiche liegt vor ihm. Man sagt sogar, der Kopf sei ihr abgeschnitten gewesen, und habe ihn blutig ange-

grünst. Ein solcher Anblick konnte wohl aus der Fassung bringen. — Aber warum hatte man ihr den Kopf abgeschnitten? — Der Sarg soll zu kurz gewesen sein. Das klingt freilich unwahrscheinlich, indessen gibt es der Beispiele mehrere von Grausamkeit der Bedienten gegen die Leichen ihrer Herren. So zum Exempel erzählte Beauvais Nangis in seiner Geschichte der Günstlinge, daß der Leichnam des Connetables de Luynes sehr nachlässig in einen Sarg gelegt und ein grünes Tuch darüber gedeckt worden, auf welchem die Bedienten des Verstorbenen Karten spielten.

Es muß vorzeiten böse, erzböse Frauen gegeben haben, die auch den bravsten Mann zur Verzweifelung brachten. Ich lese zum Beispiel im heil. Fulgentius den mir bisher unbekannt gewesenen Grund zur Himmelfahrt des Propheten Elias. Man weiß, welche Händel er mit der Gemahlin des Königs Ahabs, mit dieser bösen Sieben hatte. „Nun denn“, sagt der heilige Fulgentius: „Es blieb dem Propheten nichts anders übrig. Er mußte sich mit lebendigem Leibe

in den Himmel flüchten, um vor Isabels Wuth sicher zu sein."

Ein Beispiel seltsamen und fürchterlichen Hasses ist wahrlich folgendes: Vor der französischen Revolution hatte ein Edelmann in Poitou, Namens Pontet, einen Prozeß mit seinem Nachbar angefangen, blos aus Haß, um ihn zu verderben. Aber Pontet verlor ihn. Plötzlich versöhnte er sich mit seinem Feinde in dem Grade, daß er ihm seine eigene Tochter zur Gemahlin gab.

„Ich hätte Sie nie für so schwach gehalten! Sie geben ihm noch obendrein Ihre Tochter?" sagte ihm vorwurfsweise einer seiner Freunde.

„Lassen Sie mich nur machen!" sagte Pontet, und rieb sich mit schadenfrohem Lächeln die Hände: „das Mädchen ist eine Furie. Es hat mir hundertmal das Herz gebrochen; aber ich habe ein zähes Leben. Doch den ärgert die Furie zuverläßig ins Grab hinunter, ehe er die Hochzeitschuhe zerrissen hat. Verlassen Sie sich drauf."

Im Angesicht des Feindes, der unter dem Donner der Kanonen heranrückte, stand eine

Kompagnie junger Konscribirter. Einer derselben war blaß vor Angst, und bebte als hätte er das Fieber.

„Schäme dich“, sagte sein Lieutenant voll Unwillens: „du zitterst wie eine Memme. In der Gefahr muß man kalten Blutes sein!“

„Ach, das bin ich, Herr Lieutenant“, erwiederte schlotternd der Konscribirte: „nur viel zu kalt; drum friere ich eben.“

Der Marquis de Fontrailles war in der Verschwörung vom Cinq-Mars im Jahr 1642 gegen den Kardinal Richelieu verwickelt. Er machte sich aber schnell aus dem Staube und floh nach England, sobald das Komplott verrathen war. — Man machte ihm Vorwürfe, daß er seine Mitverschwornen, den jungen Cinq-Mars, den Herrn de Thou und andere feigerweise im Stich gelassen, die nun für ihre Sache ihren Kopf zum Schafot trugen.

„Sehen Sie“, sagte Fontrailles: „die Herren alle sind groß, und behalten noch eine anständige Größe, wenn man sie auch um eine Kopflänge verkürzen würde. Aber ich bin gar zu

klein, und so eine Operation müßte mich schlechterdings ganz zum Zwerg machen.“

Man kann von der mystischen Dunkelheit unserer romantischen Poeten nicht immer das sagen, was Balzac so schön von Tertullian sagte: Die Dunkelheit dieses alten Kirchenvaters sei wie die Schwärze des Ebenholzes — sie glänzt! —

Kardinal Richelieu war bekanntlich kein kleiner Despot, und daher argwöhnisch im höchsten Grad, wie jeder, der weiß, daß man ihn nicht lieben könne. Sein Kammerdiener Desnoyers allein mußte bei ihm im Schlafzimmer des Nachts sein. Jedesmal, ehe der Kardinal zu Bette ging, untersuchte er alle Winkel des Schlafgemachs. Eines Abends fand er unter Desnoyers Bett zwei Bouteillen Wein, die dieser dahin gestellt hatte, um sich, während des Nachtwachens zu unterhalten. Der Kardinal aber glaubte nun fest, es sei Gift. Desnoyers ward gerufen.

„Was ist das?“ schnob ihn der Kardinal an.

„Wein!“ sagte Desnoyers verlegen.

„Und wozu?“

„Zur erlaubten Gemüthsergötzung Ihro Eminenz.“

Der Kammerdiener war durch des Kardinals Heftigkeit ausser Fassung. — „Trink aus!“ schrie der Kardinal: „trink aus!“

Freudig setzte der Kammerdiener die Bouteille an. Er mußte beide auf der Stelle austrinken.

„Verdammte Fortuna!“ schrie ein Italiener, der gern spielte, aber kein Vermögen hatte: „Du kannst mich zwar zum Verlieren zwingen, in meinem Leben aber nicht zum Bezahlen!“

Der Nekromant.

Eine wahre Anekdote.

In einem französischen Städtchen an der deutschen Grenze lebte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts — also war die Grenze damals noch nicht am Rhein — ein Arzt, Namens Pontac, der nicht nur im Städtchen, sondern zehn Meilen in der Runde für den größten Zauberer gehalten wurde, der jemals, seit den Zauberern am Hofe Pharao's, in der Welt gelebt hatte. Diesen Ruf hatte ihm ohne Zweifel seine entsetzliche Perrücke verschaft, die größer als alle Perrücken, und ohne Puder, kohlschwarz wie eine finstere Wolke sein Haupt umnachtete. Dann hatte er ein Paar lange, schwarze Augenbraunen, vor denen sich alle Kinder und Mädchen fürchteten, wenn er sie auf- und abzog im Gesicht; endlich zum Ueberfluß auch noch einen schwarzen Pudel, der so viel Kunststücke verstand, daß er und seine geheime Wissenschaft selbst den aufgeklärten Bürgern des Städtleins verdächtig vorkommen mußte.

Man nannte daher den seltsamen Mann, der aus guten Gründen nie heurathen wollte, seine Kranken besuchte, oder Kräuter sammelte, dicke Bücher las, und sich sonst aus der Welt nicht viel machte, kurzweg den Nekromant, oder Schwarzkünstler. Er wußte das wohl, aber hatte nichts dagegen. Denn alle Leute glaubten dafür mehr an ihn, als an den Herrn Pfarrer; seine Küche wie sein Keller waren nie leer. Er war, troß der großen Augenbraunen, der gutmüthigste Mann, und jeder hatte ihn gern. Auch erinnerte sich niemand, daß er jemals auch nur einem Kinde einen Stein in den Weg gelegt hätte.

Folgende Geschichte gehört inzwischen zu seinen schönsten Zauberstückchen.

Man war in der Stadt längst darüber eins, daß der junge Jory, Receveur oder Einnehmer des Distrikts, die hübsche Tochter des reichen Weinhändlers la Palme eingenommen hätte, und zwar nicht für Königs, sondern eigene Rechnung. Weder die hübsche Tochter, ich glaube sie hieß Anette, weil manches artige Mädchen so hieß, noch der reiche Weinhändler, hatten viel dagegen einzuwenden. Denn Jory war ein schöner Mann, von dem man sich allenfalls ein-

nehmen lassen konnte; und zweitens war er nebst dem Weinhändler der reichste Mann des Städtchens, war Receveur, konnte an die Spitze einer Intendance kommen, endlich gar wohl Generalintendant werden, wo dann die Minister und Prinzen ihm den Hof zu machen hatten.

Unter uns gesagt, Anette liebte den Jory von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe, wie es vorschriftsmässig sein soll; und Jory liebte Annetten, wie es damals hieß, zum Sterben, oder nach heutiger Redensart, zum närrisch werden. In der That ist die heutige Redensart wohl richtiger, denn man sieht selten Liebende sterben, aber der närrischen Streiche machen sie alle genug.

Auch Anette und Jory wollten keine Ausnahme von der Regel sein. Daher machten sie acht Tage vor der feierlichen Verlobung folgenden närrischen Streich. Da war ein Ball. Anette tanzte gern und gut. Ein junger Obrist, dem man bei Erstürmung einer Festung, wo er die Fahne vortrug, den linken Arm, aber nicht das Bein weggeschossen hatte, tanzte ebenfalls vortrefflich, und er ließ Anetten den ganzen Abend nicht los. Die Uniform war glänzend, und so etwas gilt schon bei den Mädchen. Für Jory

aber galt das gar nichts. Er war ausser sich vor Zorn, und schwur, er wolle Anetten nie mehr sehen. Aber der Eidbrüchige schielte doch beständig nach ihr, und als sie einmal unter den Tanzenden fehlte, lief er umher von Ecke zu Ecke, und suchte sie. Da er nun ins Nebenzimmer trat, sah er sie, und den einarmigen Obrist auf den Knieen vor ihr, als hätte er zum Stehen beide Beine verloren.

Herr Jory schwenkte links ab, und rief: sie liebt mich nicht! — Hätte er schon Werthers Leiden gelesen, so würde er sich ohne Zweifel eine Pistole geborgt und Pulver gekauft haben. Davon wußte er noch nichts. Er lief also in voller Verzweifelung nach Hause, entkleidete sich, und sprang mit beiden Füssen — ins Bett. Den folgenden Morgen kündete er Liebe, Verlobung und alles schriftlich auf; schickte Hrn. Lapalme alle Geschenke zurück, und machte den Nachmittag sogleich der Tochter des Maire den Hof, die zwar nicht schön war, aber an deren Hals man sich wohl aus wahrer Verzweifelung hängen konnte.

Anette war untröstlich; Herr Lapalme wüthend gegen den Schimpf, welchen ihm Jory

Es gelang ihm, sich in der Dämmerung in Lapalme's Haus zu schleichen; um eilf Uhr schlief alles. Nur Anette hoffte trostlos auf die Wirkung von des Doktors Zauberkünsten. Und sie erschien. Jory lag weinend zu ihren Füssen.

Aber drei Stunden war fast zu strenge Busse; und daß der Jory sie auch, aus Furcht vor Lapalme's Zorn, so unschicklich wählte; — man denke nur gegen Mitternacht, wo alle böse Geister vor alten Zeiten ihr Spiel trieben!

Es ist Geheimniß geblieben, wie lange Jory kniete und Anette stumm war. Aber den folgenden Morgen blühte Anette wie eine Rose, und brachte Hrn. Lapalme den Morgengruß, und sah ihn beschämt und bittend an, als hätte sie kein gutes Gewissen. Da kam der Nekromant. Hr. Lapalme fiel ihm um den Hals, und schwor, er wolle Hrn. Jory nicht ermorden. Da das Anette hörte, führte sie den Papa in ihre Kammer, und Jory, der sich nun einmal das Knieen angewöhnt hatte, lag kniend vor dem Papa. — Den gleichen Tag mußte Verlobung sein. Hochzeit war geschwind darauf, und Herr Pontac hatte für ...ne Teufelskünste den ganzen Keller voll Cham...ner.

n. Sie eine B...

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Auswahl kleiner Romane und Gedichte für Freunde einer aufheiternden Lektü
re

Bd.: 2

Aarau 1812

P.o.germ. 63 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104920-7